606.885

FESTSCHRIFT FÜR KARL MOLLAY

350335

BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK

Schriftenreihe des Lehrstuhles für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität

4

F e s t s c h r i f t
Karl Mollay zum 65. Geburtstag

MTAK
0 0003 18492 9

Budapest
1978

606885

Budapester Beiträge zur Germanistik

Herausgegeben von Antal Mádl
in Zusammenarbeit mit

János Juhász und Zsuzsa Széll

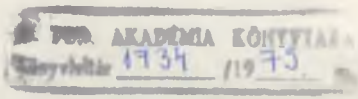
MAGYAR
TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

Technische Redaktion:
Lajos Szalai und Helmut Bergner

Verantwortlicher Herausgeber: A. Mádl Budapest, V.,
Pesti B. u. 1

Herstellung: Druckerei der Loránd-Eötvös-Universität
Budapest VIII., Kun Béla tér 2

HU ISSN 0138-905X
Copyright: a szerzők, 1978



Inhalt

Vorwort des Herausgebers..... 9
Anikó N. Balogh: Grenzen der Lyrik in der skaldischen Dichtung..... 11
Péter Bassola: Die Stellung der verbalen Prädikatsteile in den Gliedsätzen der Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin..... 21
Katalin Beke: Zur Frage der deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jahrhunderts..... 33
Árpád Berczik: E.T.A. Hoffmann und die Weltliteratur 43
Helmut Bergner: Zum Komma im Deutschen und zu seiner Rolle im Germanistikstudium von Ausländern..... 65
Katalin Fenyves: "Der Freund der Tugend", die erste moralische Wochenschrift in Ungarn..... 79
Sándor Gárdonyi: Rufnamen, Schreibsprache und Mundart in Schemnitz (1364-1426)..... 87
Judit Györi: Der "Geniestreich" Klaus Manns..... 99
Regina Hessky - János Juhász: Synchronie, Diachronie und Metaphorisierungsprozeß..... 121
Claus Jürgen Hutterer: Zur historischen Typologie der altgermanischen Personennamen..... 131
Marianna Kertész: Aktuelle Fragen der Wortbildung... 145
Sarolta László: Einige Überlegungen zu einer vergleichenden Valenzanalyse ungarischer und deutscher Verben..... 159
Péter Lieber: Wortschatzprobleme im Zusammenhang mit dem Ofner Stadtrecht..... 171
Karl Manherz: Beiträge zur volkskundlichen Beschreibung der Töpferei in Nadasch/Mecseknádasd und Altglashütten/Óbánya in der Baranya..... 183

Antal Mádl: Namen bei Thomas Mann..... 193
Lajos Némedi: Eduard Schulte. Gedichte. Coeln 1850... 207
Miklós Salyámosy: Eine philologische Novelle (Hertha von Polenz)..... 223
Péter V. Simon: Gottlieb August Wimmer (1791-1863). Ein deutscher Sohn des ungarischen Reformzeitalters..... 241
Lajos Szalai: Die mhd. dentalen Spiranten (z und s) in der Sprache der Ödenburger Kanzlei in den Jahren 1460-70..... 255
Ferenc Szász: Der k.u.k. Leutnant um 1900 aus österreichischer und ungarischer Sicht..... 269
István Szathmári: Vorwärtsweisende Tendenzen im sprachwissenschaftlichen Schaffen von Albert Molnár Szenczi..... 283
Zsuzsa Széll: Bertolt Brechts Dialektik der Moral.... 295
László Tarnói: Genetische Beziehungen einer Ballade der ungarischen Romantik..... 307
László Valaczkai: Über deutsche Aussprachenormen, Realisierungsvarianten und gemäßigte Hochlautung als Leitbilder für die Sprechkommunikation und für den Ausspracheunterricht..... 323
András Vizkelety: Eine wiedergefundene Handschrift des sog. Spielmannsepos "Sankt Oswald"..... 331
Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften Karl Mollays..... 343
Mitarbeiter..... 357

Tartalom

A kiadó előszava..... 9
Balogh Anikó: A lira határai a "skald" költészetben 11
Bassola Péter: Az igei állitmány helye a "Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin" mellékmondataiban 21
Beke Katalin: A magyar nyelv 16. századi német jövevényszavainak problémái..... 33
Berczik Árpád: E.T.A. Hoffmann és a világirodalom... 43
Bergner Helmut: Gondolatok a vessző funkciójáról a német nyelvben valamint annak szerepéről külföldi germanisták képzésében..... 65
Fenyves Katalin: A "Der Freund der Tugend", az első magyarországi moralizáló hetilap..... 79
Gárdonyi Sándor: Személynevek, kancelláriai nyelv és nyelvjárás Selmecbányán (1364-1426)..... 87
Győri Judit: Klaus Mann "zsenicsinye"..... 99
Hessky Regina - Juhász János: Szinkrónia, diakrónia és metaforizálási folyamat..... 121
Hutterer Miklós: Az ógermán személynevek történeti tipológiájának kérdéséhez..... 131
Kertész Marianna: A szóképzés időszerü problémái.... 145
László Sarolta: Néhány gondolat a magyar és a német igék összehasonlitó valencia-elemzéséről..... 159
Lieber Péter: Szókincsproblémák a Budai Jogkönyv kapcsán..... 171
Manherz Károly: Adalékok a Baranya megyei Mecseknádasd és Óbánya fazekas kézmüiparának néprajzi leirásához..... 183
Mádl Antal: A nevek szerepe Thomas Mann müveiben.... 193

Némedi Lajos: Eduard Schulte. Gedichte. Coeln 1850... 207
Salyámosy Miklós: Filológiai novella (Hertha von Polenz)..... 223
Simon Péter: Gottlieb August Wimmer (1791-1863). A magyar reformkor német fia..... 241
Szalai Lajos: A kfn. dentális spiránsok (s és z) a soproni kancellária nyelvében (1460-1470)..... 255
Szász Ferenc: A cs. és k. hadnagy a századfordulón magyar és osztrák szemszögből..... 269
Szathmári István: Előremutató tendenciák Szenczi Molnár Albert nyelvészeti munkásságában..... 283
Széll Zsuzsa: Az erkölcs dialektikája Bertolt Brechtnél..... 295
Tarnói László: Egy romantikus magyar ballada genetikus kapcsolatai..... 307
Valaczkai László: Német kiejtési normák, realizációs változatok és mérsékelt köznyelvi ejtés mint a beszédkommunikáció és kiejtéstanitás mintái..... 323
Vizkelety András: A Szent-Oszvald "joculator"-eposz egyik ujból előkerült kézirata..... 331
Mollay Károly publikációi..... 343
A kötet szerzői..... 357

Vorwort des Herausgebers

Seit mehr als vier Jahrzehnten hat unser Jubilar, der am 14. November 1978 seinen 65. Geburtstag begeht, schöpferischen Anteil an der ungarischen Germanistik. Seine Lebensbahn führte von der westungarischen Stadt Sopron (Ödenburg) zur Universität Budapest, wo er als Mitglied des Eötvös-Kollegiums Germanistik und Romanistik studierte und sich früh der Sprachwissenschaft zuwandte, weil er, wie er selbst scherzend zu sagen pflegt, seine Liebe zur Literatur nicht verlieren wollte. Die folgenden Jahre führen ihn als jungen Gymnasiallehrer nach Nordostungarn, dann zurück nach Budapest, wo er bis heute, ausgenommen eine durch den Krieg verursachte Unterbrechnung, auf seinem Fachgebiet tätig ist. Er unterrichtete in einem Gymnasium, später im Eötvös-Kollegium, war beim Aufbau der Hochschule für Fremdsprachen tätig und dann dort Dozent. Seit dem Anfang der fünfziger Jahre vertritt er am Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur der Universität Budapest als Dozent, später als Professor die ältere Abteilung und wandte sich vor allem der Sprachgeschichte zu. Seine Heimatstadt, deren wissenschaftliche Zeitschrift "Soproni Szemle" (Soproner Rundschau) er auch heute noch redigiert, bietet ihm dabei durch ihr reichhaltiges deutschsprachiges historisches Quellenmaterial eine fast unerschöpfliche Fundgrube.

Er hat am Anfang seiner Laufbahn das Gefährdetsein und die Krisen der ungarländischen Germanistik miterlebt und gehört heute zu ihren annerkanntesten Vertretern.

In der vorliegenden Schrift werden sprachwissenschaftliche Themen behandelt, die die unmittelbaren Forschungsgebiete des Jubilars betreffen, seine langjährigen Forschungen wieder aufgreifen und mit neuen Belegen ergänzen. Darüber hinaus handelt

es sich um Themen, die er zum Teil bei seinen Schülern mit Ratschlägen und Förderung angeregt hat. Auch Themen, die von der Diachronie bis zu den Problemen der Gegenwartssprache reichen, sich dem Fremdsprachenunterricht oder der sprachlichen Konfrontation Deutsch-Ungarisch zuwenden, berühren ein Feld, mit dem sich der Jubilar in seiner langjährigen Tätigkeit beschäftigt hat. Und da für ihn Sprache und Literatur keine getrennten Disziplinen sind, sondern eine echte Einheit bilden, dürfen auch die Autoren der literaturwissenschaftlichen Beiträge hoffen, daß ihre Festgaben mit Liebe aufgenommen werden.

Die Autoren dieser Publikation freuen sich, daß sie zustande gekommen ist, denn sie scheint uns auch geeignet zu sein, die unmittelbaren Mitarbeiter und Kollegen der Budapester Germanistik mit denen der anderen Germanistischen Institute Ungarns noch enger zusammenzuführen und vielleicht auch neuen gemeinsamen Zukunftsaufgaben den Weg zu bahnen. Und bei solchen neuen Vorhaben rechnen wir nach wie vor auf die Mitarbeit unseres Jubilars, auf seine Anregungen, auf seine Bereitschaft, sich auch weiterhin allem Neuen anzuschließen.

Anikó N. Balogh:

Grenzen der Lyrik in der skaldischen Dichtung

1.0. Die schriftliche Kultur des mittelalterlichen Norwegens und Islands blickt auf eine mehrhundertjährige Tradition der mündlichen Kultur zurück. Die literarische Überlieferung wird vermutlich bis zum Ende des 11. Jahrhunderts fast ausschliesslich durch dichterische Texte in Versform vermittelt. Die Tradierung der altnordischen Dichtung regeln zwei verbreitete Systeme der Gattungen: die Versepik und die skaldische Dichtung.

1.1. Die skaldische Dichtung, die sich heute schon mit mehr oder weniger grosser Sicherheit mit der europäischen höfischen Dichtung vergleichen lässt, blieb in verstreuten und häufig fragmentarischen Quellen erhalten, meistens in die Texte von Sagas aus dem 13.-14. Jahrhundert eingebettet bzw. in der skaldischen Sammlung von Snorri Sturluson aus dem 13. Jahrhundert.

1.2. Die Untersuchung der Entwicklung der altnordischen Dichtung wirft sehr viele interessante Fragen auf, hier können wir uns nur damit befassen, dass wir - unter Hinweis auf die charakteristischen Züge der skaldischen dichterischen Tradition - auf die Frage eine Antwort zu geben versuchen, ob man von Lyrik in der skaldischen Dichtung sprechen kann, ob es solche poetische, stilistische, metrische Formen gibt, die in der aus dem 10.-13. Jahrhundert bekannten skaldischen Dichtung Lyrik zum Ausdruck bringen.

2.0 Heute besteht schon allgemein - und wahrscheinlich mit Recht - die Annahme, dass beim Prozess der Herausbildung

der altisländischen skaldischen Versdichtung auch der Einfluss europäischer dichterischer Formen nicht ausgeschlossen ist, der Reim und die Silbenzählung sind Form-Besonderheiten, die vermutlich von keltischem Ursprung sind. Trotzdem stellt die innere Entwicklung des altnordischen metrischen Systems auch eine Reihe von Erscheinungen dar, die es wert wären, weiter verfolgt zu werden.

2.1. Im Laufe der Überlieferung der skaldischen Dichtung sind viele sich auf den Kontext beziehende Angaben unklar geworden. Die Mehrheit unserer Angaben kennen wir aus den Texten der Sagas des 13.-14. Jahrhunderts, es muss aber berücksichtigt werden, dass die Sagas in erster Linie das Gesellschaftsbewusstsein der Epoche ihrer Niederschrift vermitteln. Deshalb ist eine annähernd zuverlässige Kontext-Analyse nur unter Berücksichtigung des gesamten skaldische Gedichte verwendenden Saga-Korpus möglich.

3.C. Im Komplex der skaldischen Gattungen sind, angefangen von den die Grenze der Lyrik berührenden Gedichten bis zur politischen Dichtung, die unterschiedlichsten Gattungen zu finden.

3.1. Eine skaldische Gattung kann nach Steblin-Kamenskij verschiedene Funktionen erfüllen: 1. feierliches Gedenken /wie z.B. der Lobgesang - der drápa-, die genealogische kommemorative Dichtung - der tal -, die mit der sogenannten "Huldigung" der europäischen Dichtung, den gehobenen, mit Anbetung zusammenhängenden Gattungen, Verwandtschaft aufweist; 2. Zeitvertreib, Unterhaltung /hier liessen sich die verschiedenen Gattungen der Gelegenheitsdichtung erwähnen, z.B. níðvísa 'Spottvers'; 3. Nachrichtenübermittlung, Rechenschaft, Berichterstattung, als historisches Dokument wird von diplomatischen Verhandlungen der Botschafter, den politischen Ereignissen der Wikingerzeit, von Duellen, Mord- und Prozessangelegenheiten berichtet. Diese Funktion lässt sich also mit dem deutschen Nachrichtengedicht des 16. Jahrhunderts oder mit der Rolle der Presse in den modernen Gesellschaften vergleichen, wenn auch die Dichtungen gemessen an der künstle-

rischen Aussage des 20. Jahrhunderts nicht überragend sind. /Steblin-Kamenskij 1961, 111./ Diese Verse nahmen vom Gesichtspunkt der historischen Überlieferung eine wichtige Funktion in der Kommunikation ein. In ihnen ist eigentlich eine mehr oder weniger bewusste Äusserung der Generierung der Geschichte, die erste Formulierung, das Zustandekommen des historischen Bewusstseins zu sehen.

Schliesslich sei noch die vom Gesichtspunkt unseres Themas mit der Troubadour-Dichtung und der deutschen Minnesänger-Tradition /bzw. dem Frauenlied/ typologisch verwandte altisländische mansongr-Dichtung genannt, die nach der modernen Interpretation zwar keinesfalls als Liebesdichtung angesehen werden kann, doch sind einige ihrer Schöpfungen vom Gesichtspunkt der Frage nach den "Grenzen der Lyrik" lehrreich.

3.2. In der altisländischen Dichtung gibt es keinen Begriff zur Bezeichnung der höfischen Liebe, wie z.B. in der deutschen Dichtung, wo die Minne eigentlich eine Kategorie der Liebesdichtung ist und einen poetisch zentralen Begriff darstellt. Da es in Island keine direkt höfische Dichtung gibt, kennt man auch den Begriff der höfischen Liebe nicht, es existiert keine ausgearbeitete Liebes-Ideologie, so dass man unterschiedliche Kategorien /kaerleikr, elska, munr, ást/ /Steblin-Kamenskij 1961, 112./ zur Bezeichnung des mit Liebe in Verbindung stehenden Begriffskreises findet, die gerade durch ihr Nebeneinanderbestehen und ihre Inkongruenz beweisen, dass eine der "Minne"-Ideologie ähnliche Vorstellung nicht existiert hat.

So ist es also verständlich, dass in der skaldischen Dichtung das aus der europäischen Lyrik bekannte Motiv der "süssen Liebe" und der "bitteren Liebe" fehlt. Eine Ausnahme bildet ein Teil der Verse der Kormáks saga und der Gunnlaugs saga, die - ohne Zweifel unter dem Einfluss der europäischen Ritterdichtung - in die Richtung einer gehobenen Liebesauffassung und einer damit verbundenen Dichtung zeigen.

3.3. In der aus dem 14. Jahrhundert überlieferten Gunn-

laugs saga ormstungu zeigt sich schon ein grundlegend anderes Verhältnis zwischen Mann und Frau als in vielen früheren Isländersagas; wie wir sehen, lässt sich der Einfluss der höfischen Literatur der Ritterzeit nachweisen, mehrere Motive der Tristansage werden wieder aufgenommen. Die für die kontinentale Liebeslyrik charakteristische Landschaftsanschauung ist hier in erster Linie in der Änderung der poetischen Funktion der Kenninger wahrzunehmen. In den Kenningern dominieren immer mehr die ästhetischen Elemente, die Kenning--Reihen drücken hier die Gefühle des Dichters aus: brámáni 'Wimpern-Mond', bruna brims af ljósum himni 'aus dem hellen Himmel der Brauen', hvarma tungl 'Stern des Augenlids' - indem der Blick der Dame, ihr Auge, mit dem Glanz des hellen Himmels, den Strahlen des Mondes, der Sterne und der Sonne verglichen werden.

4. Wenn man in diesen romantischen skaldischen Gedichten die Grenzen des lyrischen Ausdrucks sucht, so müsste man auch die klangliche Möglichkeit und die metrisch-ästhetische Information berücksichtigen. Erste Versuche zur Redundanz-Messung der mit der skaldischen Metrik verwandten eddischen Metrik sind schon vorgenommen worden. Der deutsche Forscher Helmut Lüdtke hat die Daten der Redundanz-Messungen von der Metrik der Edda, des altfranzösischen Rolandliedes und des griechischen Epos miteinander verglichen. Überraschenderweise kam er zu dem Ergebnis, dass sich die metrische Redundanz des quantitativen Hexameters, des altfranzösischen epischen Verses und des eddischen Stabreimverses übereinstimmend zwischen 0,6 und 0,8 bewegt /Lüdtke 1965, 237-38/. Auch Elemér Hankiss verweist im Zusammenhang damit darauf, dass ein von der Zeit, der Sprache, der literarischen Tradition mehr oder weniger unabhängiger "Redundanz-Anspruch" der das Epos lesenden, hörenden Menschen bestehen kann, d.h., dass ein gewisser Grad der Gebundenheit als epische Ausdrucksweise empfunden wird. Und da der metrische "Redundanz-Anspruch" des Lesers anderen Verstypen, z.B. dem traditionellen lyrischen Vers gegenüber, wahrscheinlich bedeutend höher ist, wäre es vorstellbar, dass

man einmal die verschiedenen Verstypen, Versformen nach dem Mass ihrer metrischen Redundanz klassifizieren kann. Auf alle Fälle würde es sich lohnen, die Ergebnisse der quantitativen Messungen der skaldischen Metrik mit denen der zu dem gleichen metrischen System gehörenden eddischen Metrik zu vergleichen. Jedoch hat man auf diesem Gebiet bisher noch keine quantitativen Messungen vorgenommen, obwohl die Durchführung der Messungen weniger kompliziert ist als z.B. im Falle der lyrischen Gattungen des 20. Jahrhunderts /Hankiss 1977, 63-67/.

Die Schöpfungen der skaldischen Dichtung enthalten, wie wir gesehen haben, abgesehen von wenigen Ausnahmen, faktische Wahrheit, die komplizierten Kenning-Systeme lassen sich auf je eine Aussage, die eine soziologisch typische Wahrheit darstellt, reduzieren. Der Dichter zählt konkrete Umstände auf, womit er verhindert, dass die Aussage auf die Ebene der künstlerischen Verallgemeinerung gehoben wird. Diese Erscheinung bezeichnete der sowjetische Philologe Steblin-Kamenskij als "archaischen Naturalismus", und er stützt sich auf das Argument, dass der skaldische Dichter nicht über die konkrete Widerspiegelung hinausgelangen kann, der Prozess der künstlerischen Verselbständigung noch nicht so weit gediehen ist, dass die individualistischen dichterischen Formen reifen können. Dort, wo wir trotzdem Zeugen ähnlicher Erscheinungen sein dürfen, weist die altisländische Dichtung eigentlich auch über die in den traditionellen skaldischen Formen gegebenen Möglichkeiten hinaus, neben der Gelegenheitskomposition, dem sklavischen Kopieren, erscheint der Geist des individuellen Schöpfers, die Wirklichkeitsspiegelung des Dichterindividuums. Die dargestellte Realität beginnt sich von der alltäglichen faktischen Praxis zu lösen und in die Sphäre des Allgemeinen überzugehen, was zugleich auch mit der dichterischen Introspektion verbunden ist /Steblin-Kamenskij 1961, 114/.

5. Besondere Beachtung verdient von diesem Gesichtspunkt Egill Skallagrímsson, der isländische Dichter aus dem 10. Jahrhundert /910-970/.

Egill Skallagrímsson war ohne Zweifel die erste souveräne Dichterpersönlichkeit der altisländischen Literatur. Seine Dichtung bringt einen völligen Wandel in der Anschauung, hebt manch eine der gefestigten literarischen Normen auf. Das Objekt der thematischen Ebene ist hier schon das dichterische Subjekt und nicht mehr die Beschreibung von Ereignissen oder hervorragenden Persönlichkeiten, wie es bei der Loblied-, oder bei der skaldischen Dokumenten-Dichtung zu sehen war, wo die Fixierung von mit Königen und Sippenhäuptern verbundenen Ereignissen, die Darstellung von Schlachten der Wikingerzeit, d.h. der Handlungsreichtum, dominierte.In dem Sonatorrek tritt die Handlung in den Hintergrund. Im Laufe der extensiven Abbildung der dichterischen Innenwelt vermitteln einige Elemente, Momente aus der Aussenwelt, einen Querschnitt, der sich aus jenen wesentlichen Elementen setzt, die die Gefühle des Dichtere auslösen. In der Konzipierung des Gedichtes ist also nicht die Abbildung der konkreten objektiven Welt, sondern die Verbindung zwischen dem dichterischen "ego" und der Aussenwelt, die realen menschlichen Gefühle des Dichters und das ihn mit seiner Umwelt verknüpfende innere Verhältnis formuliert. Damit ist die Umwandlung der Landschaftsanschauung verbunden, die ästhetischen Elemente treten in den Vordergrund.

6. Welche Veränderung bedeutet die "lyrische Mitteilung" in den formalen Kennzeichen des Gedichtes?

6.1. Wenn man in dem "Sonatorrek" die formalen Kennzeichen der lyrischen Mitteilung untersucht, ergeben sich in erster Linie historisch-poetische Gesichtspunkte.

In Verbindung mit der Wandlung der Landschaftsanschauung gelangen die ästhetischen Elemente in den Vordergrund, der Hinweis auf die Naturerscheinungen ist vielleicht schon Naturdarstellung, die die Gefühle, den Seelenzustand, die Stimmung bezeichnet:

Því ætt min
á enda stendr
hræbarnir
sem hlýnir marka
Þat berk út
ór orðhofi
mærðar timbr
máli laufgat /Sonatorrek 4,5/

Während im Gedicht Haraldskvæði 'Haraldslied' von Þorbjörn Hornklofi der Kenning die Funktion der Vertretung von Tatsachen, Personen und Dingen erfüllt - z.B. Freys leikar 'die Spiele Freys' = Kampf ; faðmbyggvi Friggjar 'Friggs Mann' = Ódin ; hunlenzkr malmr 'Hunnenmetall' = Gold ; bergir hræsævar 'Blut-Koster' = Rabe ; arnar eiðbródir 'Bruder des Adlers' = Rabe usw. ; - drückt er in dem Sonatorrek abstraktere, zusammengesetztere, gehobenere Gefühle, Gedanken, Stimmung aus. So z.B.: fagnafundr 'auf die Freude stossen' = Gedicht; hugarylgsni 'Versteck des Gedankens' = Seele ; munvegr 'Weg der Freude' = Jenseits ; jörðu grímu rynnisreið 'Schmerz der Erde, Harnisch des Gedanken' = Kopf;

6.2. Wenn man die Wortschatzuntersuchung der beiden Dichtungen nach Wortarten vornimmt, ist der sich aus dem Unterschied der epischen und lyrischen Mitteilung ergebende semantische Unterschied ebenfalls nachweisbar. Als Beispiel sollen die Adjektive aus dem Wortbestand der beiden Dichtungen miteinander verglichen werden. Überraschend ist, dass in direktem Verhältnis zum Umfang der Dichtungen die Zahl der Adjektive annähernd übereinstimmt, obwohl ihr Adjektiv-Wortbestand kein einziges gemeinsames Element enthält. Während die Mehrheit der Adjektive in dem Haraldskvæði äusserliche Eigenschaften bzw. Gegenstände beschreibt - so z.B. haddbjartr 'hellhaarig', eineygðr 'einäugig', ungr 'jung', err 'geschwind' rauðr 'rot', Silfrvafiðr 'mit Silber gewoben', blóðugr 'blutig' - ist in dem Sontorrek die adverbiale Funktion der Adjektive charakteristisch. So z.B. tregr 'mühsam', ekki vænligr 'hoffnungslos', höfúgligr 'schwer', lastalauss 'ohne

Fehler', grimmr 'traurig', ófullt 'unvollständig', ofsnaudr 'weggerissen', torvelt 'schwer', torfyndr 'schwer aufzufinden', illr 'böse', heiftuligr 'feindlich'.

In dem Sonatorrek bezeichnen die Adjektive mit Ausnahme der letzten Strophe im allgemeinen ein Fehlen. In dem Gedicht ist das Verhältnis der verneinenden Strukturen sehr gross, fast in jeder Strophe kommt eine verneinende Struktur mit einem ein Fehlen bezeichnenden Adverb vor, z.B. esa nu vaenligt 'jetzt nicht hoffnungsvoll', esa karsk madr 'dieser Mensch ist nicht lebenslustig', mákak upp halda 'kann nicht aufrecht halten' usw., die Häufigkeit der verneinenden Elemente ist auch berufen, die Bitterkeit des aus dem Bereich der konkreten gesellschaftlichen Tätigkeit ausgeschlossenen alten einsamen Menschen auszudrücken.

6.3. Wie wir sehen, dokumentieren die Beispiele prägnant den Unterschied in den sprachlich-poetischen Momenten der beiden skaldischen Gedichte, auch wenn wir hier nicht die Möglichkeit haben, die gesamte Struktur aufzuzeigen, die Messung des ganzen Systems von Ton, Wort Wortarten-Material, Rhythmus- und Reimformel, Attribut- und Metapher-System vorzunehmen. Ungeachtet dessen sind die aufgezeigten Beispiele im allgemeinen charakteristisch für die formalen Besonderheiten der lyrischen Mitteilung.

6.4. Aufgrund der historisch-poetischen Betrachtung der skaldischen Dichtung lässt sich feststellen, dass die Kommunikation der skaldischen Dichtung auf die Beschreibung der Aussenwelt, auf die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Realität aufgebaut ist.

7. Trotzdem enthält die in Formen aus dem 13.-14. Jahrhundert überlieferte sogenannte "romantische" skaldische Dichtung Lyrik, deren typologische Parallelen auch in der provenzalischen Dichtung und der deutschen Minnesang-Tradition zu finden sind. Hier besteht also keine Abweichung zwischen der Entwicklung der altnordischen und der europäischen Dichtung.

8. Andererseits aber gibt es auch gewisse Ansätze zur Lyrik in der Dichtung von Egill Skallagrímsson, was vom Ge-

sichtspunkt der Lyrik-Geschichte eine beachtenswerte Erscheinung darstellt. Egill Skallagrímsson war der europäischen dichterischen Entwicklung um rund 150 Jahre voraus, seine Dichtung ist ein ohne Beispiel dastehendes neues Element in der altnordischen Dichtung. Das vorgestellte Gedicht Sonatorrek stellt ohne Zweifel eine der frühesten Schöpfungen der frühmittelalterlichen skandinavischen Lyrik dar, die auch im modernen Sinne Lyrik ist, also die subjektive Widerspiegelung der gesellschaftlichen Totalität in intensiv kurzgefasster Form.

Der Sonatorrek trägt in den überlieferten Varianten vermutlich die Spuren mehrmaliger dichterischer Transponierung, und "alle Anzeichen sprechen dafür, dass er sich nach der langen wörtlichen Überlieferung schon bei der ersten Aufzeichnung wesentlich von der durch den Dichter komponierten Form unterschieden hat."

9. Wenn man demnach akzeptiert, was B.M. Olsen, S. Nordal und P. Hallberg behauptet haben, dass die Egillssaga, in deren Text die Dichtungen überliefert sind, von Snorri Sturluson selbst geschrieben worden ist, stellt sich die Frage, ob dieser Umstand vom Gesichtspunkt der skandinavischen Lyrikgeschichte nicht eine neue Angabe bedeutet. Es ist bekannt, dass Snorri eine unvergleichlich selbständige, die gedanklichen und kompositionellen Zusammenhänge verbindende Persönlichkeit war. Daher ergibt sich die Frage, ob sich im Falle der Egillssaga, die eine grossangelegte Zusammenfassung dichterischer Traditionen darstellt, die Möglichkeit ausschliessen lässt, dass auch Snorri an der dichterischen Transponierung der Verse Anteil hatte. In diesem Fall wäre nämlich die Dichtung Egils in der uns erhaltenen Form auch mit der nordischen "Frührenaissance" in Verbindung zu bringen.

10. Wie man sieht, gibt es in Bezug auf die Lyrik von Egill Skallagrímsson und die Dichtung der sogenannten "romantischen" Skalden bis zum heutigen Tag zahlreiche ungelöste Fragen, die auch in Verbindung mit der Entwicklung der europäischen Lyrik des Mittelalters viele bedeutende Gesichts-

punkte aufwerfen und durch die auch auf diesem Gebiet die Notwendigkeit weiterer textphilologischer und poetischer Forschungen unter quantitativem und vergleichendem literaturgeschichtlichem Gesichtspunkt bewiesen wird.

Literatur

Helgason, Jón : Skjaldevers. København, 1968.

Hallberg, Peter: Den fornisländska poesien, Stockholm, 1965.

Hollander, Lee M.: The Skalds, Michigan, 1968.

Hankiss Elemér: Kvantitativ módszerek az irodalomtudományban. In: Strukturalizmus vita I. Budapest, 1977.

Lüdtke, Helmut: Der Vergleich metrischer Schemata hinsichtlich ihrer Redundanz. In: Kreuzer H. ed: Mathematik und Dichtung München, 1965.

Gunnlaugs saga ormstungu. Islendingasögur II. hrsg. Guðni Jónsson, Reykjavik, 1946.

Steblin-Kamenskij: Lirika skaldow in: Skandinavskaja Filologija I. 1961.

Peter B a s s o l a

Die Stellung der verbalen Prädikatsteile in den Gliedsätzen der Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin

1. In der letzten Zeit wurde der Satzrahmen des frnhd. Hauptsatzes, insbesondere die Ausklammerung im Hauptsatz, untersucht (vgl. Schildt 1972; Schildt 1976). Im Gliedsatz wurde der Ausklammerung bisher wenig Aufmerksamkeit gewidmet; Berić-Djukić unterscheidet bei der Analyse der Ausklammerung nicht zwischen Hauptsatz und Gliedsatz.

G. Schieb setzte sich das Ziel, das System der Nebensätze eines Corpus aus der frnhd. Periode zu erörtern (Schieb 1972); sie mußte jedoch auch bei ihrer weiteren Arbeit auf die Analyse der Wortstellungsproblematik verzichten: "Wegen der Fülle der Erscheinungen schließen wir topologische Fragen, also Fragen der Wortstellung, grundsätzlich aus, so interessant und wichtig sie im Einzelfall auch sein mögen, und engen das Thema ein auf die v e r b a l e n B e s t a n d t e i l e d e s V e r b k o m p l e x e s" (Schieb 1976, 56; hervorgehoben von der Verfasserin).

Vor der Untersuchung der ausgeklammerten Glieder erscheint mir die Stellung der verbalen Prädikatsteile im Gliedsatz ein erstrangiges Problem zu sein.

2. Behaghel (1932, 86 ff.) untersucht die Problematik der Stellung der verbalen Prädikatsteile im Gliedsatz an Hand eines reichen Materials, angefangen bei den altenglischen Denkmälern bis hin zur frnhd. Epoche. Er stellt fest, daß die Nominalform dem Verbum finitum sowohl vor- als auch nachgestellt werden kann, ferner, daß die Nominalform und das Verbum finitum ein

oder mehrere Glieder zwischen sich nehmen können. Er mißt bei der Stellung der verbalen Prädikatsteile dem Rhythmus eine wichtige Bedeutung bei. Zum gleichen Ergebnis wie Behaghel kommt Erben in seiner Luthersyntax (1954, 23 ff.).

Im Ofner Stadtrecht kann man zwischen den beiden Schreibern (deren Tätigkeit nur etwa 10 Jahre auseinanderliegt) eine unterschiedliche Häufigkeit der Vorder- und Nachstellung der Nominalform beobachten: "Während bei der I. Hand die Reihenfolge Verbum infinitum - Verbum finitum vorherrschend ist (65,4 o/o), und die Reihenfolge Verbum finitum - Verbum infinitum seltener (34,3 o/o) zu finden ist, kommt bei der II. Hand die Reihenfolge Verbum finitum - Verbum infinitum öfter (53,9 o/o) vor als die Reihenfolge Verbum infinitum - Verbum finitum (45,6 o/o)" (Bassola 1976, 110).

Maurer verfolgt die Stellung der Nominalformen bis ins 20. Jh. hinein und stellt fest, daß ihre Nachstellung auch in den heutigen Dialekten vorkommen kann (Maurer 1926, 37 ff., 56 ff.).

Wenn wir den Satz Seghers' "Es gab genug Leute, die wieder zurückgeschickt wurden oder abgeführt nach langen Verhören" nicht als Nachstellung eines Partizips betrachten, da es hier um einen konjunktional (oder) angeknüpften Nachtrag geht, sind es auf 16 000 Seiten literarischer Werke des 20. Jh. insgesamt 8 Gliedsätze, bei denen die Nominalform (immer als Infinitiv) dem Verbum finitum nachgestellt wurde (s. Grubačić 1965, 9, sowie 38 f.).

Man kann also sagen, daß im heutigen Deutsch die Nominalform(en) dem Verbum finitum immer vorangeht (-gehen), mit Ausnahme der Existenz von zwei Infinitiven mit einem Vollverb und einem Modalverb (Duden 7030). Am Ende des Hauptsatzes wird die abhängige Nominalform der übergeordneten immer vorangestellt (Duden 7020).

3. Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin (im weiteren: DW), in denen die Entwendung der ungarischen Königskrone aus der Plintenburg (heute Visegrád) im Jahre 1439 beschrieben wird, stammen aus den Jahren um 1450, also aus frühneuhoch-

deutscher Zeit (vgl. Mollay 1971, 7, 72). Sie wurden von Karl Mollay 1971 in einer kritischen Ausgabe veröffentlicht.

Dem Stil nach können die DW, die mit der gesprochenen Sprache verwandt sein sollen, als eine den Chroniken sehr nahe stehende Erzählprosa bezeichnet werden (vgl. Mollay 1971, 72, 85 ff., 92). In der territorialen Schichtung müssen die DW als bairisch-österreichischer Dialekt eingeordnet werden.

4. Zeichenerklärung

vf	= Verbum finitum	pp	= Participium perfectum
vi	= Verbum infinitum Nominalform	inf	= Infinitiv
		Vp	= Verbalpräfix
X	= beliebiges Glied	∅	= Fehlen des vf
28/2	= Zähler - Seitenzahl der DW in der Ausgabe von Mollay Nenner - Zeile auf der angegebenen Seite		

5.1. Die Stellung der zweigliedrigen verbalen Prädikate im Gliedsatz

In dieser Gruppe werden diejenigen Formen untersucht, bei denen ein vf und eine Nominalform (pp oder inf) zu finden sind.

	Vorderstellung der Nominalform	Nachstellung der Nominalform
1./ verbale Konstruktion am Ende des Gliedsatzes	vi - vf 99	vf - vi (davon: 71 Vp - vf - vi: 10)
2./nach der verbalen Konstruktion ein Glied (oder mehrere) ausgeklammert	vi - vf - X 23	vf - vi - X 9
3./ ein Glied (oder mehrere) zwischen den verbalen Prädikatsteilen	vi - X - vf kein Beleg	vf - X - vi 13
insgesamt:	122	93

Das bedeutet, daß von 215 Gliedsätzen (im weiteren: GS) mit einem vf und einer Nominalform die Nominalform dem vf zu 56,74 o/o vorangestellt und 43,25 o/o nachgestellt wird.

Z.B.: 28/2 "Da das Ambt nů volbracht was"

15/32 "was ich tuen solt"

28/21 "Darumb daz ich sein gnad zu der heiligen salbung vnd kronung an meinem arm het gehalden."

22/27 "daz Si an in mocht erfarn".

14/25 "Der mit mir wagen wolt sein leben"

19/15 "wie sie dy fraun von Ofen gepetten hieten in ainer wannen".

11/29 "daz si das Gslos solt Ingeben irem Vettern, herrn Lasla wan von Gara."

22/28 "wie sy sich wolten halten gegen ihrem naturlichen herren."

17/30 "daz er den polster solt aus dem haws auf den Sliten tragen".

34/2 "Vnd da wir nu schier drey stunden warn gen Altenburg geczogen".

5.1.1. Sehen wir uns nun die Stellungen der Infinitive und der Participia perfecta gesondert an:

	Vorderstellung des pp	Nachstellung des pp
1./	pp - vf : 69	vf - pp : 33 (davon: Vp - vf - pp:5)
2./	pp - vf X : 15	vf - pp - X : 2
3./	pp - X - vf : kein Beleg	vf - X pp : 7
insgesamt:	84	42

	Vorderstellung des inf	Nachstellung des inf
1./	inf - vf : 30	vf - inf : 39 /davon: Vp - vf - inf: 5
2./	inf - vf - X: 8	vf - inf - X : 7
3./	inf - X - vf : kein Beleg	vf - X - inf : 5
insgesamt:	38	51

Auf der Tabelle fällt ins Auge, daß das pp viel häufiger in Vorderstellung steht als in Nachstellung; beim inf findet sich dagegen häufiger die Nachstellung als die Vorderstellung. Prozentual ausgedrückt:

	Vorderstellung	Nachstellung
Participium perfectum	66,66 o/o	33,33 o/o (=100 o/o)
Infinitiv	42,69 o/o	57,30 o/o (=100 o/o)

Sehen wir uns an, ob bei der Stellung des pp die Art des vf eine Rolle spielen kann; in den DW kommen haben, sein, werden mit einem pp als finite Formen in den Gliedsätzen vor, und zwar in der folgenden Häufigkeit:

	bei Vorderstellung des pp	bei Nachstellung des pp
haben	41	18
sein	35	20
werden	8	4

Die drei Hilfsverben weisen in der Gesamtdarstellung etwa das gleiche Verhältnis bei Vorder- und Nachstellung auf.

Wenn das vi in Form von inf erscheint, ist das vf - sowohl bei Vorder- als auch bei Nachstellung - meistens ein Modalverb; andere (Hilfs) Verben (werden, haben, sein, sich willigen) kommen mit einem inf nur vereinzelt vor.

Die Ursache dafür, daß sich das vi in Form von pp in Vorderstellung häufiger findet als in Form von inf, ist vielleicht bei dem bedeutenden Unterschied zwischen zeitlichen Hilfsverben und Modalverben zu suchen; während beim pp das zeitliche Hilfsverb am häufigsten nur einen formalen Abschluß der (zusammengesetzten) verbalen Konstruktion bedeutet und es nur selten auch eine ande-

re Funktion (z.B. Konjunktiv, Konditional usw.) erfüllt, kommen im Falle des inf dem Modalverb als vf wichtige Aufgaben zu; das Modalverb drückt aus: 1./ die semantische Modalität, 2./ die Zeit (Gegenwart, Vergangenheit; - die Unterscheidung zwischen Perfekt und Plusquamperfekt fällt weniger ins Gewicht als die obige zwischen Gegenwart und Vergangenheit), 3./Konjunktiv, Konditional (wie auch beim zeitlichen Hilfsverb). Zum Beispiel:

..., weil ich diese Aufgabe gemacht habe/hatte.
aber: ..., weil ich diese Aufgabe machen muß / mußte.
..... will / wollte.
..... kann / konnte. usw.

(vgl. auch Schieb 1976, 46 ff.).

Diese formale Funktion des zeitlichen Hilfsverbs läßt sich auch dadurch erkennen, daß es im GS auch eingespart werden kann, so 2mal auch in den DW:

10/11 "Vnd so sein gnad ain wenig gepessert (war), so ..."
(pp - ∅)

10/17 "wann sie der Edel kung Albrecht gern gesehen (het) bei im ze sein." (pp - ∅ - X).

Bevor sich die formale Notwendigkeit, das vf ans Ende des GS zu stellen, herausgebildet hatte, war es dem Schreiber/Sprecher überlassen, durch die Stellung der verbalen Prädikatsteile am Ende des GS zu entscheiden, was er für wichtiger hielt.

5.1.2. Welche Rolle kann die Anzahl der Glieder im Feld vor und nach der verbalen Konstruktion hinsichtlich der Stellung der Nominalform gespielt haben?

Besetzung des Feldes vor der Konstruktion

	bei Vorderstellung		bei Nachstellung	
durch	pp - vf	inf - vf	vf - pp	vf - inf
0 Gl	1	-	-	-
1 Gl	21	15	6	7
2 Gll	26	11	17	23
3 Gll	12	2	11	8
4 Gll	8	3	2	1
5 Gll	2	-	-	-

Besetzung des Feldes vor der Konstruktion
und nach der Konstruktion (in Klammern)

	bei Vorderstellung		bei Nachstellung	
durch	pp - vf - X	inf - vf - X	vf - pp - X	vf - inf - X
1 Gl	6 (12)	5 (8)	1 (2)	4 (7)
2 Gll	7 (2)	2 (-)	- (-)	2 (-)
3 Gll	- (1)	1 (-)	- (-)	1 (-)
4 Gll	2 (-)	- (-)	1 (-)	- (-)

Bei den Konstruktionen mit Nachtrag ist nur festzustellen, daß dieser meistens aus einem Glied besteht. Die Zahl der Beispiele ist sonst zu klein, um irgendwelche Folgerungen zu ermöglichen.

Bei den Konstruktionen ohne Nachtrag ist ersichtlich, daß das pp im Falle eines Gliedes im Feld vor der Konstruktion häufiger die Vorderstellung (21mal) aufweist als die Nachstellung (6mal), während bei Besetzung durch 2, 3 bzw. 4 Glieder das Verhältnis Vorder-und Nachstellung etwa das gleiche bleibt. Dagegen wird der inf im Falle eines Gliedes im Feld vor der Konstruktion doppelt so oft vorangestellt wie nachgestellt, während bei Besetzung durch zwei Glieder die Situation umgekehrt aussieht: Der inf wird dann doppelt so oft nachgestellt wie vorangestellt; in diese Richtung zeigt auch die (4mal) häufigere Nachstellung des inf im Falle der Besetzung des Feldes vor der Konstruktion durch 3 Glieder.

Wir können also sagen, daß durch die Nachstellung des inf das Feld vor der Konstruktion durch mehr Glieder besetzt werden kann als bei der Vorderstellung desselben; bei der Stellung des pp dagegen fällt die Zahl der Glieder im Feld vor der Konstruktion weniger ins Gewicht.

5.1.3. Eine weitere Untersuchung, bei der die Satzglieder direkt vor der Konstruktion nach ihrer Art gruppiert wurden, brachte kein greifbares Ergebnis: Die Satzgliedarten sowie ihr Vorkommen zeigen ein so vielfältiges Bild, daß sie auf die Stellung des pp und inf kaum Einfluß haben dürften.

Hier erwähnen wir die Wichtigkeit der Rolle des Rhythmus

bei der Stellung der nominalen Prädikatsteile im GS (vgl. Behaghel 1932, IV. 88-108 sowie Erben 1954, 23) deren Untersuchung umso interessanter wäre, als die DW einen der gesprochenen Sprache naheliegenden Stil aufweisen; diese Untersuchung übersteigt jedoch den Rahmen dieses Aufsatzes.

5.1.4. Etwa mit der gleichen Häufigkeit kommen zweigliedrige verbale Prädikate vor, bei denen sich das pp (7mal) bzw. der inf (5mal) mit dem vf zu einem Spannungsfeld öffnen, indem sie ein Glied (einmal 2 Glieder) zwischen sich nehmen (vgl. auch Erben 1954, 23 f. und 25).

Besetzung des Feldes vor der Konstruktion und innerhalb der Konstruktion (in Klammern)

durch	vf - X - pp	vf - X - inf
0 Gl	2 (-)	- (-)
1 Gl	1 (7)	- (4)
2 Gll	3 (-)	4 (1)
3 Gll	- (-)	1 (-)
4 Gll	1 (-)	- (-)
insges.:	7 (7)	5 (5)

Ein neues Spannungsfeld wird also nicht deshalb eröffnet, weil das Feld vor der Konstruktion durch besonders viele Satzglieder besetzt ist; selbst die Satzglieder sind auch nicht von allzu großem Umfang; die umfangreichsten sehen wie folgt aus:

z.B.: 34/2 "Vnd da wir nu schier drey stunden warn gen Altenburg geczogen".

27/3 "daz man sein gnad damit solt Ritter slahen."

Vielmehr spielt hier der Umstand eine Rolle, daß sich der GS vom Hauptsatz (im weiteren HS) noch nicht so stark abgrenzt wie heute (vgl. Schieb 1972, 167 sowie Admoni 1972, 260 und 261 f.). Diese Form ist ja der Übergang vom HS zum GS; außerdem gibt es noch Fälle (die hier nicht mitgezählt wurden), wo in einem und demselben untergeordneten Satz nebeneinander zuerst die Wortstellung des GS, dann die Wortstellung des HS zu finden ist. Zum Beispiel:

20/33 "Des morgens frue da sandt man nach dem Bischoue von Gran,

daz er kommen solt vnd solt den Jungen Kung zu ainem Kristen helfen machen."

28/38 "Do sich das alles het vergangen, do komen die mer, daz der Kung von Polan zu alten Ofen wer vnd wollt her vber dy Tuenaw zichen in die Haupt stat zu Ofen"

Vgl. noch 17/14, 18/5, 22/29, 31/37, 35/9, ferner 23/13.

Auch der indirekte Fragesatz kann die Wortstellung des HS aufweisen; hier folgt das vf dem Relativadverb und dem zu ihm gehörenden Adjektiv.

Z.B.: 24/13 "Nů merkcht, wie vnmůessig was der tewfl in dem ersten anfankch vnd gegen dem ennd.

5.1.5. Eine ähnliche Trennung wie bei dem vf und vi können wir auch bei der Nominalform des Vollverbs und seinem Präfix beobachten; sie werden immer nur durch das vf voneinander getrennt, und zwar:

5mal beim pp	und	6mal beim inf
(Vp - vf - pp)		(Vp - vf - inf)

(vgl. oben die Tabellen auf S.23)

28/28 "Da nů dy herren vnd yeder man aus was gegangen."

11/13 "der die heilig kron auf solt tragen."

Häufig ist auch das ungetrennte verbale Präfix sowohl mit pp als auch mit inf zu finden; zum Beispiel:

25/16 "da nu die wiegen was zuegericht."

13/35 "daz man die Heilig Kran von der Plintenburg mocht aus bringen."

Als Kontrolle geben wir die Kombinationen an, bei denen das vf der Nominalform direkt vorangeht, das Vp jedoch von seinem Vollverb nicht trennt:

vf - Vp - pp	vf - Vp - inf
7mal	12mal
	(davon 2mal mit einem Glied hinter der Konstruktion)

Wir können also feststellen, daß das nicht getrennte Präfix besonders beim inf überwiegt (6:12), während sich dasselbe beim pp nur etwas mehr findet als das getrennte (5:7).

5.2. Mehrgliedrige Formen - sie bestehen aus einem vf und zwei

(oder mehreren) Nominalformen.
Zum Beispiel:

27/19 "daz ain Kung zu Vngern sol gekrönt werden mit der heilig kron."

25/6 "Daz si an dem heiligen Phingstag wolt lassen krönen meinen gnedigen herren Kung Lassla."

18/35 "daz ich ir das von dem anfangk vncz an das end hiet mogen gesagen."

5.2.1. Mehrgliedrige verbale Prädikatsteile kommen in den Gliedsätzen der DW nur vereinzelt (13mal) vor; in diesen Konstruktionen folgen die Nominalformen dem vf meistens nach, zweimal fehlt das vf, und einmal wird es von den Nominalformen umgeben:

vf - pp - inf : 2	vf - inf - inf : 5
vf - X - pp - inf : 2	
vf - pp - pp : 1	pp - vf - pp : 1
∅ - pp - pp : 2	

5.2.2. Die Zahl der Belege ist zwar ziemlich gering, jedoch weist die Stellung der Nominalformen zueinander keine feste Tendenz auf; die abhängige Nominalform kann der übergeordneten sowohl voran- als auch nachgestellt werden:

Vorderstellung der abhängigen Nominalform	Nachstellung der abhängigen Nominalform
inf - inf : 2mal 28/36 hiet getuen mogen noch kunnen	inf - inf : 3mal 25/6 wolt lassen krönen
pp - pp : 4mal 28/13 ist auf geseczt Warden	
pp - inf : 3mal 27/19 sol gekrönt werden	pp - inf : 1mal 17/19 hiet ... gesehen ligen

5.2.3. Es kann nicht mehr Ziel des vorliegenden Aufsatzes sein, bei der Analyse der Stellung der Nominalformen des GS eine eingehende Parallele mit der Stellung derselben im HS zu ziehen; als Vergleich führen wir jedoch die Stellungsvarianten der Nominalformen auch im HS an:

Vorderstellung der abhängigen Nominalform im HS	Nachstellung der abhängigen Nominalform im HS
vf ... inf - inf : 1mal 30/20 wellen ...	vf ... inf - inf :5mal 23/33 wolt ... lassen krönen
vf ... pp - pp : 6mal 27/15 ist ... gekrönt worden	
vf ... pp - inf : 11mal 15/5 wolt ... gelegt haben	vf ... inf - pp :2mal 21/9 solt ... haben gehaissen

6. Zusammenfassung

Während im GS des heutigen Hochdeutsch im Falle eines zweigliedrigen verbalen Prädikats die Nominalform dem vf immer nur vorangestellt werden kann, kommt in den DW auch ihre Nachstellung häufig (43,25 o/o) vor.

Es ist zweckmäßig, bei der Analyse der verbalen Prädikatsteile zwischen Nominalformen (pp oder inf) zu unterscheiden; während im untersuchten Text die Vorderstellung des pp doppelt so oft zu finden ist wie die Nachstellung desselben, wird der inf dem vf häufiger vorangestellt als nachgestellt.

Gliedsatz und Hauptsatz trennen sich hinsichtlich der Wortstellung noch nicht fest voneinander ab; dies könnte daher rühren, daß sich die verbalen Prädikatsteile zu einem Spannungsfeld öffnen können und daß ein kopulativ angeknüpfter zweiter GS am häufigsten die Wortstellung des HS aufweist, ferner daher, daß im abhängigen Fragesatz ein Relativadverb - als ein erstes Satzglied geltend - sofort die Stellung des vf hervorrufen kann.

Das Verbalpräfix kann - wie im HS - auch im GS selbständig auftreten.

Im Falle von mehrgliedrigen verbalen Prädikatsteilen werden in den Gliedsätzen der DW die Nominalformen - bis auf einen Fall, wo das vf von ihnen umgeben wird - dem vf immer nachgestellt.

Um weitere Schlußfolgerungen ziehen zu können, muß die Analyse auf weitere Texte sowohl territorial als auch gattungsmäßig erweitert werden. Der obige Versuch will ein erster Schritt dazu sein.

Quelle

Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Herausgegeben von Karl Mollay. Wien 1971.

Literatur

Admoni, Wladimir: Die Entwicklung des Ganzsatzes und seines Wortbestandes in der dt. Literatursprache bis zum Beginn des 19. Jh. In: Studien zur Geschichte der dt. Sprache, Berlin 1972.

Bassola Péter: Wortstellung im Ofner Stadtrecht. Budapest 1976. Dissertation, maschinengeschr.

Behaghel, Otto: Deutsche Syntax. Bd. IV. Heidelberg 1932.

Berić-Djukić, Vesna: Die Wortstellung in den Werken Jörg Wickrams. Novi Sad 1975.

DUDEN - Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim 1966.

Erben, Johannes: Grundzüge einer Syntax der Sprache Luthers. Berlin 1954.

Grubačić, Emilija: Untersuchungen zur Frage der Wortstellung in der dt. Prosadichtung der letzten Jahrzehnte. Zagreb 1965.

Maurer, Friedrich: Untersuchungen über die dt. Verbstellung - in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Heidelberg 1926.

Schieb, Gabriele: Zum System der Nebensätze im ersten dt. Prosaroman. In: Studien zur Geschichte der dt. Sprache, Berlin 1972.

Schieb, Gabriele: Der Verbkomplex aus verbalen Bestandteilen. In: Zur Ausbildung der Norm der dt. Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730). Der Einfachsatz. Berlin 1976.

Schildt, Joachim: Die Satzklammer und ihre Ausbildung in hoch- und niederdt. Bibeltexten des 14. bis 16. Jh. In: Studien zur Geschichte der dt. Sprache. Berlin 1972.

Schildt, Joachim: Zur Ausbildung des Satzrahmens. In: Zur Ausbildung der Norm der dt. Literatursprache auf der syntaktischen Ebene (1470-1730). Der Einfachsatz.Berlin 1976.

Katalin B e k e

Zur Frage der deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jahrhunderts

Der vorliegende Aufsatz ist ein Teil einer maschinenschriftlichen Dissertation, die als Ergebnis lexikologischer Forschungen auf dem Gebiet der deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jahrhunderts zustande gekommen ist.

Während der Untersuchungen gelang es, aus schriftlichen Belegen über 300 Lehnwörter zu sammeln und zu bearbeiten, die erst im 16. Jahrhundert in ungarischen schriftlichen Quellen nachzuweisen sind. Darunter sind nicht nur direkte Entlehnungen aus dem Deutschen zu finden, sondern auch Wörter fremder, vor allem italienischer und französischer Herkunft, die durch die Vermittlerrolle des Deutschen in den ungarischen Sprachgebrauch eingegangen sind.

Einer der Schwerpunkte der Arbeit sollte das Auffinden des ersten schriftlichen Beleges eines jeden Lehnwortes in den ungarischen Sprachdenkmälern sein. Die früheste Angabe des Wortes kann selbstverständlich nicht als Entlehnungszeit betrachtet werden; zwischen der Übernahme und dem ersten schriftlichen Vorkommen muß naturgemäß mit einer gewissen Zeit der Einbürgerung gerechnet werden. Die Wichtigkeit des Erforschens neuer Quellen muß unterstrichen werden; es kommen nämlich immer mehr neue Angaben, Beweise für das Vorhandensein eines jeden Lehnwortes ans Licht, die die bisherige Forschung ergänzen können. Das läßt sich im Falle des untersuchten Wortmaterials dieser Periode erkennen. Bei 46 Fällen sind während der bisherigen Arbeit frühere schriftliche Belege gefunden worden, als es bisher bekannt war. Weitere 62 Fälle sind aus den untersuchten

Quellen nachzuweisen, sie sind in der Fachliteratur noch nicht erwähnt. Unseren Untersuchungen liegen ungarische Sprachdenkmäler zugrunde, vor allem Privatbriefe, Rechnungsbücher, Testamente, Inventarlisten u.a.

Die meisten deutschen Entlehnungen dieses Jahrhunderts sind sog. Kulturwörter (Kiss 1966, 180), der Begriff kam zusammen mit dem Wort in den ungarischen Sprachbereich. Man darf aber die sog. Luxusentlehnungen Wörter, die für Begriffe verwendet wurden, die im Umgarischen schon vor der Übernahme bekannt waren, nicht außer acht lassen. Untersucht man die Lehnwörter in einem Zeitabschnitt, so muß man den gesamten Wortschatz der betreffenden Sprache unter die Lupe nehmen. Die veralteten Wörter, die eine Zeit lang in unserer Sprache gebraucht worden waren, später jedoch aus dem Sprachgebrauch verschwanden, und die Wörter, die nur in den einzelnen Mundarten gebräuchlich und bekannt sind, geben uns wichtige Beweise für den deutschen Spracheinfluß einer Zeit. Im untersuchten Wortmaterial gelten etwa 100 Wörter als veraltet, und etwa 40 sind nur in den ungarischen Mundarten lebendig. Ins Wortmaterial sind auch die Gelegenheitsübernahmen aufgenommen worden, die in einigen Belegen nachzuweisen sind, sich aber in der ungarischen Sprache nicht eingebürgert haben. Jedes Lehnwort benötigt eine ausführliche, komplexe Methode der Untersuchung. Es ist sehr wichtig, wer es aufgezeichnet hatte, wo und wann und in welchem Textzusammenhang das betreffende Wort auftaucht. Dazu ist noch eine gründliche Prüfung von Laut- und Bedeutungsveränderungen unerläßlich (Hadrovics 1965, 3-4).

In diesem Artikel wird ein Teil der Ergebnisse, nämlich die chronologische und quantitative Untersuchung der deutschen Lehnwörter des Ungarischen im 16. Jahrhundert, hervorgehoben und behandelt. In der Fachliteratur ist oft zu lesen, daß das 16. Jahrhundert in den steten und unmittelbaren Beziehungen zwischen Deutschen und Ungarn einen Wendepunkt bedeutet (Bárczi 1958, 96; Bárczi-Benkő-Berrár 1967, 290). Von dieser Zeit an entsteht in gewisser Hinsicht eine neue Lage, die den deutschen kulturellen und sprachlichen Einfluß viel mehr als

die vorhergegangenen Jahrhunderte förderte.

Im folgenden wird die Frage hervorgehoben, inwiefern der deutsche sprachliche Einfluß des Jahrhunderts mit den historischen Ereignissen, kulturgeschichtlichen Faktoren der Zeit im Zusammenhang steht. Die Ergebnisse haben einen provisorischen Wert, solange wir weiteren Quellen nicht auf die Spur kommen, die diese Schlußfolgerungen positiv oder negativ beeinflussen könnten. Das Ergebnis dieser Teiluntersuchung ist von der folgenden Tabelle abzulesen.

Gruppierung nach dem ersten schriftlichen Vorkommen		Gruppierung nach Begriffskreisen			
Jahrzehnt	Gesamtübernahme	1. Städtisches Leben, Bürgertum, Handwerk	2. Gesellschaftsleben, Verwaltung, Mode	3. Militärwesen	4. Landwirtschaft
1500-1510	12	7	4	-	1
1511-1520	28	15	9	3	1
1521-1530	31	17	11	3	-
1531-1540	29	11	16	1	1
1541-1550	47	20	22	4	1
1551-1560	62	22	23	17	-
1561-1570	23	5	15	3	-
1571-1580	32	7	18	6	1
1581-1590	23	6	12	4	1
1591-1600	18	3	13	2	-

Die deutschen Lehnwörter dieser Zeit sind nach dem ersten schriftlichen Vorkommen und nach Begriffskreisen gruppiert und statistisch in einzelne Jahrzehnte verteilt dargestellt. Das alles kann nur ein schematisches Bild bieten, trotzdem versuchen wir einige Schlußfolgerungen zu ziehen, sie sind hypothetischen Charakters.

Zuerst muß die Einteilung der Lehnwörter nach begriffskreisen erklärt werden. Die Entlehnungen lassen sich verschiedenen Bedeutungsgruppen zuordnen. Die Einteilung erfolgt nach der Konzeption von Bárczi-Benkő-Berrár 1967, 292 folgendermaßen:

1. Städtisches Leben, Bürgertum, Handwerk machen 35,84 o/o der Gesamtübernahme aus. Aus den verschiedensten Bereichen dieses Begriffskreises sind deutsche Elemente ins Ungarische eingegangen: zahlreiche Berufsbezeichnungen (z.B. pék/Bäcker/, pintér/Binder/, u.a.); viele Fachwörter des Zunftwesens (z.B. fércel/fitzen/, karcol/kratzen/,rajzol/reißen/ usw.); Benennungen verschiedener Geräte und Produkte (wie z.B. borosta/Bürste/. cérna/Zwirn/, prés/Presse/); aus dem Bereich des Handels: Bezeichnungen für Geldeinheiten (z.B. gulden/Gulden/, tallér/Taler/).einige Maß- und Gewichtsangaben (wie ejtel/Achtel/, pint/Pinte/, tucat/Dutzend/u.a.).

2. Gesellschaftsleben, Verwaltung, Mode: 47,92 o/o der Gesamtübernahme. Besonders auffallend ist in dieser Gruppe die immer wachsende Anzahl der Gelegenheitsübernahmen (wie z.B. brauch/Brauch/, bruderschaft/Brüderschaft, trinkgelt/Trinkgeld/, fertrag/Vertrag/, usw.). Dieser Gruppe gehören auch die vielen Wanderwörter im Bereich der Medizin und der Mode an (z.B. koriander/Koriander/, rozmaring/Rosmarin/, szalmiák/Salmiak; rubint/Rubin, türkiz/Türkis/u.a.).

3. Militärwesen: 14 o/o der Gesamtübernahme. In dieser Gruppe tauchen allgemeine Ausdrücke des Militärwesens (z.B. kvártély/Quartier/, profunt/Proviant/, sánc/Schanze/); Bezeichnungen für Dienstgrad und Funktion (z.B. hacsér/Häscher/, lanckenét/Landsknecht/, rajtár/Reiter/u.a.); Waffennamen (wie fajerspisz/Feuerspieß/, haubic/Haubitze/usw) auf.

4. Gering ist die Zahl der Lehnwörter im Bereich der Landwirtschaft, sie beträgt insgesamt 2,2 o/o der Gesamtübernahme.

An der Tabelle ist zu sehen, daß die Übernahme deutscher Elemente das ganze Jahrhundert hindurch erfolgt. Es kann kaum ein Jahr erwähnt werden, in dem kein Lehnwort datiert ist. Werden die beiden Hälften des Jahrhunderts miteinander verglichen, fällt die Übernahme von 147 Elementen in die erste, die der übrigen

158 in die zweite Hälfte des Jahrhunderts.

Im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts erscheinen insgesamt 12 Lehnwörter in den ungarischen Sprachdenkmälern. Für diese Zeit sind die immer stärkeren Machtbestrebungen, die Abneigung des ungarischen Adels gegen den fremden König (Wladislaus II.)und seinen Anschluß an die Habsburger charakteristisch (Hóman-Szekfü 1936, 579).

Die einzelnen Begriffskreise in Betracht ziehend, ist zu erkennen, daß der deutsche Spracheinfluß zu dieser Zeit vor allem im städtischen Leben, in den Handwerken, eine größere Rolle spielte. Das beruht augenscheinlich auf ethnischen Kontakten, nämlich auf dem Einfluß der ungarndeutschen Stadtbevölkerung (Mollay 1976, 212).

Aufgrund der bisher bekannten Quellen ist in der Terminologie des Militärwesens keine Entlehnung in diesem Zeitabschnitt nachzuweisen; im Hintergrund könnte vielleicht die Auflösung der berühmten Söldnertruppe nach dem Tode des Königs Matthias (1490) stehen (Hóman-Szekfü 1936, 577).

Im folgenden Jahrzehnt vermehrt sich die Zahl der Entlehnungen. Es ist zwar in der Tabelle nicht dargestellt, aber aufgrund früherer Untersuchungen sind bis 1515 nur fünf Lehnwörter bekannt, die übrigen sind erst zwischen 1515-1520 nachzuweisen. Das läßt sich mit dem Heiratsvertrag von 1515 zwischen Wladislaus und den Habsburgern und mit dem immer stärkeren österreichischen Einfluß in Zusammenhang bringen (Hóman-Szekfü 1936, 582).

Zwischen 1520 und 1530 wächst die Anzahl der Lehnwörter in allen Themenkreisen. Den stärkeren Einfluß der deutschen Sprache muß die Heirat des Königs Ludwig II. mit der Habsburgerin Maria gefördert haben. Eine zunehmend deutsche Atmosphäre des Hofes prägt sich aus, was an der Zahl der Entlehnungen zu erkennen ist, ungeachtet dessen, daß diese Tatsache seitens des ungarischen Adels einen starken Widerwillen hervorrief (Hóman-Szekfü 1936, 595).

In diesem Jahrzehnt wird Ungarn durch dramatische Ereignisse der Geschichte erschüttert. Nach der Niederlage bei

Mohács (1526) erfolgt der Zerfall des Ungarischen Reiches. Aus dem Zwiespalt des Adels ergab sich eine Zeit des Doppelkönigtums: Der ungarische Kleinadel wählte den Ungarn Szapolyai zum König, der Hochadel jedoch erhob den Habsburger Ferdinand auf den Tron, weil die ungarische Aristokratie von den Habsburgern erhoffte, daß sie die türkische Gefahr beseitigen (Hóman-Szekfü 1938, 16). Die Herrschaft der Habsurger kommt auch in der immer wachsenden Zahl der Lehnwörter zum Ausdruck.

In den folgenden drei Jahrzehnten vermehren sich die Entlehnungen auf allen Gebieten des Lebens.Hier wird zwar die geographische Verbreitung der Entlehnungen nicht behandelt, es muß aber entsprechend der in der Dissertation untersuchten Frage erwähnt werden, daß die meisten deutschen Lehnwörter dieser Zeit aus den von Ferdinand beherrschten Gebieten (West- und Nordungarn) stammen.

Im ersten Themenkreis wächst die Anzahl der deutschen Elemente an; das kann vielleicht mit unserem intensiven Handel nach dem Westen (in erster Linie nach Österreich und Süddeutschland) in Zusammenhang gebracht werden (Magytört. 1972, 71).

Beim zweiten Begriffskreis müßte der Einfluß des in ständig wachsender Zahl nach Ungarn kommenden fremden administrativen Personals berührt werden. Ebenfalls ist weiterhin erwähnenswert, daß auch die persönlichen Kontakte des ungarischen Hochadels (z.B. Einkäufe, Reisen) den deutschen Spracheinfluß verstärken konnten (Hóman-Szekfü 1938, 206-207).

Das große Anwachsen der Entlehnungszahl im Bereich des Militärwesens in den 50er Jahren kann mit dem Ausbau der Verteidigungslinie gegen die Türken im Zusammenhang stehen. Ferdinand organisierte große Söldnertruppen (viele Österreicher, Deutsche waren unter den Soldaten). Dazu kommt noch die Tatsache, daß viele Waffen und das Schießpulver vom Ausland, in erster Linie aus den süddeutschen Städten (Augsburg, Nürnberg), nach Ungarn eingeführt wurden (Hóman-Szekfü 1938, 196).Dies blieb gewiß auf die Militärsprache nicht ohne Einfluß.

Die Übernahme der deutschen Lehnwörter erreicht in der Mitte des Jahrhunderts den Höhepunkt.

Nach dem Tode Ferdinands (1564), unter seinen Nachfolgern, wird die Lage Ungarns immer verhängnisvoller. Allmählich entfernt sich der ungarische Hochadel von den Habsburgern, infolge der Enttäuschung wächst das Mißtrauen der Ungarn gegen die fremde Herrschaft (Hóman-Szekfü 1938, 336).

Für die Übernahme der Lehnwörter ist von den 60er Jahren an eine sinkende Tendenz charakteristisch, obwohl sich die ungarischen schriftlichen Belege in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auffallend vermehren. Im ersten Themenkreis vermindern sich die Entlehnungen, was vielleicht mit dem Rückgang unseres Handels zu erklären wäre (Hóman-Szekfü 1938, 553).

Im zweiten Begriffskreis erfolgt die Übernahme stetig. Die persönlichen Kontakte der ungarischen Aristokraten mit den Deutschen werden viel stärker (z.B. Einheiraten in deutsche Familien /Tolnai 1939, 42); in der Mode gewinnt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts der deutsche Einfluß auf Kosten der italienischen Renaissance immer mehr an Boden (Hóman-Szekfü 1938, 211).

Im Militärwesen hat wahrscheinlich der Einfluß der fremden Söldnertruppen in Ungarn die wahrnehmbar dauerhafte Übernahme zur Folge (Hóman-Szekfü 1938, 165).

Bei der chronologischen Übersicht der deutschen Lehnwörter ist der Einfluß der Reformation unbeachtet geblieben; das bedeutet aber nicht, daß ihre Auswirkung für uns uninteressant wäre. Aufgrund der bearbeiteten Quellen aber läßt sich eine verhältnismäßig kleine Zahl der Lehnwörter aus den Werken und Privatbriefen unserer Reformatoren nachweisen, obwohl die Reformation aus Deutschland nach Ungarn ausstrahlte und die deutschen Universitäten für die ungarischen Studenten eine große Anziehungskraft ausübten (Harsányi 1923, 5-6).
In den Werken der Reformatoren ist zu sehen, daß sie danach strebten, ihre neuen Gedanken in der nationalen Sprache zu verkünden und sich bemühten, die fremden sprachlichen Einflüsse zu vermeiden (Varju 1903, 8).

Die Anzahl der deutschen Lehnwörter im Ungarischen des 16. Jahrhunderts ist zu gering, als daß sie charakteristische

historische und kulturgeschichtliche Beziehungen eindeutig darstellen könnte; infolgedessen sind auch die oben geschilderten Schlußfolgerungen provisorischen Charakters, sie geben uns trotzdem eine Vorstellung über Wirkung und Veränderung des deutschen sprachlichen Einflusses auf das Ungarische im 16. Jahrhundert. Weitere kultur- und sprachgeschichtliche Untersuchungen könnten zu neuen Ergebnissen führen und noch unbekannte Zusammenhänge erschließen.

Literatur

Bárczi Géza: A magyar szókincs eredete [Herkunft des ungarischen Wortschatzes]. Budapest 1958.

Bárczi Géza-Benkő Loránd-Berrár Jolán: A magyar nyelv története [Geschichte der ungarischen Sprache]. Budapest 1967.

Hadrovics László: Jövevényszó-vizsgálatok [Untersuchungen zur Lehnwortforschung]. In: Nyelvtudományi Értekezések 50. Budapest 1965.

Harsányi István: A reformáció hatása a magyar közmüvelődésre [Einfluß der Reformation auf das ungarische Bildungswesen]. Budapest 1923.

Hóman Bálint-Szekfü Gyula: Magyar történet [Ungarische Geschichte]. Band 2. Budapest 1936.

Hóman Bálint-Szekfü Gyula: Magyar történet [Ungarische Geschichte]. Band 3. Budapest 1938.

Kiss Lajos: Müveltségszók, vándorszók, nemzetközi szók [Kulturwörter, Wanderwörter, internationale Wörter]. In: Magyar Nyelv 62, 1966, 179-188.

Magyarország története [Die Geschichte Ungarns]. Band 2. Budapest 1972. 2. Aufl. Szerk. H. Balázs Éva-Makkai László

Mollay Károly: A magyarországi germanisztika etimológiai problémái [Etymologische Probleme der Germanistik in Ungarn]. In: Nyelvtudományi Értekezések 89, 1976, 212-216.

Tolnai Gábor: Régi magyar főurak [Alte ungarische Aristokraten]. Budapest 1939.

Varju János: Kétszáz év a magyar müvelődés történetéből [200 Jahre aus der ungarischen Kulturgeschichte] (1526-1726). Vác 1903.

Árpád B e r c z i k

E.T.A. Hoffmann und die Weltliteratur

1. Die deutsche Literatur war - infolge der politischen Zerrissenheit - Jahrhunderte lang stark zurückgeblieben, sie war fast provinziell gewesen. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jh. erfolgte ein Durchbruch durch die Ideen Herders und durch Goethe, und am Anfang des 19. Jh. begann die deutsche Literatur weltliterarischen Rang einzunehmen, und zwar durch eine spezielle literarische Strömung, durch die Romantik (Reynand, 1926, 240).

Es bildete sich eine Brücke des deutschen Geistes, deren Bogen sich von Paris bis Petersburg und nach der Neuen Welt spannte.

2. Zum ersten Mal, seit Deutsche und Franzosen ein Schrifttum besitzen, hatte um die Jahrhundertwende Deutschland einen Vorsprung Frankreich gegenüber. In den Wogen der Kulturgeschichte trafen ein deutscher Wellenberg und ein französisches Wellental aufeinander. Die deutsche Kultur atmete in ihrer Romantik machtvoll aus, Frankreich aber hatte seinen klassischen Odem bereits verbraucht und zog die neuen Lüfte von jenseits des Rheins gierig ein. Die Wirbel des geistigen Austausches zeigten eine bisher ungewohnte Richtung: von Osten nach Westen. Lange bevor Quinet Herders Ideen übersetzte (1827), wies Frau von Staël in ihrem Buch De l'Allemagne (1810. erschienen 1814) den Franzosen die vorbildlichen Wege einer "Poesie des Herzens", erzog Victor Cousin seine Landsleute für Kant, empfand man in Chateaubriands Weltschmerz die Leiden des jungen Werther nach, gingen seinem berühmten Le Genie du Christianisme Schleiermachers Reden voran und mittelalterliche Balladen, Orientalin-

nen, Lieder aus dem heiligen Bereich des Hauses und Kindes wie die Victor Hugos, waren den Deutschen in ihrer Romantik seit Jahrzehnten vertraut.

Es bestand also ein Gefälle von Deutschland nach Frankreich in der Literatur, als um die Mitte des dritten Jahrzehntes die Hoffmann-Mode in Paris einsetzte. Die deutsche Romantik war bis dahin in Frankreich fast unbekannt. Man hatte selbst durch Frau von Staëls bahnbrechendes Werk von dieser literarischen Richtung nur Kostproben bekommen. Es stellte sich aber heraus, daß es manche deutschen Dichter gab, die der berühmten Schriftstellerin unbekannt geblieben waren: Novalis, Brentano, Eichendorff, d.h. den Kern der deutschen Romantik, hatte sie unbeachtet gelassen.

Nach solchen Vorgängen, "explodierte" E.T.A. Hoffmann in der französischen Literatur (vgl. Thurau, 1896, Breuillac, 1906-7; Matthey, 1915): Er hatte auch einen entsprechenden Dolmetscher gefunden in der Person von François-Adolphe Loève-Veimars (1801-1854). Der geborene Pariser war eigentlich Hamburger Abstammung, fügte seinem väterlichen Namen Löwe - wegen des Wohlklanges - den Namen Veimars bei und gehört - als Landsmann und Glaubensgenosse - zu Heines Freundeskreis (vgl. Heine V/300; Siebert, 1908). Sein Ehrgeiz war es, die deutsche Literatur in Frankreich zu popularisieren: Er übersetzte Goethe, Zschokke, Wielands Oberon, Heines Reisebilder, vor allem aber Hoffmanns Werke.

Loève-Veimars hat einen günstigen Augenblick gewählt: Hoffmann kam zu dieser Zeit groß in Mode. De Latouche, der berüchtigte Plagiator dieser Zeit, veröffentlichte 1828 - ohne den Verfasser zu nennen, unter dem Titel Olivier Brusson - die Novelle Fräulein von Scudéri, und 1829 hat man berauscht Die Elixiere des Teufels kosten können. Im selben Jahre, am 2. August, erschien in der Zeitung "Le Globe" ein begeisterter Aufsatz, in dem der bedeutende Literaturwissenschaftler seines Zeitalters, Jean-Jacques Ampère, Hoffmann feierte. Damit begann der Aufstieg des deutschen Romantikers in Frenkreich; viele Erzählungen erschienen in den volkstümlichsten Zeitschriften, übersetzt von den hervorragendsten französischen Schriftstellern.

Beeindruckt von dieser Popularität, schloß der bekannte Pa-

riser Verlag Renduel mit Loève-Veimars einen Vertrag, wonach er Hoffmanns Werke umarbeiten und übersetzen sollte (1829). Loève-Veimars hat seine aufgabe "glänzend" gelöst: Er verkürzte und milderte Hoffmanns Erzählungen, schnitt sie nach französischer Art zu, ergänzte gewisse Einzelheiten, andere wiederum unterdrückte er, wie die bekannte Gallophobie Hoffmanns es verlangte. Hie und da verwendete er einen heiteren und lebhaften Stil für Hoffmanns schwere und manchmal nebelhafte Schreibart, übertrieb das Diabolische, und als Höhepunkt erfand er den vortrefflichen Titel: Contes fantastiques et Contes nocturnes (1833).

In diesen Jahren waren Horrorwerke in Frankreich sehr beliebt, die Magie und der Satanismus zogen das Leserpublikum an. Man riß sich um Hoffmanns phantastische Erzählungen, von denen die Leser bereits eine Kostprobe bekommen hatten. Der seltsame Lebenslauf des Autors steigerte noch die Neugier: Loève-Veimars hat ihn in seinem Vorwort als eine Art Nachtwandler dargestellt, der seine Nächte in verschiedenen berüchtigten und bekannten Weinkellern Berlins unter seinen Kumpanen und mit Abfassung seiner Novellen zubringt, wobei seine Einbildung vom Wachen und vom Alkohol entzündet wird (Reynand, 1922, 201).

Was war dieser Hoffmann doch für ein Kerl! Die graue Wirklichkeit, das biedere deutsche bürgerliche Leben, altväterlich und pedantisch, entstand hier verdreht in die außerordentlichsten Begebenheiten, in die verrücktesten Halluzinationen. Dieser Widerspruch verblüffte, ja verlockte die Franzosen.Die bissigsten Kritiker, die eifersüchtigsten Schriftsteller bekannten frei ihre Bewunderung für diesen bizarren Erzähler, bei dem man einerseits das friedvolle, anderseits das überschwengliche Deutschland vorfand. Aufgrund eines seiner Novellenbände (Phantasiestücke in Callots Manier 1814) feierte Ampère in ihm den Künstler Callot aus dem frühen 17. Jh., den Autor von 1001 Nacht und den deutschen Walter Scott, und die berauschte George Sand sprach ihn emphatisch an: "Liebenswürdiger Theodor, launenhafter Kreisler, Hoffmann, du anziehender, ironischer und zarter Dichter, von sämtlichen Musen verwöhnter Sohn, Romancier, Maler,

Musiker und Botaniker, Insektenforscher, Mechaniker, Chemiker und gewissermaßen Hexe!" (in: Reynand, 1922, 201).

Auch die Zahl der Übersetzer vermehrte sich schlagartig, und das "Phantastische" als Begriff verbreitete sich: Einige traten mit phantastischen Romanen auf (Jules Janin, Nathalie Wailly), es wurden phantastische Opern komponiert, Berlioz ließ eine Symphonie phantastique erscheinen.

Wichtiger aber als die Übersetzungen und Umarbeitungen war die Wirkung, die Hoffmann auf etliche namhafte französische Schriftsteller ausübte. Hier möchten wir zwei hervorragende und einen weniger bedeutenden Autor erwähnen, in deren Werken Hoffmanns Spuren deutlich nachzuweisen sind: Alfred de Musset, Honoré de Balzac und Jules Janin.

Hoffmans Einfluß auf den jungen Musset ist bekannt, doch ist das Problem noch nicht vollkommen geklärt.

Mussets romantische Periode war eigentlich von kurzer Dauer. Nach 1828 schloß er sich zwar der 2. "Cénacle" genannten romantischen Bewegung an, doch ist er eigentlich erst nach dem Tode seines Vaters in hoffmanneskem Sinne Romantiker geworden: Er wurde von Visionen gepeinigt, und der vom Leben und von der Liebe verwöhnte junge Mann flüchtete sich in den Weltschmerz (vgl. Van Tieghem, 1968, 35; Barine, 1894, 25-35). In diesem Seelenzustand kam ihm Hoffmann äußerst gelegen.

Hoffmanns Einfluß auf Musset ist besonders in seinem dramatischen Werk wahrzunehmen (vgl. Geyer, 1923). Bereits in seinem Theaterstück, in La nuit vénétienne (1830), können wir hoffmannsche Einwirkungen feststellen, nicht so sehr die Ähnlichkeit der Märchenelemente als die Verwandtschaft der Gestalten; eine der Hauptfiguren (die bezeichnenderweise "Le prince d'Eysenach" genannt wird) zeigt gemeinsame Züge mit dem Prinzen Iräneus aus dem Roman Die Lebensansichten des Katers Murr (1821).

Bereits Maurice Rat hat darauf hingewiesen, daß in Mussets Dramen "die Häßlichkeit, das Greisentum keine Rolle spielen; hier finden wir das feenhafte und wahrheitsgetreue Königtum der ewigen Jugend" (1964, 25). Diese Feststellung ist besonders für Mussets Lustspiel Fantasio (1833) gültig.

Bereits Giraud ist aufgefallen, daß die Figur von Fantasio

auf eine wiederkehrende charakteristische Gestalt Hoffmanns, auf den Kapellmeister Johann Kreisler zurückgeht, der (ebenfalls im fragmentarischen Roman Die Lebensansichten des Katers Murr) mit einer Augenblickseingebung die Prinzessin Hedwig vor der verhaßten Heirat rettet (1927, 218). Kreisler war den französischen Lesern nicht unbekannt, die Biographie de Jean Kreysler ist 1830 erschienen. Außer den Übereinstimmungen des Innhalts gibt es Ähnlichkeiten auch in den Charaterzügen von Kreisler und Fantasio: Beide sind großzügig, hochherzig und selbstlos.

Auch in Mussets Epik sind Hoffmanns Spuren nachzuweisen; schon der Titel seiner Novellensammlung - Revue fantastique (1831) - verrät die Erinnerung an den deutschen Romantiker aber auch einzelne Motive und Figuren gehen auf Hofmann zurück (Mandach, 1968).

Mussets Lyrik ist weniger in der Themenwahl als in der Stimmung von Hoffmann beeinflußt worden. Bereits in den umfangreichen - teils fragmentarischen - Gedichten Portia (1829) und Le Saule (1830) ist Hoffmanns Einwirkung zu spüren, noch mehr aber in der großangelegten autobiographischen Dichtung Namouna - mit dem Untertitel Conte oriental -, in der Musset das Abendland mit dem Morgenland verbindet. Auf Hoffmanns Einfluß läßt nicht nur der Umstand schließen, daß Musset seinen Don Juan - die Hauptfigur im Gedicht - im Geiste von Hoffmanns gleichnamiger Novelle modellierte, sondern der französische Dichter berief sich - neben Mozart und Shakespeare, seinen Idolen -, auch auf sein Vorbild Hoffmann (Premières Poésies, 1884, 375).

Mussets Beeinflussung durch Hoffmann hört etwa da auf, wo seine große romantische Liebe zu George Sand einsetzt (1833). Immerhin produzierte Hoffmanns Einwirkung auf Musset bei diesem kein Nachahmen oder gar Kopieren, eher ein Sich-Annähern oder Nachempfinden.

Musset war seinem Wesen nach kein romantischer Dichter, doch hatte er von Zeit zu Zeit auch romantische Züge aufgewiesen. Honoré de Balzac aber lebt im allgemeinen Bewußtsein als der hervorragendste französische Vertreter des kritischen Realismus. Ebendeshalb ist es einigermaßen überraschend, daß auch

er zeitweise Hoffmanns Einfluß auf sich wirken ließ (vgl. Thurau, 1896; Hofmann, 1913; Schopbach, 1923, Barbéris, 1970; Werner 1971).

Balzac war besonders für das Phantastische, das Geheimnisvolle in Hoffmanns Werken zugänglich. Er beruft sich wiederholt auf Hoffmann, den Berliner (le Berlinois), und bekennt: "Ich habe den gesamten Hoffmann gelesen, ... er spricht recht musikalisch aber versteht nichts von der Liebe und den Frauen". (1960, 17).

Doch dies ist alles nur Vorbereitung. Hoffmanns Roman Die Elixiere des Teufels (1816) beeinflußte die französischen Schriftsteller und Leser. Auch Balzac konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Sein Werk Lettres sur Paris enthält eine Einlage mit dem Titel L'Elixir de longue vie, die er dem deutschen Romantiker untergeschoben hat. Bei eingehendem Vergleich stellt sich heraus, daß die beiden Elixiere nichts miteinander gemein haben, Balzacs Einlage ist eher ein Ansatz zu seinem großen Roman Das Chagrinleder/La peau de Chagrin, (1831).

Balzac hat in diesem Roman die französische Julirevolution kritisiert wie Hoffmann in seinem Werk das deutsche Spießbürgertum. Balzacs phantastische Mittel sind geeignet, die nackte Realität aufzudecken. Das Chagrinleder erfüllt zwar alle Wünsche seines Besitzers, aber mit jeder Erfüllung wird auch die Lebensdauer des Romanhelden Raphaël verkürzt. Er gerät in Situationen, durch die dem Leser ein tiefer Einblick in das Gesellschaftsleben des nachrevolutionären Frankreich gewährt wird, d.h. Balzac verfolgt dasselbe Ziel, das Hoffmann sich zu seiner Zeit steckte.

Die französische literarische Öffentlichkeit war von Balzacs Beeinflussung durch Hoffmann gar nicht begeistert. Eine Pariser Zeitung verglich Hoffmanns und Balzacs Kunstverfahren: Der deutsche Romantiker glaubte an seine Kunst, an seine Figuren, Balzac dagegen glaubt nur an sein Zeitalter, an die Beschleunigung der Naturwissenschaften in einer gewissenlosen Gesellschaft ("Le Mouvement", 24. Februar 1832.). Der Vorwurf wurde auf dem Lande noch schärfer wiederholt: Charles de Bernard behauptete, Balzac lasse Hoffmanns ernste Gedanken in einem bizarren Gewand, verzerrt erscheinen. Der angegriffene franzö-

sische Schriftsteller verteidigte sich in einem offenen Brief, in dem er feststellte, daß der Inhalt und das Phantastische nicht das Eigentum einzelner Schriftsteller seien, sondern wiederkehrender Gemeinbesitz aller Dichter.

Neben Musset, Balzac, George Sand und anderen haben auch die weniger Namhaften für Hoffmann geschwärmt. So der zu seiner Zeit bekannte Autor romantischer Werke Jules Janin (1804-1874). Er schrieb einen Essay über Hoffmann und Paganini, in dem er die beiden dämonischen Künstler miteinander verglich (1832). Ihm imponierte vor allem Hoffmanns "wildgewordene Phantasie". Er erblickt in dem deutschen Romantiker einen leidenschaftlichen Phantastiker, aber zugleich den Jäger hinter dem Nichts in allen seinen Gestalten: "L'avide poursuivant du rien sous toutes ses faces". In einem kühnen Schlußbild faßt Janin seine Vorstellungen zusammen: Er zeigt Hoffmann in einem Weinkeller, wo er allabendlich ein nur ihm sichtbares Theater spielen läßt. Er verwandelt alles nach seinem Willen: Der Tisch wird zur Bühne, der Krug je nach Belieben zum Palast oder zur Hütte. Es ist eine seltsame Welt, die er sich schafft. Hoffmann ist Gott in dieser Welt. Dann aber wird der Schöpfer müde und seine Welt sinkt entzaubert in sich zusammen. Man sucht den Dichter, er liegt betrunken unter dem Tisch und schläft. Diese Auffassung ist überhaupt charakteristisch für das damalige französische Hoffmann-Bild.

Bald folgten jüngere Hoffmann-Enthusiasten wie z.B. Aloysius Bertrand mit seinem satirisch-phantastischen Roman Gaspard de la Nuit. Fantasies de Callot et de Rembrandt (1842) oder Alphonse Karr mit dem romantischen Roman Sous les Tilleuls (1832).

In kurzer Zeit wurde aus dem Musterbild für französische Poeten selbst ein aktiver Held 1839 wurde die Chiara d'Hoffmann von Henri Vernay Saint-Georges auf die Bühne gestellt, danach haben Jules Barbier und Michel Carré ihre Contes d'Hoffmann im Pariser Odéon Théâtre aufgeführt (1851). Begeistert durch den großen Erfolg dieses Theaterstückes schrieb Jacques Offenbach die Musik dazu (1875), doch die Partitur wurde erst in seinem Nachlaß aufgefunden. Die phantastische Oper Hoffmanns Erzählungen wurde am 10. Februar 1881 in der Pariser Opéra Comique ur-

aufgeführt, und seitdem ist sie ein Kassenstück in allen Theatern. Hier können wir auch das weltberühmte Ballett Coppelia von Delibes erwähnen; als Grundlage dazu diente Hoffmanns Novelle Der Sandmann.

Hoffmanns "Glanz" dauerte in Frankreich etwa drei Jahrzehnte lang, nachher kam sein "Elend". Die Kritik, die zuerst der exaltierten Vorliebe der Leser für Hoffmann ohne Vorbehalt folgte, schlug plötzlich um. Zuerst suchte man einen Sündenbock und fand ihn in Hoffmanns Ausleger Loève-Veimars. Der berühmte und gefürchtete Kritiker Philarète Chasles beschuldigte den inzwischen verstorbenen Übersetzer, den deutschen Dichter frei erfunden zu haben, und vergaß dabei, daß er diesen Vorwurf auch einem Ampère, einem Marmier oder dem gelehrten Sorbonne-Professor Saint-Marc Girardin hätte machen können, die von der ersten Stunde an alle eifrige Hoffmann-Schwärmer waren (vgl. Reynand, 1922, 203). Die Wahrheit ist, daß die Hoffmann-Figur der französischen Literatur von der französischen Romantik selbst erfunden wurde. Sobald das überhitzte romantische Aufwallen nachließ, wurde der von Loève-Veimars zusammengebastelte Hampelmann in Stücke gerissen, doch verblieb der große originale Romantiker E.T.A. Hoffmann, um später bei Baudelaire und den Parnassisten sozusagen als Schlundbach weiterzuwirken. Seine Verdienste sind nicht abzuleugnen: Er berauschte mit der Zauberlaterne seiner Phantasmagorien eine ganze Epoche samt ihren hervorragendsten Geistern.

Seine Ausstrahlung in Frankreich ist noch heute nicht völlig erlöscht, den Verlust der eigenen Individualität, das mysteriöse Doppelgängertum haben in seinem Gefolge Proust, später Sartre in seltsamer Weise gestaltet. Der heutige Mensch des Westens hat von Hoffmann einstweilen nur das nihilistische Erbe der Romantik übernommen, die Existenzphilosophie greift als auf eine Art "pervertierter Romantik" auf Hoffmanns Geisteshaltung zurück.

3. Der andere Pol der Ausstrahlung der deutschen Literatur war in der ersten Hälfte des 19. Jh. das zaristische Rußland. Die russische Seele war für die Aufnahme der Romantik besonders empfänglich, und es darf uns nicht wundern, wenn wir hier für

Hoffmann begeisterte Vorliebe vorfinden, obwohl ein Teil seiner Werke den nur russisch Lesenden verschlossen blieb, da manche Arbeiten nie ins Russische übersetzt wurden. Die lesende Schicht war im damaligen Rußland des Französischen mächtig, so können wir vermuten, daß es in den dreißiger Jahren keinen russischen Schriftsteller gegeben hat, dem das Gesamtwerk Hoffmanns unbekannt gewesen wäre.

Zuerst wurden die revolutionären Demokraten von ihm angezogen. Der junge Alexander Iwanowitsch Herzen (1812-1870) skizzierte bereits 1833 mit berauschenden Worten und mit großer Geschicklichkeit die Zauberwelt Hoffmanns (Gorlin, 1933, 6). Herzen versucht, die Grundelemente von Hoffmanns Gesamtwerk zu bestimmen: Er unterscheidet Werke, die "das innere Leben des Künstlers" analysieren, wie Ritter Gluck, Die Jesuitenkirche in G. und die Kreisleriana, dann wieder solche, in denen "besondere Zustände und übernatürliche Ereignisse ineinandergreifen". Als Grundprinzip des hoffmannschen Werkes hebt Herzen den psychologischen Unterbau des Wunderbaren, die Verwurzlung im Seelenleben des Künstlers hervor.

Auch einem anderen revolutionären Demokraten, Wissarion Grigorjewitsch Belinski (1811-1848) hat Hoffmann manches zu sagen. Belinski hat über Hoffmann keine eingehende Kritik verfaßt und ihn eher als großen Erzieher geschätzt. Belinski erblickte in Hoffmann "den Maler der unsichtbaren, inneren Welt, den Hellseher der geheimnisvollen Kräfte der Natur und des Geistes". Das Phantastische - erklärt Belinski weiter - ist das Ahnen des Geheimnisses allen Lebens und eines der Grundelemente einer reichen Natur, seine Entwicklung ist notwendig für den Menschen. So ist Hoffmann, der phantastische Dichter, zugleich ein großer Pädagoge (Gorlin, 1933, 8-9).

Neben diesen und anderen, weniger bedeutenden revolutionären Demokraten standen auch Repräsentanten der russischen Romantik unter Hoffmanns Einfluß, so der Hauptvertreter dieser Richtung, Wladimir Feodorowitsch Odojewski (1803-1869), der sich in seiner Sammlung Russische Nächte (1845) an Hoffmanns Serapionsbrüder anlehnte (Novellen aus der Musikgeschichte), und Nikolaj

Alexejewitsch Polewoj (1796-1846), der in seiner Zeitschrift "Moskowski Telegraph" versuchte, Hoffmann zu popularisieren (vgl. Gaál, 1975).

Hoffmann war also für das russische literarische Bewußtsein in den dreißiger Jahren eine bekannte, aber problematische Erscheinung, seine Kunst war Zauberwelt, von der man nicht recht wußte, ob ihr ein reales Schauen oder das bloße subjektive Verändern zugrundeliegt. Es blieb Gogol vorbehalten, zutiefst an Hoffmanns Welt heranzugehen und aus ihr zu schöpfen.

Nikolaj Wassilewitsch Gogol (1809-1852), Mitbegründer des kritischen Realismus in Rußland, hat den Charakter des Phantastischen, der die Petersburger Novellen (1835) auszeichnet, bei Hoffmann vorgefunden. Es wäre ein Leichtes, an die Aufstellung der Motiventlehnungen heranzugehen, doch es handelt sich nicht darum festzustellen, inwieweit Gogol von dem deutschen Romatiker thematisch beeinflußt wurde, sondern uns interessieren mehr die Tragweite und die innere Bedeutsamkeit des Hoffmanschen Einflusses auf Gogol.

Hoffmanns Einwirkung ist vornehmlich in Gogols berühmter Novelle Newskij Prospekt (1835) zu entdecken, wie dies bereits den Zeitgenossen aufgefallen war. Wie bekannt, handelt es sich bei dem russischen Schriftsteller um eine unglückliche Künstlerliebe. Gogols Held, Piskarew, ist ein würdiger Bruder des Anselmus im Goldenen Topf, aber Gogol läßt ihn zugrunde gehen, ihm steht keine Serpentina zur Seite. Der Unterschied verdient eine nähere Untersuchung. Die Liebe spielte bei Hoffmann - wie das bereits Balzac bemerkt hatte -, nur die Funktion eines Hebels, der die geistigen Kräfte in Bewegung setzt. Das Wesen der Liebe besteht für den deutschen Romantiker in einem ekstatischen Zustand, den eben diese Liebe hervorruft. Diese Ekstase drängt nicht nach Erfüllung, sie ist vielmehr schon mit der Sehnsucht zufrieden, die unerfüllte ist eigentlich die Erfüllung selbst.

Diesen Erlösungsweg vermag nun die Figur Gogols nicht zu Ende zu gehen, bei ihm muß sich die Verbindung von Ideal und Leben in der Wirklichkeit und nicht allein in der Phantasie vollziehen. Da aber der Versuch der Erlösung in der Realität mißlingt,

fühlt sich Piskarew gezwungen, Hand an sich zu legen. Dieser Unlösbarkeit gibt Gogol eine größere Schärfe und Bitterkeit.

In noch einem großen Werk Gogols können wir den Spuren des deutschen Romantikers folgen, in den Memoiren eines Irren (1835). Die Ähnlichkeit mit den Lebensansichten des Katers Murr ist unverkennbar. Hier sprechen die Hunde, schreiben einander Briefe, in denen sie Beobachtungen über Menschen und Zustände mitteilen. Wenn man die Popularität des Katers Murr in den dreißiger Jahren in Rußland im Auge behält, so ist die Tatsache der Ähnlichkeit noch größer. Es gibt aber auch andere Beweise. Poprischtschin, der vor Liebe wahnsinnig gewordene Kleinbeamte findet sein Vorbild in der Figur Nettelmanns aus Hoffmanns Novelle Fragment aus dem Leben dreier Freunde. Immerhin muß betont werden, daß der Wahnsinn ein beliebtes Thema in der Romantik schlechthin und so auch in der russischen Romantik war.

Noch eine Novelle Gogols verdient mit Hoffmann konfrontiert zu werden, diesmal mit entgegengesetztem Vorzeichen. Es handelt sich um die berühmte Erzählung Die Nase (1836). Die Fabel ist bekannt: Die Nase des Beamten Kowaljew ist verschwunden, sie ist zu selbständiger Existenz gelangt, ist Stadtrat geworden, bis ein Polizeibeamter sie dem glücklichen Eigentümer zurückerstattet. Die Verwendung der Nase ist hoffmannesk. In einer Novelle Hoffmanns, in den Abenteuern einer Silvesternacht, verschwindet das Spiegelbild Erasmus Spikhers. Auch Chamissos Peter Schlemihl dürfen wir nicht außer acht lassen, dem - wie bekannt - sein Schatten abhanden geraten ist. Die Einwirkung des Übernatürlichen auf das Schicksal der alltäglichen Menschen bewirkt, daß die profansten Dinge plötzlich ein autonomes Dasein führen. Dann irren sie in der ihnen fremden Welt umher, bis sie durch äußere Umstände gezwungen werden, zu ihrer ursprünglichen Existenz zurückzukehren.

Man ist der Ansicht, daß Gogol durch das Verwenden des gesamten Arsenals der Spukromantik, durch deren Übertreibung, gerade die Sinnlosigkeit und Nichtigkeit dieser Überspannung beweisen will. Die Nase sollte demnach Gogols Abrechnung mit der Phantasiewelt der Romantik sein, die Novelle ist als eine schar-

fe Pariode auf die romantische Welt anzusehen (vgl. Gorlin, 1933, 28).

War für die russische Literatur der dreißiger Jahre die Phantasiewelt Hoffmanns ein Problem, konnte sie nicht mit sich einig werden, ob diese Kunst ein Ahnen tiefster Geheimnisse oder ein nach eigenem Gutdünken alles verändernder Zerrspiegel sei, so sah Gogol genau die Wurzeln, aus denen diese innere Zwiespältigkeit der Auffassungen entstand. Die Beziehung zwischen Hoffmann und Gogol erweist sich als tiefer als eine simple Übernahme einzelner Motive und Bilder. Es war eher ein Aufeinandertreffen der ästhetischen Betrachtungsweise der spätromantik und des aufgehenden Realismus der russischen Literatur. Diese Begegnung weist auf die tiefe Affinität der beiden Geistesrichtungen, läßt aber auch die Unterschiedlichkeit spüren; die deutsche Romantik ist dazu geneigt, sich am berauschenden Betrachten der Welt, am Hinüberträumen in eine phantastische Zauberwelt zu laben, die russische Literatur ist eher gesonnen, das moralische Gesetz im Leben zu realisieren, um allzuoft - wie Gogol selbst - an der Gewaltsamkeit dieser Aufgabe zugrunde zu gehen.

Nach Gogol war auch sein Schüler und gewissermaßen Nachfolger Fjodor Michailowitsch Dostojewski (1821-1881) unter Hoffmanns Einfluß geraten. Die beiden sind nicht allzuoft miteinander verglichen worden, wobei sich jedoch immer die Frage nach der Vermittlerrolle Gogols stellte. Um mit Worten zu spielen: Dostojewski wurde von den russischen Kritikern als "der neue Gogol" begrüßt, während Gogol von seinen Zeitgenossen als der russische Hoffmann angesprochen wurde.

Was wir bezüglich Gogols Beziehungen zu Hoffmann festgestellt haben, trifft - mutatis mutandis - auch auf das Verhältnis zwischen dem deutschen Romantiker und Dostojewski zu. Die Wesensverwandtschaft erstreckt sich nicht so sehr auf das Stoffliche als auf Elemente der Vorstellungswelt, so vor allem auf die Anwendung des Doppelgängertums.

Auf das Doppelgängertum, auf das Alter ego, haben wir bereits bei Musset und bei Gogol angespielt. Diese Form der künst-

lerischen Gestaltung müssen wir bei Dostojewski etwas eingehender besprechen.

Der Doppelgänger resultiert eigentlich aus der Verdopplung des Ichs. Moralisch entspringt das "andere Ich" aus dem Kampfe zwischen Gutem und Bösem, Freiheit und Unfreiheit, Freude und Leid. Und da jedermann geneigt ist, sich für makellos zu halten, so will der Mensch das Böse aus sich herausscheiden und es einem abgespaltenen Ich, dem Doppelgänger, zuschreiben. Da aber der Doppelgänger als Zerstörer des Ichs auftritt, ist immer eine Beängstigung mit ihm verbunden. Das Alter ego wird meistens in der Einsamkeit geboren, und es scheut das Tageslicht, sowohl die Dichter der Doppelgänger wie auch ihre vom zweiten Ich gepeinigten Figuren sind meistens introvertierte, menschenscheue Existenzen (Reber, 1964, 40-42).

Noch ein Zug ist für beide Schriftsteller charakteristisch: das Ineinandergreifen romantischer Phantasie und bürgerlichen Realismus. In Hoffmanns Serapionsbrüder lesen wir, daß "... die Basis der Himmelsleiter, auf der man hinaufsteigen will in höhere Regionen, befestigt sein müsse im Leben, so daß jeder nachzusteigen vermag". Bei Dostojewski wird die Doppelspurigkeit des Phantastischen und des Gewöhnlichen auf eine besondere Art entstehen: Der russische Schriftsteller entkleidet das Metaphysisch-Irreale seiner Possenhaftigkeit und ersetzt sie durch das Dämmerhafte.

Konkrete Beweise für die seelische Wesensverwandtschaft von Hoffmann und Dostojewski können in hoher Zahl angeführt werden. Der russische Schriftsteller hat in seiner bekannten Novelle Der Doppelgänger (bezeichnend ist schon der Titel) in seinem Helden, dem armen Kleinbeamten Goljadkin, - wie gern haben auch Hoffmann und Gogol die Figur des kleinen, zermürbten Beamten dargestellt -, das allmähliche Hingleiten in den Wahnsinn skizziert, wie auch Gogols Poprischtschin und so viele Figuren Hoffmanns in einem seltsamen Zustand zwischen Wachsein und Traum schweben, bis sie das Opfer völliger geistiger Umnachtung werden. Goljadkins Ebenbild ist in Hoffmanns Werk hinsichtlich des Doppelgängertums der Kanzleisekretär Tusmann in der Novelle

Brautwahl, auch er zerfällt in zahllose Teile wie sein russischer Doppelgänger. Die gänzliche Zerspaltung des Ichs erfolgte bei Dostojewski in seinen späteren Werken, z.B. in den Dämonen, und auch Die Brüder Karamasow erinnert uns durch die Begegnungszene mit dem Teufel an Hoffmanns Elixiere des Teufels.

Beide Schriftsteller beschäftigen sich gern mit pathologischen Figuren: Epileptiker und Kataleptiker, religiös Wahnsinnige und Ekstatiker, Somnambule und Hysteriker,Alkoholiker, Schwachsinnige, Phantasten und Irrsinnige bevölkern ihre Welt. Bei beiden kommen Käuze, Träumer und Narren vor, Studenten und Künstler, aber auch Dichter, Musiker und Maler. Manchmal handelt es sich wieder um Verbrecher: Mörder, Besessene, Verführer, alle erfaßt von der dunklen Krankheit der Sünde. Den psychologischen und verbrecherischen Charakteren gegenüber steht die Gestalt des Übermenschen, dessen Darstellung beide Schriftsteller ihr Leben lang beschäftigt hat. Hoffmanns Verführer- und Künstlertitanen, die Dostojewski noch als Jüngling bewundert hatte, entsprechen beim russischen Schriftsteller philosophische Fanatiker und Denker wie Raskolnikow in Schuld und Sühne oder Iwan in Brüder Karamasow. Auch die Frauengestalten beider Dichter weisen nuancierte Affinität auf, auf ihrem dunklen und zerrissenen Wege werden die irrenden und suchenden Figuren von einem "Schutzengel" begleitet, bei Hoffmann von einer "ewigen Geliebten", bei Dostojewski von "der Frau reinen Herzens". Ihnen gegenüber stehen die diabolischen Frauengestalten, bei Hoffmann das "Satansweib Venus", die Bergkönigin usw., Dostojewskis negative Frauengestalten stehen uns menschlich näher, sie sind an ihrer Dämonie eher leidende, ihre Schönheit durch Qualen entgeltende Menschen (Gloor, 1947, 67-70).

Wenn wir die beiden Dichter miteinander vergleichen, müssen wir feststellen, daß bei Hoffmann das Phantastische, bei Dostojewski das Irrationale der Seele hervorgehoben wird. Die ersten literarischen Vorbilder des Zöglings Dostojewski in der Militäringenieurschule waren Gogol und Balzac, doch hinter beiden steht Hoffmann, den der russische Dichter noch in frühen Jahren zu seinem Musterbild erkor. Vom Doppelgänger bis zu den Brüdern

Karamasow verlassen Hoffmanns Phantome Dostojewski nie.

Hoffmanns Einfluß erstreckte sich auch auf andere Kunstbereiche Rußlands, z.B. wurde durch das Feenballett Tschaikowskis Der Nußnacker Hoffmanns Märchen Nußnacker und Mäusekönig auch den Kindern zugänglich gemacht.

Die Hoffmann-Traditionen wurden auch während der Sowjetmacht weitergepflegt. In den ersten Jahren nach der Revolution schlossen sich in Leningrad einige junge Schriftsteller zusammen, die sich den Namen "Serapionsbrüder von Petrograd" zulegten. Mitglieder dieser Gruppe - der eine Zeit lang Gorki vorgestanden hat - waren Fedin, Dostojewskijünger und Erschließer der Künstlerseele, Sostschenko, Satiriker des sowjetischen Alltags, Tichonow, Dichter des Bürgerkrieges, Übersetzer Petőfis u.a.

Nicht zu dieser Gruppe gehörte, doch Hoffmann-Adept war der 1940 verstorbene Michail Bulgakow, dessen Roman Der Meister und Margarita nicht ohne Hoffmanns Vorbild entstanden wäre.

4. Als Gogols Zeitgenosse, doch geographisch weit entfernt vom europäischen Kulturgebiet, trat in der Neuen Welt Edgar Allen Poe (1809-1849) auf, dessen Werke in Europa bekannter waren und stärkere Wirkung ausübten als in der eigenen Heimat.

Hoffmanns Einfluß auf Poe wurde seit jeher vielseitig und tiefsinnig untersucht. Zuerst hat ein anderer bedeutender Unglücklicher, ein mit ihm und mit Hoffmann wesensverwandter Dichter, Poes kongenialer französischer Übersetzer, Charles Baudelaire, auf die Affinität der beiden hingewiesen, und - interesanterweise - nennt er mit dem deutschen Romantiker in einem Atemzug auch dessen Schüler Balzac (1873, V, 4).

Auch spätere Forscher beschäftigten sich mit der Beziehung Hoffmanns und Poes (vgl. Stoddard, 1896, I/XIV). Selbst Poe bekent sich streitend und widerstrebend immer wieder und wieder zur deutschen Romantik und persönlich zu Hoffmann: "... Let us admit for the moment, that the 'phantasypieces' now given are Germanic, or what not. Then Germanism is 'the vein' for the time being. To-morrow I may be anything but German, as yesterday I was anything else". (1902, I/150-151).

Poe war - besonders in seiner späten Dichtung - dem alltäg-

lichen Leben entrückt. Der Traum und dessen naher Verwandter, der Tod, standen ihm näher als das irdische Dasein, doch in seinen Träumen suchen wir umsonst die Erinnerung an die Wirklichkeit. Er war - wie seinerzeit Hoffmann, und später Dostojewski - von der Krankheit angezogen. Alle seine Geliebten waren mit Keimen tödlicher Krankheiten verseucht, und alle starben jung. In seiner Berenice lesen wir die hoffmannesken Worte: "Ich wußte ganz entschieden, daß ich in den glänzenden Tagen ihrer Schönheit von dieser nicht angezogen war ... Sie erschien mir in früher, grauer Morgendämmerung, bleich, krank". Er liebte eigentlich ihre vom Leben abgeschiedene Seele, weil ihm in dieser keine irdische Gier entgegenstrahlte, weil sie von ihm keine körperliche Wollust verlangte. Die Krankheit war für Poe ein Zustand der Katharsis, stille Vorbereitung zum Aufbruch in das Land der Verheißung. In diesem Sinne konnte er schreiben: "Welcher ist unter allen melancholischen Gegenständen nach der allumfassenden menschlichen Intelligenz der am meisten melancholische? - Unabwendbare Antwort: Der Tod. - Und ich sage mir: Wenn es so ist, ist dieser Gegenstand zugleich auch der am meisten Poetische? - Nach dem, was ich bereits erklärt habe, kann die Antwort leicht erraten werden: Jawohl, wenn er sich zu der Schönheit gestellt. Der Tod einer schönen Frau ist also unstreitbar der am meisten poetische Gegenstand der Welt, und es ist auch zweifellos, daß der am günstigsten gewählte Mund, um ein ähnliches Thema zu erzählen, ist der eines von seinem Schatz getrennten Geliebten" (XIV/201). Denselben morbiden Gedanken - vielleicht noch etwas weitergetrieben -, finden wir in der Einleitung zu seinen Gedichten, die sein seltsames Verhältnis zur Liebe ausdrückt: "I could not love except where the Death / Was mingling his with Beauty's breath" (VII, 164).

Poe hat aber nicht nur die Krankheit seiner Umgebung aufmerksam beobachtet, sondern auch seinen eigenen Gesundheitszustand ständig analysiert. Kurz von seinem Tode schreibt er: "... In meinem Fall war die Anregung zu irgendeiner Überlegung immer etwas Geringfügiges, was aber durch meine krankhafte Phantasie mit einer scheinbaren Wirklichkeit ausgestattet wurde... Meine Vorstellungen waren nie angenehm; schließlich ist die anregende

Ursache meiner Grübeleien nie aus meinem Bewußtsein völlig verschwunden, sondern sie hat jene gruseligen unnatürlichen Kräfte in mir entfacht, die als das eigentliche Kennzeichen meines Übels zu betrachten sind ... Man hat mich für irrsinnig verrufen, es ist nur die Frage, ob der Wahnsinn nicht die oberste Stufe des Verstandes sei, ob viele ruhmvolle und immer tiefe Taten nicht aus der Krankheit des Gedankenprozesses entstanden seien ..." (Brief an Ann Haywood, 1848).

Diese Bemerkung ist identisch mit Hoffmanns Auffassung über den Irrsinn, wonach der Wahnsinnige imstande ist, tiefere Zusammenhänge zu erschließen, indem er in seiner Phantasiewelt eine gewisse Harmonie schafft. Diese Ansicht, die wir auch bei Dostojewski (Der Idiot) vorfinden, geht auf Schelling zurück: "Was wir Verstand nennen, wenn es wirklicher, lebendiger, aktiver Verstand ist, ist eigentlich nichts als geregelter Wahnsinn ... Die Menschen, die keinen Wahnsinn in sich haben, sind die Menschen von leerem, unfruchtbarem Verstand... Daher der göttliche Wahnsinn" (1856, VII/45).

Auch weitere gemeinsame Vorstellungen sind nachweisbar. Die Augen, die in Hoffmanns Novellen eine wichtige Funktion haben, nehmen auch bei Dostojewski einen zentralen Platz ein. Eine symbolische Wirksamkeit hat das Sehorgan auch bei Poe. In der Novelle Ligeia lesen wir: "Ihre Augen, muß ich glauben, waren größer als sie regelmäßig bei unserer Rasse sind. Aber nur zeitweise, im Augenblick tiefster Erregung... Die Farbe ihrer Pupille war das glänzendste Schwarz und die pechschwarzen Augenlider bedeckten sie völlig... Wie viel Stunden grübelte ich darüber" (Bonaparte, 1958, 206).

Auch das Trugbild des Doppelgängertums war Poe nicht fremd: "Gewisse Eigenschaften, gewisse verkörperte Dinge haben doppeltes Leben. Solche Doppelsachen sind die Materie und das Licht, die in Form von Festigkeit und Schatten vor uns erscheinen. Zweischichtig ist auch die Stille, wie auch das Meer und sein Ufer, der Körper und die Seele" (Cobb, 1908, 57). Poes Stellungnahme zum Alter ego war aber nicht immer von poetischer Milde. Das zweite Ich spukt als grauenhaftes Gewissen, als das Böse, das Niederträchtige im Menschen herum, das eigentlich in jedem von

uns Vorhanden ist, nur den meisten - den seelisch, geistig und körperlich Gesunden -, gelingt es, das Unheimliche zu verbannen. Poe leidet in seinem ständigen Alkoholrausch an Hemmungen, er ist Prototyp des Inhibitionisten, und um die gegen seine Familie und gegen sich selbst begangenen Verbrechen zu sühnen, schafft er sich ein Alter ego, eigentlich sein Gewissen, dessen Vernichtung aber auch sein eigener Untergang ist. Dieses Ringen mit dem besseren Ich kommt in seiner schaurigen Novelle William Wilson (1839) zum Vorschein. Diese Erzählung ist zugleich ein bezeichnendes Beispiel für Poes ständigen Narzismus.

Dem Doppelgängertum begegnen wir aber auch in einer anderen hoffmannesken Gestalt. Der zerfallende Geist des amerikanischen Dichters griff in der letzten Periode seines Lebens eine neue Attitüde auf: In einem Vortrag dünkte er sich - in megalomanischer und mysteriöser Aufwallung - in der Rolle eines schöpfenden, anregenden, waltenden und regelnden Gottes, wie es Hoffmann einst mit seinem Theater gemacht hatte.

Hoffmanns Kater Murr spukt ebenfalls in Poes Novelle Schwarzer Kater (The Black Cat, 1843) herum, diesmal im Geständnis eines zum Tode Verurteilten. Die grauenhafte Situation wird durch die sadistischen Bekenntnisse des Narrators vertieft, der Leser blickt in unergründliche, krankhafte Tiefen der Seele. Das Auge spielt hier eine negative Rolle, damit steht Poe näher zu Hoffmanns Auffassung als mit seinen Visionen in Ligeia.

Hoffmanns Einwirkung auf Poe ist - trotz des Widerstrebens des letzteren - unbestreitbar, doch nicht eindeutig. Hoffmanns Entwicklungsgang führte ihn von Phantastischen zur Annahme der Bewußtseinswirklichkeit (Des Vetters Eckfenster). Poes Entwicklungsprozeß zeigt eine entgegengesetzte Tendenz: Er ist in seinen frühen Werken von der Wirklichkeit ausgegangen und geriet - von Hoffmann beeinflußt und infolge seiner zunehmenden seelischen und körperlichen Krankheiten - immer mehr in eine morbide Ausweglosigkeit. Beide waren tragische Gestalten und - obwohl sich ihre Tragik aus verwandten Quellen speiste: Trunksucht, abnormales Liebesleben -, haben beide auf die äußeren Versuchungen des Lebens im letzten Ausklang doch unterschiedlich reagiert.

5. Lang und holprig war der Weg, den Hoffmann in einer Zeitspanne von mehr als 150 Jahren als Dichter zurückgelegt hatte. Es gab Perioden, die vom Ruhm des "Phantasusgipfels" Hoffmann widerhallten, dann wurde er wieder verschwiegen und verdammt. Die deutsche Romantik ist durch ihn "weltläufig und zum europäischen Ereignis geworden... Erst Hoffmanns Werk hat diese weite, von Licht und Schatten zerklüftete, bezaubernde und schillernde Literaturlandschaft den Lesern von Paris bis Petersburg zugänglich gemacht", und es gab Jahrzehnte, in denen er der meistgelesene deutsche Schriftsteller war (Günzel, 1976,13). Sein beispielloser weltliterarischer Widerhall ist dadurch begründet, daß er eigentlich wenig über deutsche Zustände schrieb, lieber berührte er allgemeinmenschliche Probleme in Zeiten schwerer Krisen und Erschütterungen(Reimann, 1956, 341). In diesem Sinne müssen wir Heine recht geben: "Hoffmanns Werke sind nichts anderes als ein entsetzlicher Angstschrei in 20 Bänden". Unsere Gegenwart bringt der geläuterten deutschen Romantik mehr Verständnis entgegen als die Vorzeit, und allem Anschein nach - auch Hoffmann harrt einer Renaissance. Es wäre notwendig und wünschenswert, daß seine positiven und fortschrittlichen Gedanken die Weltliteratur wieder bereichern mögen.

Literatur

Balzac, Honoré de: In Gazette de Franche-Comté, 13. Aug. 1831

Balzac, Honoré de: Glanz und Elend der Kurtisanen, Berlin 1960

Barbéris, Pierre: Balzac et le mal du siècle. 2 Bde., Paris 1970

Barine, Arvède: Alfred de Musset. Paris 1970

Baudelaire, Charles: Oeuvres complètes. Paris 1878[3]

Bonaparte, Marie: Edgar Poe. Sa vie - son oeuvre. Paris 1958

Breuillac, Maurice: L'influence de Hoffmann en France. In: Revue d'histoire liitéraire 1906-1907

Cobb, Palmer: The Influence of E.T.A. Hoffmann end the Tales of Edgar Allan Poe. Chapel Hill 1908. In: Studies in Philology, Bd. III.

Gaál Márta: E.T.A. Hoffmann emberábrázolása (Menschendarstellung bei E.T.A. Hoffmann). Masch. geschr. Diss., Szeged 1975

Geyer, Wilhelm: Alfred de Musset in seinem dramatischen Werk. Gießen 1923. In: Gießener Beiträge zur Romanischen Philologie, XII.

Giraud, Jena: L'école romantique française. Paris 1927

Gloor, Arthur: E.T.A. Hoffmann, der Dichter der entwurzelten Geistigkeit. Zürich 1947

Gorlin, M.: N.W. Gogol und E.T.A. Hoffmann. Leipzig 1933

Günzel, Klaus: E.T.A. Hoffmann. Leben und Werk in Briefen, Selbstzeugnissen und Zeitdokumenten. Berlin 1976

Heine, Heinrich: Sämtliche Werke. Leipzig-Wien o.J.,7 Bde.

Hofmann, Ernst: E. Th.A. Hoffmann et la littérature française. Jahresbericht der Annanschule. Dresden 1913

Janin, Jules: Contes fantastiques et contes littéraires. Bruxelles 1832

Mandach, André de: E.T.A. Hoffmann und Jules Barbiers Darstellungen des musikalischen Robotmädchens "Olimpia", die Vorlagen zu Mussets Blandine. In: Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Bd. 68, 1968

Matthey, Louis: Essai sur le merveillance dans la littérature française depuis 1800. Lausanne 1915

Musset, Alfred de: Premières poésies (1829-1835). Paris 1884

Poe, Adgar Allan: The complete Works. (Virginia Edition, 17 Bde.) New York 1902

Rat, Maurice: Théâtre d'Alfred de Musset. Paris 1964

Reber, Hatnalie: Studien zum Motiv des Doppelgängers bei Dostojewskij und E.T.A. Hoffmann. Bern 1964

Reimann, Paul: Hauptströmungen der deutschen Literatur 1750-1848. Berlin 1956

Reynand, Louis: L'influence allemande en France au XVIIIe et au XIXe siècle. Paris 1922

Reynand, Louis: Le Romantisme. Les origines anglo-germaniques. Berlin 1926

Schelling, Friedrich W.J.: Sämtliche Werke. Stuttgart-Augsburg 1856

Schopbach, Irene: Deutschland und die Deutschen im Urteil Honoré de Balzacs. Gießen 1923

Siebert, Wilhelm: Heinrich Heines Beziehungen zu E.T.A. Hoffmann. Marburg 1908

Stoddard, Richard Henry: The Works of Edgar Allan Poe. London 1896

Van Tieghem, Phillipp: Le romantisme français. Paris 1968[9]

Thurau, Gustav: E.Th.A. Hoffmanns Erzählungen in Frankreich. In: Festschrift für Otto Schade. Königsberg 1896

Werner, Hans-Georg: E.T.A. Hoffmann. Berlin-Weimar 1971

Helmut B e r g n e r

Zum Komma im Deutschen und zu seiner Rolle im Germanistikstudium von Ausländern

In der deutschen Sprache werden im allgemeinen zehn Satzzeichen unterschieden: der Punkt (.), das Komma (,), das Semikolon (;), der Doppelpunkt (:), die Auslassungspunkte (...), das Fragezeichen (?), das Ausrufezeichen (!), der Gedankenstrich (-), die Anführungszeichen (" ") und die Klammern ( ).

Dabei bereitet das Komma dem Lehrenden wie dem Lernenden bei seiner Vermittlung und Aneignung die meisten Schwierigkeiten. Diese Erfahrung hat der Autor durch seine mehrjährige Tätigkeit als Deutschlehrer in der DDR (vgl. dazu Bergner 1965, 573 ff.) sowie als Deutschlektor an der Loránd-Eötvös-Universität Budapest gewonnen. Sie ist Ausgangspunkt und zugleich Anlaß für die nachfolgenden Darlegungen zum Thema, die sich auf die Ausbildung ausländischer Germanistikstudenten beschränken. Wir möchten auf ein u.E. bislang vernachlässigtes und wohl auch teilweise unterschätztes Teilgebiet des Germanistikstudiums für Ausländer aufmerksam machen und praxiserprobte und wirksame methodische Vorschläge unterbreiten.

1. Zur Funktion des Kommas in der deutschen Sprache

Die Hauptfunktion des Kommas besteht in der Gliederung der geschriebenen Sprache nach vorwiegend grammatischen Gesichtspunkten. Die Regeln für die Kommasetzung sind im Duden, der 1880 erstmals erschien, verbindlich festgelegt, und zwar seit seiner 9. Auflage, die 1915 herauskam. Die 17., neubearbeitete Auflage des Großen Dudens, die 1976 in Leipzig erschienen ist, führt im

"Leitfaden" 53 Regeln (Kennzahl 399 - 451) an. Im gleichen Jahr ist in der DDR ein Buch veröffentlicht worden, das in übersichtlicher Form und mit direktem Bezug auf den Großen Duden alle Interpunktionsregeln der deutschen Sprache anführt, erläutert und Übungen mit Lösungen anbietet (Schmidt/Volk 1976). Ein Duden-Taschenbuch befaßt sich ebenfalls ausschließlich und erschöpfend mit den Satzzeichen im Deutschen (Berger 1968).

Die Vielzahl der Kommaregeln ist ein Hinweis auf die Rolle, die diesem Satzzeichen in der deutschen Sprache zukommt. Das Komma ist "heute unser wichtigstes und schwierigstes Satzzeichen" (Berger 1968, 9). Die Klarheit über seine Funktion ist die wesentlichste Grundlage für seine Vermittlung und Aneignung. Über das Wesen des Kommas existieren in der einschlägigen Literatur unterschiedliche Meinungen. Das hängt vor allem mit den verschiedenartigen Betrachtungsaspekten zusammen, mit denen die Linguistik und die Sprechwissenschaft das Komma charakterisieren. Der Unterrichtende sollte solche Ansichten kennen, weil er es zumeist mit dem Schreiben und dem Lesen zu tun hat. Der Große Duden (679) beschreibt die Funktionen der Satzzeichen - und damit auch des Kommas - folgendermaßen: Sie "sind Gliederungs-, Ton- und Pausenzeichen." Im Duden-Taschenbuch (29 f.) heißt es dazu: "Das Komma hat im Deutschen in erster Linie die Aufgabe, den Satz grammatisch zu gliedern... Daneben aber dient das Komma dem ursprünglichen Zweck aller Satzzeichen: die beim Sprechen entstehenden Pausen zu bezeichnen." Das Komma ist demnach beim schriftlichen, aber auch beim mündlichen Sprachvollzug von Bedeutung. Diese Auffassung, die wir teilen, wird auch von anderen geäußert (so: Schmidt/Volk 1976, 177; Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini 1975, 119; Duden, Band 4, 1973, 650). Dieser Anschauung wird von mehreren Wissenschaftlern, zumeist Vertreter der Sprechwissenschaft, widersprochen. Renate Baudusch (48 f.) gelangt zu der Feststellung, "daß es nicht mehr in der Lage ist, Sprechhinweise zu geben. Das Komma bezeichnet keine Pausen beim Reden oder Vorlesen..." Dieser Standpunkt findet sich auch in direkten sprechwissenschaftlichen Publikationen (Aderhold 1963, 218; Zacharias 1976, 91 Anmerkung;

u.a.). Dem dort gefälltem apodiktischem Urteil über die Rolle des Kommas beim Sprechen schließen wir uns im Hinblick auf die im Germanistikstudium für Ausländer zu leistende Arbeit auf sprecherzieherischem Gebiet nicht an. Wir sind anhand von drei Tonbandaufzeichnungen in einer empirischen Untersuchung (Bergner 1965, 573 ff.) dem Zusammenhang von grammatischer Einheit und Sinneinheit nachgegangen. Dabei haben wir Auszüge aus einer literarischen Lesung, aus einem politischen Kommentar und einer Nachrichtensendung auf Tonband aufgenommen, den Text aufgeschrieben und die von den Sprechern eingelegten Pausen darin mit Strichen markiert. Zumindest bei der literarischen Lesung und der Nachrichtensendung darf angenommen werden, daß es sich um eine gültige Vortragsweise handelt, da sie von hochqualifizierten Berufssprechern stammt. Bei rund 80 o/o der nach den geltenden Regeln gesetzten Kommas machten die Sprecher eine deutliche Pause, fielen syntaktische Einheit und Sinneinheit zusammen. Trotz der dieser Analyse anhaftenden Vereinfachungen darf dennoch auf die sehr häufig anzutreffende Kongruenz von syntaktisch begründeter Kommasetzung und den für das Sprechen, besonders das Lesen, entscheidenden Sinnschritten oder Redeeinheiten geschlußfolgert werden.

2. Zu sprachwissenschaftlichen und methodischen Fragen bei der Vermittlung und Aneignung der Kommasetzung

Es liegt auf der Hand, daß das Komma bei der Unterweisung einer Sprache als Muttersprache eine andere und gewichtigere Rolle spielt, als wenn es sich um das Erlernen einer Fremdsprache handelt. Das betrifft sowohl den Umfang als auch die Tiefe der zu vermittelnden speziellen Fakten, wobei Differenzierungen notwendig sind, die sich hauptsächlich aus den unterschiedlichen Zielstufen der Aneignung ergeben. So kann man sprachliches Können erwerben, um sich im Alltags- oder Berufsleben verständigen zu können oder auch nur mit der Absicht, sich bei einem kurzzeitigen Aufenthalt in einem fremdsprachigen Land elementare Informationen einzuholen. Auch die Aneignung schriftlicher Sprachformen kann unter sehr unterschiedlichen Zielstellungen erfolgen, bei denen die Kenntnis über die Inter-

punktion, insbesondere das Komma, von unterschiedlicher Notwendigkeit ist. Für grundsätzlich falsch halten wir die nicht selten anzutreffende Meinung, nach der das bewußte Erlernen der Kommasetzung in der fremden Sprache überflüssig sei. Das ist allein schon deshalb fragwürdig, weil sie u.E. ein nicht unbedeutender Gradmesser für das Beherrschungsniveau der Schriftform einer Sprache ist. Diesem Sachverhalt müssen die Lehr- und Übungsbücher für den Erwerb und die Festigung der deutschen Sprache auf den verschiedenen Niveaustufen natürlich differenziert Rechnung tragen. Das aber ist leider bislang nicht der Fall. Weder die z.B. an ungarischen Gymnasien verwendeten Deutschlehrbücher (Német nyelvkönyv a gimnáziumok I.-IV. osztálya számára 1968 ff. und Német nyelvkönyv a gimnázium szakositott tantervü I.-IV. osztálya számára. Haladó csoportok 1971 ff.) noch Universitätsmaterialien für den Sprachunterricht künftiger Germanisten im ersten und zweiten Studienjahr (Juhász u.a. 1974) enthalten Übungen zum Komma. Auch vom Herder-Institut der Karl-Marx-Universität Leipzig herausgegebene Lehr- und Übungsbücher (wir nennen: Deutsch-Ein Lehrbuch für Ausländer, Teil 1 und Teil 2; Deutsch intensiv; Deutsch für Fortgeschrittene; Deutsches Übungsbuch; Deutsche Übungsgrammatik widmen der Kommasetzung im Deutschunterricht für Ausländer gar keine bzw. nur ungenügende Aufmerksamkeit. Das Erlernen und die Festigung der deutschen Sprache mit Hilfe der genannten Publikationen bleibt nicht auf den mündlichen Bereich beschränkt, sondern schließt zumeist die Aneignung schriftlichen Sprachvollzugs ein, und dazu gehören auf einer bestimmten Entwicklungsstufe auch die grundlegenden Kommaregeln.

Für ausländische Studenten der Germanistik muß eine spezifische Auswahl der zu erörternden Kommafälle vorgenommen werden, die sich zum einen aus einer Reduzierung auf die syntaktischen Strukturen der deutschen Sprache ergibt, die vom Ausländer relativ häufig verwendet werden; zum anderen sollten die syntaktischen Strukturen besonders hervorgehoben werden, die im Deutschen eine andere Kommasetzung erfordern als in der Muttersprache des Studenten. Für den Ungarn käme z.B. der Vergleich mit als und wie in Betracht, bei dem in seiner Sprache - im

Gegensatz zum Deutschen - stets ein Komma vor die beiden Konjunktionen zu setzen ist, wobei ansonsten zwischen beiden Sprachen in der Interpunktion relative Übereinstimmung besteht (vgl. A magyar helyesirás szabályai. Budapest 1972, 65 ff.). In dem Gesagten liegen Spezifika der Behandlung des Kommas mit ausländischen Germanistikstudenten. Es wird deutlich, daß die Erörterungsschwerpunkte für die Interpunktion von der Muttersprache der Lernenden beeinflußt werden.

Bei der von uns vorgenommenen Auswahl geht es syntaktisch und methodisch im einzelnen um Folgendes:

1. Dem Setzen des Kommas im einfachen Satz bei der Aufzählung liegen keine komplizierten syntaktischen Strukturen zugrunde. Die Regeln sind leicht erlernbar. Es kommt lediglich darauf an, daß die Studenten die koordinierenden Konjunktionen, überwiegend und sowie oder, erkennen und wissen, daß bei ihrer Verwendung kein Komma steht -, und umgekehrt (Der Große Duden - Kennzahl 400 und 404).

2. Die Form der Apposition (vgl. dazu Helbig/Buscha 1972, 537 ff.), die nachgestellt und im Deutschen durch Kommas eingeschlossen wird (Der Große Duden - Kennzahl 418), kommt vor allem bei Datumsangaben (Mittwoch, der 2.5.) und bei der näheren Charakterisierung von Personen vor (Mein Freund Norbert, ein fleißiger Leser, ...). Die nachgestellte Apposition erläutert ihr Bezugswort näher, bestimmt es semantisch genauer. Beide Fälle sollten im Unterricht behandelt werden, da sie im allgemeinen Sprachgebrauch nicht unwichtig sind. Methodisch zu empfehlen sind einmal Vertauschbarkeitsübungen, deren Absicht darin besteht, begreiflich zu machen, daß Apposition und Bezugswort im Grunde das gleiche bezeichnen (Herr Müller, unser Direktor... Unser Direktor, Herr Müller). Wichtiger aber sind Umwandlungsübungen. Die Apposition wird dabei in einen Attributsatz umgeformt. So wird die Apposition begreifbar als eine "Satzkurzform", als ein verkürzter Gliedteilsatz (Schiller, der große deutsche Dramatiker, starb 1805 - Schiller, der ein großer Dramatiker war, starb 1805). Die nachgestellte Apposition ist ein Einschub in einen Satz und wird auch als solcher ge-

sprochen (vgl. Liebsch/Döring u.a. 1976, 190). Für die ungarischen Germanistikstudenten ist die Behandlung des Kommas im Deutschen bei der nachgestellten Apposition insofern besonders wichtig, weil im Ungarischen das abschließende Komma nicht immer stehen muß, sondern nur dann, wenn eine Sprechpause eingelegt wird (vgl. A magyar helyesirás szabályai. Budapest 1972, 65 ff.).

3. Sicherheit im Setzen des Kommas zwischen Sätzen (Der Große Duden - Kennzahl 423 und 428) kann nur erlangt werden, wenn dem Studierenden anwendungsbereite Kenntnisse über die wesentlichen Merkmale von Hauptsatz, Nebensatz und erweitertem Infinitiv vermittelt werden. Für den Hauptsatz kann man nachstehende Kriterien empfehlen:

a. Ist das Prädikat einteilig, so besetzt es die zweite Satzgliedstelle (Es/regnete/ die ganze Nacht).

b. Ist das Prädikat mehrteilig, so besetzt die finite Verbform die zweite Satzgliedstelle, die anderen Prädikatsteile stehen am Ende des Satzes (Wir/wollen/demnächst/eine Exkursion/ nach Eger/unternehmen. Er/legte/s inen Mantel/an der Garderobe/ ab).

c. Die Selbständigkeit des Hauptsatzes gegenüber dem Nebensatz ist kein wesentliches Kriterium, da er sich in erster Linie strukturell und nicht semantisch vom Nebensatz unterscheidet.

Für den Nebensatz kann man folgende wesentliche Merkmale anführen:

a. Beim eingeleiteten Nebensatz stehen in der Regel alle Prädikatsteile am Satzende, wobei die finite Verbform den Schluß bildet. Es handelt sich um Spannsätze. Als Signalwörter fungieren Konjunktionen und Relativpronomen. Diese haben neben der Stellung des Prädikats bzw. der Prädikatsteile eine wichtige Funktion beim strukturellen Erfassen eines eingeleiteten Nebensatzes.

b. Beim uneingeleiteten Nebensatz ergeben sich für die Stellung des finiten Verbs zwei Varianten:

- Es steht an der Spitze des Satzes und bildet somit einen

Stirnsatz. Das betrifft die uneingeleiteten Konditional- und Konzessivsätze.

- Es nimmt wie beim Hauptsatz die zweite Satzgliedstelle ein und bildet einen Kernsatz. Dabei handelt es sich um Objektsätze.

4. Die Semantik des Nebensatzes ist für die Kommasetzung ohne Bedeutung. Es ist also völlig gleichgültig, ob es sich zum Beispiel um einen Attribut- oder einen Finalsatz handelt. Lediglich beim erweiterten Infinitiv spielt die Semantik eine Rolle, weil nach der Kennzahl 442 des Großen Dudens das Subjekt in Form dieser syntaktischen Einheit in Vorderstellung gegenüber dem Hauptsatz ohne Komma steht, während das auf die anderen Satzglieder, die ebenfalls durch einen erweiterten Infinitiv repräsentiert werden können, nicht zutrifft (Sie zu sehen freut mich. Ihnen zu helfen, versprechen wir).

5. Beim Erkennen des in einen Hauptsatz eingeschobenen Nebensatzes kommt es - wie beim Schaltsatz - auf die Satz "fugen" an, die sich zwischen dem ersten Teil des Hauptsatzes und dem beginnenden Nebensatz sowie zwischen dem Ende des Nebensatzes und dem abschließenden Teil des Hauptsatzes befinden; diese für die Kommasetzung entscheidenden Stellen gilt es bewußtzumachen. Der Student muß spüren, daß der erste Satz, der Hauptsatz, unterbrochen wird. Dabei unterstützt ihn das sinnentsprechende Lesen, weil die Tonhöhe zwischen den Hauptsatzteilen und dem Nebensatz deutlich unterschiedlich ist. Es ist nützlich, die Studenten Satzgefüge mit eingeschobenem Nebensatz, aber ohne eingesetzte Kommas, lesen zu lassen, und zwar laut, damit sie ein strukturellsemantisches Sprachgefühl erwerben.

6. Beim Komma zwischen Hauptsätzen liegt ein Problem in der häufigen Verknüpfung der Sätze mit der Konjunktion und, vor der in der Satzverbindung in der Regel ein Komma steht, nicht aber bei der Aufzählung von Satzgliedern im einfachen Satz. Der sicherste Weg zum Erkennen der Hauptsätze als Teilsätze einer Satzverbindung ist das Ermitteln der Subjekt-Prädikat-Beziehung, wie immer, wenn es darum geht festzustellen, ob es sich um einen oder mehrere Sätze handelt. Zuerst wird das Prädikat ermittelt

und eventuell gekennzeichnet, so durch Unterstreichung. Anschließend wird das Subjekt durch die mit dem Prädikat verbundene Frage "Wer oder was?" eliminiert. Dieses Verfahren dient auch zur Unterscheidung von Satzglied und Gliedsatz beim Vergleich mit als und wie.

7. Die Kommasetzung beim Infinitiv mit zu ist ein besonders kompliziertes Kapitel der Interpunktion im Deutschen (siehe dazu Baudusch 1975). Die Ursachen dafür liegen im gleichzeitigen Wirken von drei Prinzipien bei der Kommasetzung. Neben dem Hauptprinzip, dem grammatischen, sind rhythmisch-intonantorische und semantische Aspekte von Einfluß. Aus diesem Sachverhalt ergeben sich zwangsläufig Konsequenzen für den Unterricht, die u.E. zu einer Reduzierung des zu behandelnden Stoffes führen müssen, da durch die methodische Gestaltung die zum Teil doch recht erhebliche Kompliziertheit des Vermittlungsgegenstandes nicht aufgehoben werden kann. Sprachwissenschaftliche und methodische Grundlage der Kommasetzung beim Infinitiv (Der Große Duden - Kennzahl 440 bis 449) ist die Unterscheidung von erweitertem Infinitiv mit zu. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, daß in der deutschen Sprache in einem Satz zwei Verben verschiedenartiger Bedeutung in unterschiedlichem Grade syntaktisch zusammengefügt werden können. Diese Graduierung reicht von der modifizierenden Hilfestellung des einen Verbs "bis zur Ausbildung von zwei Valenzbereichen in einer syntaktischen Konstruktion mit Infinitiv" (Liebsch/Döring u.a. 1976, 246). Einem finiten Verbfeld wird ein infinites zugeordnet. In einem solchen Fall spricht man von einem erweiterten Infinitiv. Das ist ein Infinitiv mit zu, der Satzglieder, und zwar Objekte und Adverbialbestimmungen, an sich bindet und zugleich ein Satzglied des finiten Verbfeldes ist (vgl. auch dazu Liebsch/Döring u.a. 1976, 246 ff.). Er bildet mit dem Hauptsatz, dem er untergeordnet ist, ein Satzgefüge, weist jedoch gegenüber dem Nebensatz einige Formbesonderheiten auf. So hat er kein eigenes Subjekt und auch kein Einleite- oder Signalwort, abgesehen davon, daß zu als Merkmal für einen Infinitiv angesehen werden kann, ob er allerdings erweitert ist oder nicht, ist damit noch nicht gesagt. Zu-

dem wird die finite Verbform durch eine infinite ersetzt (vgl. Helbig/Buscha 1972, 565, 568 ff., 571). Der erweiterte Infinitiv mit zu kann für folgende Nebensatzarten stehen: Subjekt-, Objekt- (Akkusativ- und Präpositionalobjekt), Adverbial- (Final-, Konsekutiv- und Modalsatz) und Attributsatz. Bei der Behandlung der Kommasetzung beim Infinitiv mit zu kommt es darauf an, den Studenten seine beiden Formen zu verdeutlichen. Dazu muß man von der Valenz der infiniten Verbform ausgehen. Es wird ermittelt, ob der Infinitiv Satzglieder an sich bindet oder nicht, ob ein erweiterter oder ein nicht erweiterter Infinitiv mit zu vorliegt, weil dieser Unterschied für die Kommasetzung entscheidend ist: Frank hatte vergessen,/das Licht/im Wohnzimmer/auszuschalten. Die infinite Verbform ist durch ein Akkusativobjekt und durch eine Lokalbestimmung erweitert, es ist ein Komma zu setzen (aber: Frank hatte vergessen auszuschalten). Zusammengesetzte und abgeleitete trennbare Verben mit zu im Infinitiv sind, wie der letzte Beispielsatz zeigt, nicht erweiterte Infinitive.

Relativ einfach gestaltet sich der Aneignungsprozeß bei den mit /an/statt zu, ohne zu und um zu eingeleiteten Infinitiven, die als erweitert zu betrachten sind, obgleich das nicht zutrifft. (An)statt, ohne und um, verbunden mit zu, wirken hier als leicht erkennbare Signalwörter. Auch das Reflexivpronomen sich (siehe dazu Helbig/Buscha 1972, 176 ff.) gilt als eine solche Erweiterung (Sie hatte allen Grund, sich zu freuen. Aber: Sie sträubte sich zu singen).

8. Bei der Verwendung mehrerer Nebensätze in unmittelbarer Folge entscheiden der Grad ihrer Abhängigkeit und die Art ihrer Verknüpfung miteinander über die Kommasetzung zwischen ihnen. Vom Hauptsatz abhängige Nebensätze sind Nebensätze 1. Grades; ein Nebensatz 2. Grades ist einem Nebensatz 1. Grades untergeordnet usw. Danach werden die Nebensätze in solche gleichen und verschiedenen Grades unterteilt. Es gilt, daß Nebensätze gleichen Grades wie gleichwertige Satzglieder im einfachen Satz behandelt werden (Der Große Duden - Kennzahl 432). Ein Komma steht demnach, wenn die Nebensätze nicht durch koordinierende Konjunktio-

nen verbunden sind. Bei Nebensätzen verschiedenen Grades dagegen ist stets ein Komma zu setzen (Der Große Duden - Kennzahl 428). Übungsschwerpunkt sind die Ermittlung des Abhängigkeitsgrades der Nebensätze sowie ihre Verknüpfungsart. Satzschemata können diese Aufgabe wirkungsvoll unterstützen.

3. Zu einigen Übungsformen bei der Vermittlung und Aneignung der Kommasetzung

Es gibt keine progressive Entwicklung sprachlichen Könnens ohne systematisches, variables und kontinuierliches Üben. Das trifft auf die Kommasetzung im besonderen Maße zu.

Wir wollen deshalb einige Übungsformen unterbreiten, die alle auf dem Sachverhalt beruhen, daß die Syntax der deutschen Sprache die Grundlage ihrer Interpunktion ist. Die Übungsformen sind nach steigendem Anforderungsniveau geordnet und mit Erfolg in der Ausbildung ausländischer Germanistikstudenten angewandt worden.

1. Übungsform: Begründen gesetzter Kommas

Die in einem Text vorkommenden Kommas müssen begründet werden. Die dazu erforderliche Textvorlage kann original einem Lehrbuch, Zeitschriften oder Zeitungen, sachlich orientierten oder auch literarischen Arbeiten entnommen werden oder eine Adaption sein. Auch Studentenarbeiten können als Untersuchungs- und Erkenntnismaterial dienen. Hauptkriterium der Nützlichkeit eines Textes ist seine syntaktische Struktur, die in geeigneter Relation zur methodischen Absicht stehen muß. Sie muß den zu vermittelnden oder zu wiederholenden Kommafall in ausreichender Anzahl aufweisen, damit auch Verallgemeinerungen, so die Ableitung der Regel, möglich sind. Ziel der Übung ist, daß von den Studenten erkannt wird, weshalb im konkreten Fall ein Komma gesetzt wurde. Die geforderte Begründung ist die syntaktische Struktur des Satzes. Und dabei wird grundsätzlich die Subjekt-Prädikat-Beziehung zugrunde gelegt.

Folgende Arbeitsschritte sind zu vollziehen:

1. Ermitteln (und Unterstreichen) der finiten Verbform. Kennzeichnung eventuell noch vorhandener Prädikatsteile.
2. Ermitteln (und Unterstreichen) des Subjekts.

3. Ermitteln (und Unterstreichen) erweiterter Infinitive und erweiterter Partizipien.
4. Feststellen, aus wieviel Sätzen das Satzgebilde besteht.
5. Ableitung bzw. Festigung der Regel zum Setzen des Kommas im speziellen Fall: zwischen den Sätzen und gegebenenfalls im einfachen Satz bzw. im Teilsatz des Satzgefüges oder der Satzverbindung.

Die Effektivität dieser Übung wird erhöht, wenn die Sätze der Textvorlage numeriert werden und wenn mit mehrfarbigen oder formverschiedenen Unterstreichungen gearbeitet wird. Außerdem ist es rationell, für die einzelnen syntaktischen Einheiten Symbole oder einfach graphische Kurzzeichen (wie HS für Hauptsatz, NS für Nebensatz, IG für einen erweiterten Infinitiv oder ES /Aufz./ für einen einfachen Satz mit einer unverbundenen Aufzählung) zu verwenden. In den Studienjahren, in denen mit dem Großen Duden gearbeitet wird, sollten auch die entsprechenden Kennzahlen des "Leitfadens" mit den Regeln und Beispielen herangezogen werden. Aus Erwin Strittmatters "Tinko" haben wir ein Beispiel zur Veranschaulichung dieser 1. Übungsform entlehnt:

Sie haben die Unterschrift bei sich, die ein anderer nötig brauchte, um seinen Großvater zu ärgern.

Satzstruktur: Hauptsatz - Nebensatz - erweiterter Infinitiv (HS - NS - IG)

Der Große Duden - Kennzahl: 428 und 440.

Entsprechend dem Leistungvermögen der Studenten und dem zu erreichenden Zielniveau kann die Kompliziertheit der Satzstrukturen variiert werden. Zum Erfassen der Syntax sollte das laute Lesen zur Unterstützung herangezogen werden.

2. Übungsform: Einsetzübung

In einen Text, in dem keine oder nicht alle Kommas gesetzt wurden, sind diese einzufügen. Diese Übung hat einen höheren Schwierigkeitsgrad als die vorangehende. Das ergibt sich schon aus dem ungewohnten Bild, das ein Text ohne optische Gliederungshilfe abgibt. Auch hierbei geht es zuerst und vor allem um das Ermitteln der grammatischen Strukturen mit den oben vorgeschlagenen methodischen Mitteln und nach der aufgezeichneten Schritt-

folge, wobei als 6. Arbeitsschritt das Komma einzusetzen ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß es vielen Studenten wesentlich leichter fällt, die Kommas richtig zu setzen als dafür eine grammatisch fundierte Begründung geben zu können. Das hängt u.E. mit der bereits erwähnten häufigen Übereinstimmung von Sinneinheit, die eben oft intuitiv erfaßt wird, und grammatischer Einheit zusammen. Das darf aber nicht zu dem Schluß verleiten, die geforderte Begründung für die Kommasetzung als überflüssig anzusehen. Immer wieder soll daneben die zutreffende Kommaregel wiederholt werden. Die beiden Übungsformen müssen schließlich dazu führen, daß der Student bei der Abfassung schriftlicher Sprachäußerungen auf die Kommasetzung bewußt achtet, daß sich das Ermitteln der syntaktischen Struktur, die Kenntnis der Regeln sowie das Setzen des Kommas automatisieren. Und dazu ist das intensive und tiefgründige Vertrautmachen mit wesentlichen syntaktischen Strukturen der deutschen Sprache unerläßlich.

3. Übungsform: Umformübung (vgl. Haase 1977)

Inhaltlich und strukturell leicht überschaubare einfache Sätze sollen sinnvoll miteinander zu zusammengesetzten Sätzen verbunden werden.

Beispiel: Die Fußballer stritten sich. Das zweite Tor war vermeidbar. Der Torwart war zu zeitig herausgelaufen.

Folgende Umformung wäre denkbar: Die Fußballer stritten sich, weil das zweite Tor vermeidbar war, denn der Torwart war zu zeitig herausgelaufen.

Die Studenten müssen die syntaktische Struktur des zusammengesetzten Satzes erfassen, aufzeichnen und dann die Kommas setzen. Die Struktur lautet: HS1 - NS -HS2. Und die Begründung: zwischen Haupt- und Nebensatz steht ein Komma.

4. Übungsform: Akustische Strukturerfassung

Bei einem gewissen Stand des sprachlichen Könnens kann zur Erhöhung der Sicherheit in der Kommasetzung auch ein Text vorgelesen werden, dessen Satzstrukturen die Studenten anhand zu vereinbarender Kurzformen aufzuzeichnen haben. Diese Übungsform verlangt eine hochgradige Beherrschung der Syntax und der Komma-

regeln, unter anderem, weil bei sinngetreuer Vortragsweise auch dort Pausen auftreten, wo kein Komma steht, und andererseits nicht alle Kommas Pausen markieren. Es ist sehr zu empfehlen, den Text zuerst vollständig vorzulesen, damit die Studenten seinen Inhalt erfassen. Danach sollten die einzelnen Sätze jeweils zweimal vorgelesen werden, damit genügend Zeit zum Erfassen der syntaktischen Einheiten bleibt.

Literatur

A magyar helyesirás szabályai. Budapest 1972.

Aderhold, Egon: Sprecherziehung des Schauspielers. Berlin 1963.

Baudusch, Renate: Die geltende Regelung unserer Zeichensetzung und Ansatzpunkte zu ihrer Vereinfachung. In: Linguistische Studien, Reihe A, Nr. 23, Berlin 1975.

Berger, Dieter: Komma, Punkt und alle anderen Satzzeichen. Duden-Taschenbücher Band 1. Mannheim, Wien, Zürich 1968.

Bergner, Helmut: Zur Behandlung des Kommas im Unterricht der Oberstufe. In: Deutschunterricht 10, 1965.

Buscha, Joachim: Deutsches Übungsbuch. 5., unveränderte Auflage. Leipzig 1973.

Der Große Duden. 17., neubearbeitete Auflage. Leipzig 1976.

Deutsch - Ein Lehrbuch für Ausländer. Teil 1. 15., überarbeitete Auflage. Leipzig 1975. Teil 2. 12., völlig neubearbeitete Auflage. Leipzig 1974.

Deutsch für Fortgeschrittene. 3., überarbeitete Auflage. Leipzig 1975.

Deutsch intensiv. 1. Auflage. Leipzig 1976.

Duden. Band 4: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 3., neubearbetete und erweiterte Auflage. Mannheim, Wien, Zürich 1973.

Haase, Helmut: Sicherheit in der Zeichensetzung - Wie erreichen wir das? In: Deutschunterricht 6, 1977.

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Leipzig 1972.

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim: Deutsche Übungsgrammatik. Leipzig 1977.

Juhász, János u.a.: Texte und Übungen für den deutschen Sprachunterricht (Manuskriptdruck). Budapest 1974.

Kleines Wörterbuch sprachwissenschaftlicher Termini. Leipzig 1975.

Liebsch, Helmut/Döring, Hellmut: Deutsche Sprache. Leipzig 1976.

Német nyelvkönyv a gimnáziumok I.-IV. osztálya számára. Budapest 1968 ff.

Német nyelvkönyv a gimnázium szakosított tantervü I.-IV. osztálya számára. Haladó csoportok. Budapest 1971 ff.

Schmidt, Heinz/Volk, Gerhard: ABC der deutschen Rechtschreibung und Zeichensetzung. Leipzig 1976.

Zacharias, Christina: Sprecherziehung. Berlin 1976.

Katalin F e n y v e s

"Der Freund der Tugend", die erste moralische Wochenschrift in Ungarn

"Das kleinste Tier, wanns im Aesopus spricht,
Sagt oft weit mehr, als Solon von Athen:
Man horcht ihm zu, und findt die Lehre schön,
Allein, Solone hört man nicht."

Dieses Sinngedicht dient als Motto zum 73. Stück der von Karl Gottlieb Windisch zwischen 1767 und 1769 herausgegebenen moralischen Wochenschrift. Sie erschien unter dem Titel "Der Freund der Tugend" (FdT) als Beiblatt der "Pressburger Zeitung" und war die erste moralische Wochenschrift in Ungarn.

Als "Der Freund der Tugend" im Jahre 1767 in der Druckerei von Johann Michael Landerer erschien, war die Blütezeit der moralischen Zeitschriften in ihrem Heimatland England, in Deutschland und in Frankreich schon vorüber. Den moralischen Wochenschriften dienten der "Tatler" (1709) und der "Spectator" (1711-12) von Addison und Steele als Vorbild. Die Zeitschriften dieser neuen Gattung erfreuten im England des angehenden 18. Jahrhunderts jeden Wochentag ihr zahlreiches Publikum, und sie wurden schnell auch in anderen Ländern Europas Mode.

In dem "Tatler" und im "Spectator" wurden die verschiedensten Fragen der Zeit mit der Zielsetzung besprochen, das Publikum zu unterhalten und seine moralische Erziehung zu vervollkommnen. Obwohl diese Zeitschriften nicht allzu lange bestanden, wurden nach ihrem Einstellen eine Unmenge von Zeitschriften gleicher Art gegründet, die sich alle als Nachfolger des "Spectators" erkennen ließen. "The Female Tatler", "The Examiner",

"The Rambler", "The Patriot", "The Plebeian", "The Freethinker", "The Country Gentleman", "The Philosopher" setzten sich mit Fragen der Künste, des gesellschaftlichen und Familienlebens, der Erziehung und der Moral auseinander, alle im Sinne der erbaulichen Unterhaltung eines immer breiter werdenden und in zunehmendem Maße auch weiblichen Publikums.

Dem englischen Beispiel folgten kurz danach die moralischen Zeitschriften in Deutschland. Sie erschienen zwar nur wöchentlich, lehnten sich aber bewußt an das englische Muster an. Der Hamburger "Vernünftler" (1713-14) übersetzte Artikel aus dem "Spectator" und leistete dadurch auch einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der deutschen Sprache. Die zahlreichen Nachfolger des "Vernünftlers" gingen ebenfalls den Weg einer sprachlichen und literarischen Neuerung. Indem sie diese Bestrebungen verwirklichten, widerspiegelten die "Discourse der Mahlern" (Zürich, 1721-23), "Der Patriot" (Hamburg, 1724-26) und "Die Vernünftigen Tadlerinnen" (Leipzig, 1725-26) die Auffassung ihrer Herausgeber, die oft sehr verschieden war. Unter den Herausgebern der oben erwähnten moralischen Wochenschriften finden sich u.a. Bodmer, Breitinger und Gottsched. So wie sie, spielten auch die Herausgeber der französischen moralischen Wochenschriften, Marivaux ("Spectateur francais", 1722) und der Abbé Prévost ("Le Pour et le Contre", 1723-40), eine bedeutende Rolle im literarischen Leben ihres Landes.

Im Gefolge der ausländischen Vorbilder erschien eine ähnliche Zeitschrift in Ungarn. Die bereits seit dem Jahre 1764 bestehende deutschsprachige "Pressburger Zeitung" brachte schon gelegentlich Buchbesprechungen und Artikel über literarische und kulturelle Fragen, aber erst 1767 gründete ihr Herausgeber, Karl Gottlieb Windisch, die Wochenschrift "Der Freund der Tugend", die als Beiblatt dieser Zeitung erschien. Karl Gottlieb Windisch (1725-1793), Mitarbeiter und Herausgeber von zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften, war weder Schriftsteller noch Journalist von Beruf. Als Sohn eines angesehenen Eisenwarenhändlers von Preßburg wurde er Kaufmann, später Bürgermeister der Stadt. Er besuchte keine Universität, seine umfassenden

Kenntnisse erwarb er als Autodidakt. 1762-63 war er Mitarbeiter an Klemms Wiener moralischen Wochenschrift "Die Welt". "Der Freund der Tugend" erschien von 1767 bis 1769 wöchentlich mit einem Umfang von acht Seiten und in Oktavformat ohne Jahrgang, die Stücke wurden durchgehend numeriert. Es kann nicht mehr festgestellt werden, in wieviel Exemplaren die Wochenschrift aufgelegt wurde, laut Angaben von Marianne Zuber sind die Jahrgänge 1767 und 1769 in den Preßburger, Budapester und Wiener Bibliotheken unauffindbar. Nur der Jahrgang 1768 ist in der Universitätsbibliothek von Budapest erhalten geblieben (Zuber 1915, 16-24).

In seiner ausführlichen Monographie über die deutschen moralischen Wochenschriften gibt Wolfgang Martens die Definition der Gattung nach Walter Oberkampf an. "Zu den besonderen Merkmalen einer moralischen Wochenschrift sind zu zählen: fast stets ein origineller Titel, ferner eine zumeist wöchentliche Erscheinungsweise, ein besonders enges Verhältnis zum Leser, ein Mangel an spezieller Aktualität und eine Neigung zur Wiederholung, schließlich ein vorwiegend sittlich lehrhafter Inhalt und die Verwendung bestimmter Vortragsformen (moralische Abhandlung, Satire, moralischer Charakter, moralische Erzählung, Traum, Allegorie, Brief, erdichtete Gesellschaft)" (Martens 1968, 16).

Obwohl "Der Freund der Tugend" den von Martens besonders betonten gattungskonstituierenden Momenten, dem engen Verhältnis zum Leser und der fiktiven Verfasserschaft, nicht entspricht, erfüllt die Zeitschrift von Windisch alle sonstigen Forderungen der Gattung. Die einzelnen Stücke der Wochenschrift erschienen ohne den Namen des Verfassers, der nicht einmal als fiktive Person auftrat. In einer Nummer wurde meistens nur ein Thema - oft in Fortsetzungen - behandelt. Die Erzählungen, Gedichte und Abhandlungen sind weder von literarischem, noch von wissenschaftlichem Gesichtspunkt aus besonders wertvoll, sie entsprechen jedoch dem Niveau des angesprochenen Publikums. Um diesem Publikum anzugehören, brauchte man Muße zum Lesen, und die Leserschaft setzte sich aus den begüterten Bürgern und vor allem ihren

Frauen zusammen. Die Welt, die sich in der Zeitschrift widerspiegelt, ist eng an diese Schicht gebunden, es handelt sich meistens um Kaufleute und Gelehrte, um "vernünftige Frauenspersonen", deren Kinder einer Amme oder einer Kinderfrau anvertraut sind.

Diese Zusammensetzung der Leserschaft und nicht der Mangel an patriotischen Gefühlen gibt die Erklärung dafür, warum die erste moralische Wochenschrift in Ungarn in deutscher Sprache erschien. Bereits 1764 klagt der Herausgeber der "Pressburger Zeitung" über den miserablen Zustand der ungarischen Sprache und über das Fehlen von Gelehrten und Schriftstellern vom Range eines Gottscheds, die dieser Sprache im Ausland Ruhm und Ehre verschaffen könnten (Dezsényi 1941, 25).

"Der Freund der Tugend" bot seinen Lesern in gehobener Alltagssprache Erzählungen in Prosa und kleine gereimte Geschichten, moralische Abhandlungen, Fabeln, Gedanken, Rätsel, Gelegenheits- und Sinngedichte. Die Handlung der Erzählungen ist anspruchslos, die Helden werden nicht durch ihre Taten oder Gedanken, sondern durch die Beschreibung ihrer Gewohnheiten charakterisiert. Die Erzählungen sind eigentlich lehrhafte Illustrationen, die vorwiegend das häusliche Familienglück, die Beständigkeit in der Tugend, die Ehre und eine vernünftige Lebensführung preisen.

Das Weltbild, das sich den Stücken des Jahrgangs 1768 entnehmen läßt, ist dasjenige eines aufgeklärten, eher konservativen, staatsergebenen, vernunftliebenden, optimistischen Bürgertums. Der uneingeschränkte Glaube an den Fortschritt und an die Nützlichkeit aller Dinge erklärt die Stellungnahme der Wochenschrift zu Fragen der Kunst, der Religion und sogar zu Fragen der Frauen. Überall soll die Vernunft regieren, und wenn sie alleinige Urheberin der Handlungen wird, kann nichts mehr der allgemeinen Glückseligkeit im Wege stehen. Die göttliche Vorsehung herrscht in der Welt der Zeitschrift, und sogar die Lehre einer exotisch anmutenden Erzählung (FdT 1768, 297) soll den Leser in seinem Glauben bestärken: "Dem Allmächtigen gefällt keine Lebensart, als welche dem menschlichen Geschlech-

te nützlich ist." Gottesglaube, menschliches Glück und Fortschritt lassen sich ohne jedweden Konflikt in Einklang bringen. Dem weiblichen Publikum sollen all diese Gedanken zugänglich werden, die Damen dürfen sich ihrer Gelehrsamkeit nicht schämen. In dem "Schreiben an das Fräulein v.P." (FdT 1768, 89) zitiert der Verfasser eine Reihe von "gelehrten Frauenzimmern", die sich ihres Geschlechts keineswegs als unwürdig erwiesen. Und wenn die Frauen sich übel aufführen, dann ist es nicht ihrem natürlichen Hang zur Bosheit, sondern dem Verhalten ihrer Männer zuzuschreiben. In dem "Versuch einer Schutzschrift für die bösen Weiber" (FdT 1768, 209-216) macht sich der Verfasser zum Anwalt der meistbeschimpften Ehefrau der Geschichte. Xantippe, Sokrates' Gattin, hat sich einen schlechten Ruf erworben, obwohl sie - laut Verfasser - ein Muster der Güte und der häuslichen Tugenden gewesen ist. Sokrates aber, der nicht viel für ihre Tugenden übrig hatte, lachte sie unbarmherzig aus, wenn sie über die schweren Sorgen, die sie plagten, zu klagen wagte. Es heißt über Sokrates: "Er arbeitete niemal, sondern brachte den ganzen Tag in Gesprächen und Spaziergehen, und manche Nächte in Schmausen und Schlemmen zu. Seine Weiber und Kinder ließ er darben, und sorgte nicht nur für sie gar nicht, sondern brachte viel mehr durch die beständigen Gastereyen, auch das Wenige durch, was sich die armen Weiber verdienen konnten." Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand: "Es ist also gewiß, daß die Männer meistentheils selbst an der widrigen Aufführung ihrer Weiber schuld sind. Sie beheben sich entweder ihres Rechtes, das sie über dieselben haben, oder sie gebrauchen der Vernunft, dieser so nöthigen Tugend zu einer vernügten Ehe nicht."

"Der Freund der Tugend" stellte nach dreijährigem Bestehen sein Erscheinen ein. Nicht etwa, weil es der Zeitschrift an Lesern fehlte, sondern um einer neuen Zeitschrift das Feld zu räumen. Die neue Wochenschrift, auch von Karl Gottlieb Windisch herausgegeben, erschien unter dem Titel "Der vernünftige Zeitvertreiber", ihr folgte aber schon nach einem Jahr eine Wochenschrift, die immer mehr einen populärwissenschaftlichen Charak-

ter annahm. Das "Pressburgische Wochenblatt" wurde nach drei Jahren vom "Ungarischen Magazin", dessen Herausgeber ebenfalls Karl Gottlieb Windisch war, abgelöst. Nach Meinung der Zeitgenossen galt diese Wochenschrift als die beste populärwissenschaftliche Zeitschrift in Österreich und Ungarn.

Diese Entwicklung entsprach den Tendenzen der Wochenschriftengattung, deren Auflösung schon früh begonnen hatte und in den 70er Jahren allgemein geworden zu sein scheint. Die Auflösung vollzog sich in zwei Richtungen, sie führte einerseits zur Enstehung von Unterhaltungs- und Familienblättern, andererseits zur Gründung populärwissenschaftlicher Organe (Martens 1968, 90-91). Karl Gottlieb Windisch wählte die letztere, auch von seinem Vorbild Gottsched eingeschlagene Richtung. In seiner populärwissenschaftlichen Wochenschrift führte er seine patriotischen Bestrebungen weiter und machte seine Zeitschrift zum Organ der Förderung der ungarischen Sprache und der ungarländischen Kultur.

"Der Freund der Tugend" vermittelte und verbreitete die Ideen der Aufklärung zu einer Zeit, in der die ungarische Sprache dieser Aufgabe noch nicht ganz gewachsen war, und leistete dadurch einen Beitrag zur Schaffung der Grundlagen für die ungarische Aufklärung.

Um diese Ausführungen mit einer heiteren Note zu schließen, sei hier noch ein kleines Gedicht zitiert, das von der schon damals nicht geringen Beliebtheit des Kaffees zeugt:

Auf den Kaffee

Daß doch der Mensch so gern des Schöpfers Zweck vergißt,
Der jedem, was er schuf, recht angemessen ist!
Was Gott zur Speise gab, will er zum Tranke wählen;
Was Gott zum Tranke gab, will er zum Uibeln zählen.
Zur Speise ist das Korn, und nicht zum Trank gemacht;
Zum Trank ist der Kaffee allein hervorgebracht!

(FdT 1768, 439)

Quelle

"Der Freund der Tugend". Pozsony 1768.

Literatur

Dezsényi Béla: A magyar hirlapirodalom első százada (1705-1805) [Das erste Jahrhundert der ungarischen Zeitschriftenliteratur (1705-1805)]. Budapest 1941.

Martens, Wolfgang: Die Botschaft der Tugend. Stuttgart 1968.

Valjavec, Fritz: Karl Gottlieb von Windisch. Budapest 1936.

Zuber, Marianne: A hazai németnyelvü folyóiratok története 1810-ig [Die Geschichte der deutschsprachigen Zeitschriften in Ungarn bis 1810]. Budapest 1915.

Sándor G á r d o n y i

Rufnamen, Schreibsprache und Mundart in Schemnitz (1364-1426)

Der Titel bedarf einer Ergänzung. Der Arbeit liegen zwar nur Schemnitzer Handschriften zugrunde, aber etwa 4-5 o/o der Träger der hier belegten Namen haben vermutlich nicht in Schemnitz, sondern in den umliegenden Ortschaften Dilln, Hodritsch, Königsberg (Nová Baňa), Karpfen (Krupina) oder in den anderen Bergstädten Kremnitz (Kremnica) und Neosohl (Banská Bystrica) gelebt. Das lat. de ist zweideutig, es meint die Herkunft oder den Wohnort.

Auf das Urkundenmaterial wurde bewußt verzichtet; nur eine einzige handschriftliche Quelle ist herangezogen worden: das älteste Stadtbuch der im 14. Jahrhundert allem Anschein nach vorwiegend von Deutschen bewohnten, später immer mehr slowakisierten Bergstadt Schemnitz (Banská Štiavnica in der Mittelslowakei; nordwestlich von Budapest, etwa 35 km südwestlich von Banská Bystrica). Das Stadtbuch wird in der ungarischen historischen Fachliteratur als Rechnungsbuch erwähnt; deshalb, weil die Steuerlisten und die Eintragungen über die Gemeindeausgaben von L. Fejérpataky schon Ende des vorigen Jahrhunderts in einer auch für Sprachler brauchbaren Edition publiziert worden sind (s. Fejérpataky 1885, 1-38). Das gesamte Material, darunter juristische Aufzeichnungen verschiedenen Inhalts (Proskriptionen, Verträge, Bergwerksangelegenheiten u.ä.) sind in Ungarn im Filmarchiv des Landesarchivs Budapest (Rolle 690) bzw. auf Photos zugänglich. Die Blätter der in Pergament gebundenen Handschrift (auch die leeren) wurden von den Archivaren numeriert (1-89). In Klammern gesetzte ein- bis zweistellige Ziffern beziehen sich in der vorliegenden Arbeit auf diese Numerierung; vierstellige

geben die Jahreszahl an, auf nicht datierte Aufzeichnungen weist ein um hin nach dem Muster: (um 1385, 15). Die sprachlichen Angaben sind dem Original entnommen, Fejérpatakys Lesungen dienen hier und da zur Selbstkontrolle.

Das Stadtbuch wurde von mehreren Personen geführt. Vier Schreiberhände zeichnen sich selbst auf den verkleinerten Photos ziemlich klar voneinander ab. Schriftexperten könnten aus dem Original noch mehr herausholen. Nach der Aussage einer beinahe versteckten Bemerkung am Ende der "Jahresbilanz" von 1365: "Item notario Wilhelmo 14 flor. et notario moderno 12 flor" (1365, 8) waren damals zwei Kanzlisten angestellt. Das sprachliche Gepräge der Stadtrechnungen wird bis zum Anfang der 70er Jahre allerdings eher nur von einer Person bestimmt. Dieser personenbedingte Parallelismus kennzeichnet auch die späteren Eintragungen. Hierauf weisen sowohl die äußere Form der Schrift als auch das friedliche Zusammenleben verschiedener Schreibtraditionen, die von fremden Einschlägen selten frei sind. Es mangelt an starken Persönlichkeiten mit überlegener Bildung, die eine lokale Schreibschule hätten gründen können; der Schreibduktus ist bis 1373-75 (obd. bair.) bzw. seit Ende der 80er Jahre (omd.) verhältnismäßig sauber; dazwischen liegt eine Übergangszeit von 15 Jahren. Sehr grob verallgemeinernd könnte man von einer vorwiegend obd. (1364-1389) und von einer vorwiegend omd. (1390-1426) Periode sprechen.

Der obd.-omd. Parallelismus wird ausgezeichnet veranschaulicht durch eine Proskription (1392, 24), die ein paar Zeilen weiter unten von einer anderen Hand wiederholt wurde: "Item Jorge sürossil proscriptus est... vm eyn orhabe..." (mhd. urhap = Streit, Ursache). Item Jurge savrussel proscriptus est vm eyn ẽrhabe..." Die zitierten Sätze sind auch in einer anderen Hinsicht lehrreich. Die Lateinkenntnisse des Kanzleipersonals gingen über ein primitives verkehrssprachliches Niveau und über die stereotypen Wendungen des Verwaltungsjargons kaum hinaus. Deshalb wimmelt es schon in den ältesten, nicht rein verwaltungsbezogenen Texten von alten deutschen Rechtstermini wie z.B. blutrũns (1365,9) Rerawb, fridbrech (1368,82), kamperwunden

(1370, 87), naim Buchen (1370, 87) u.ä. Aus diesen Jahren datieren die ersten kurzen, rein deutschen Eintragungen; ab 1375 gilt das Deutsche als gleichberechtigte Verwaltungssprache, in den 80er und 90er Jahren übertrifft es das Latein an Geschmeidigkeit und Ausdruckskraft vor allem in der Darstellung von Bergwerksangelegenheiten. Die deutsche Kanzleisprache ist hier ein Werk der Tugend in der Not. (Schemnitz ist bis zu den 90er Jahren eine kleine Stadt; die Zahl der Steuerpflichtigen beträgt im Durchschnitt 165, die jährlich zu entrichtende Summe 400 Gulden, die Einwohnerzahl könnte man danach auf 1400-2000 Personen schätzen; vgl. die Steuerlisten aus den Jahren 1364-68, 1373, 1378-80, 1383, 1385-88 bei Fejérpataky 1885). Nach tastenden Versuchen bildet sich bis zum Ende des 14. Jahrhunderts ein zunächst nur für den inneren sprachlichen Verkehr geeignetes Schreibidiom obd.-omd. Prägung heraus, in dem je nach Herkunft und Bildung des Kanzleipersonals bald das obd., bald das omd. Element dominiert.

Im gegebenen Rahmen ist es nicht möglich, eine komplette Namengrammatik zu schreiben; wir beschränken uns auf das Wichtigste und, soweit es möglich ist, auf die Rufnamen. Daß es sich um namenkundliche Vorarbeiten handelt, ist selbstverständlich.

Das "regelmäßige" Kanzleizeichen für geschlossenes ahd. e (Primärumlaut) in altdeutschen und in vermutlich etwas später palatalisierten kirchlichen Rufnamen ist e (Typ: Herward, Mertel). Eine Reihe von Belegen mit i entzieht sich dieser Regel: pro hirbordo (1365, 7), hirbordus (1366, 9), hirword (1366, 11), Hirword (1368, s. Fejérpataky 1885, 15), Hirbordez erb (1373, ebd., 18). Belege für Mirtein(n) und Mirtel (Klein- oder Großschreibung ist irrelevant.): (1364, 2, 3,), (1366, 9,10), (1367, 14, 17), (1368, 17,88), (1371,77), insgesamt 13 Varianten mit i in der Stammsilbe aus den Jahren 1364-73. Es ist mit Sicherheit hierher zu stellen hirtel (=Hertel aus Hart-, 1370, 19) und vielleicht noch Wirnusch (1366, 11; 1371, 77), wenn der Personenname wirklich nur eine "halbslawische" Ableitung aus Werner (zum Terminus vgl. Gottschald 1971, 233) darstellt und nicht zur slaw. Sippe "treu" gehört (vgl. slow. verný). Auch bei diesen zwei Wörtern bricht die Überlieferung mit i Anfang der 70er Jahre ab (1371); aus den folgenden Jahren haben wir für alle

vier Namen nur Belege mit e (Herbord, Mertin usw.).

Man könnte angesichts der Belege mit -i- an umgekehrte Schreibung und an md. Schreibtradition denken (md. Senkung). Diese Annahme erscheint jedoch als völlig abwegig, wenn man bedenkt, daß die Schemnitzer Kanzlei von 1364 bis ungefähr 1373 "am bairischsten" ist. Auf einen bairischen Schreiber läßt auch der Graphemwechsel w - b in Herward schließen. Deshalb muß man annehmen, daß der Schreiber (Wilhelm?) nicht irgendeiner Kanzleimode folgt, sondern -ir- als annähernd lautgetreue Zeichenverbindung verwendet. Das -i- aus geschlossenem ahd. -e- markiert eine allgemeine Tendenz zur Hebung. (Ob die oft zitierte Verdumpfung von ahd. a, ā zu o hierher zu rechnen ist, möge dahingestellt bleiben, vgl. jedoch Lessiak 1963, § 52.) Diese Hebungstendenz ist den Mundartforschern schon um 1900 aufgefallen. Der bair.-omd. Mischdialekt der ehemaligen Bergstadt Dobschau (Dobšiná in der Slowakei) zeigt eindeutig den allgemeinen Durchbruch der genannten Entwicklungsrichtung: beinahe alle mhd. Vokale sind hier mindestens um einen Grad geschlossener geworden (s. Mráz 1909, 42-44). In Mirtel, Mirtein mag wenigstens der Stadtschreiber, der diese Namensformen aufs Pergament gesetzt hatte, -ir- gesprochen haben, oder - und das ist schon eine gewagte Annahme auf Grund des Schriftbildes - eine zur Vokalisierung neigende Lautgruppe. In der Mundart von Pernegg in Kärnten ist das ahd. geschlossene e vor r ebenfalls zu i geworden irl (Erle), girtn (Gerte), mirtn (Martin), vgl. Lessiak 1963, § 56. Zu Vokal +r bemerkt er im "lautphysiologischen" Teil (ebd., §23): "Beim übergang von vokal zu (zäpfchen-) r ... macht sich ein ganz leiser vocalischer übergangslaut bemerkbar, wodurch der vocal etwas diphthongiert (gebrochen) erscheint: mīər mir,... nōər narr, ūər uhr. Doch sind diese pseudozwielaute so sehr verschieden von den eigentlichen diphthongen..., dass ich es vorgezogen habe, sie in der transscription unbezeichnet zu lassen... Ob die diphthongierung in einer früheren sprachperiode stärker ausgeprägt war, ob es sich also hier um eine rückläufige bewegung handelt..., lässt sich schwer entscheiden." Für diese "Brechung" findet sich im Rufnamenmaterial nur eine ein-

zige Angabe: joyk petrus carnifex (1393, 52; zu Georg). In der späteren schreibsprachlichen, aber auch in der modernen mundartlichen Überlieferung der slowakischen Bergstädte, deren Geschichte und Kultur manche gemeinsame Züge aufweist, ist diese Vokalisierung eindeutig nachweisbar. So z.B. in Schmöllnitzer Quellen aus 1437-1568 (Smolník, westlich von Košice): henach (hernach), fyteil (Viertel), Egra (Herkunftsname Egerer; vgl. Gárdonyi 1966, 131). Mráz 1909, 29 bringt dafür Belege aus Dobschau: kearn (Kern), eabm (erben), bearn (wehren), beaman (wärmen); das letzte Beispiel ausgenommen mit silbischem Nasal.

Wenn man den graphischen Entsprechungen trauen darf, ist die Diphthongierung der mhd. Längen in diesem Gebiet bis 1350 abgeschlossen worden. Appellativa bieten nur eine einzige monophthongische (Ver)schreibung: cßyt (1402, 56; ebd. zweimal cßeyt). Die Namen haben sich im allgemeinen in dieses Graphemsystem gefügt, altdeutsche ebenso wie kirchliche: super geidum aurifabrum (um 1368, 47; Aegídius), Kristein (1364, 3; Christína), super meteisum (1379, 35), mateis (1378, 30-31; 1380, 37). Diphthongierung ist auch im zuletzt genannten Rufnamen durchaus möglich (vgl. Matthías); auf der Straße mag jedoch Mathes geherrscht haben; zu dieser Hypothese berechtigt uns die vorwiegende schriftliche Wiedergabe des Vokals in der zweiten Silbe mit e. Vereinzelt kommen auch einige, begründeten oder unbegründeten Zweifel erregende monophthongische Formen vor: weigel carpentarius (1378, 31), aber vigel carpentarius (ebd.). Es kann sich natürlich um Archaisierung, Latinisierung handeln, hierauf scheint v- zu weisen; auch mit dem Vorhandensein konkurrenter Varianten ist zu rechnen (ältere Kurzform Wiggo + -el?). Weiter oben wurde schon auf das Nebeneinander von md. sûrossil und obd. savrussel (1392, 24; Saurüssel) hingewiesen. Die obd. "Übersetzung" des nicht gerade schmeichelnden Beinamens ist tadellos; im ersten Glied des sicherlich alten Determinativkompositums tritt nach obd. Regel kein Umlaut ein (ahd. sū gehört zu den i-Stämmen, daher mhd. siuwe im Plural -- und je nach Mundartgebiet wohl auch im Gen., Dat. Singular; vgl. Braune 1950, § 218. A.1; Paul-Moser-Schröbler 1969, § 18. A. 11. § 127. A.3). Anders steht es mit dem md. Gegenstück sûrossil. Das über-

geschriebene e ist in Schemnitz -- wenn es überhaupt gebraucht wird -- meist Umlautzeichen; ē ist weder als langes ū noch als Diphthong zu lesen; mhd. iu wird in den Quellen des 14. Jahrhunderts und auch später mit eu, ew, ev u.ä. wiedergegeben. Der Beiname wurde, wenigstens von dem, der ihn niedergeschrieben hat, mit langem ū gesprochen. Es läßt sich vorläufig schwer entscheiden, ob es sich nur um eine vereinzelte, "eingeschleppte" md. Variante handelt oder um mehr, u. zw. um die Auseinandersetzung der monophthongischen (md.) und diphthongischen (obd.) Entsprechungen zu der ganzen mhd. Reihe ī, ū, iu. Diese Konkurrenz muß dagewesen sein, sie wird aber durch obd. Kanzleitraditionen ausgezeichnet getarnt. Es ist ja kaum denkbar, daß die jüngere oder ältere md. Schicht der Ansiedler auf ihre Monophthonge, etwa einem Zauber folgend, so schnell verzichtet hätte (zum Festhalten an den alten Längen im Omd. vgl. Grünert 1958, 476).

Ahd. -igi- wird, wenigstens graphisch, in Voll- sowie Kurzformen (wohl über langes ī) zu ei diphthongiert. Typ: Seifrid (1364, 3), seidel (1364, 2), seydil (um 1395, 54). Die Bezeichnung des Diphthongs mit ei(ey) ist konsequent. Es finden sich aber auch einige Nebenformen mit -i-: super Sifridem fabrum (1365, 5), sydelini fabri (Genit., um 1377, 78), cum... sydelino herrant (1393, 52). Sie stehen im lat. Kontext und stören das Gesamtbild kaum. sigel (1378,30) und Segil (um 1400, 76) entziehen sich als Ableitungen aus alten hypokoristischen Formen den allgemeinen Lautgesetzen (s. Bach 1952, §93). Im zitierten Segil könnte md. Senkung,aber auch umgekehrte Schreibung vorliegen; ich rechne diese Namen, wie viele andere Kurzformen, in lautgeschichtlicher Hinsicht zu den "nomina odiosa".

Die Entsprechungen zum ahd. Namenwort hagan- zeugen zum Teil von bair.-odb. Schreibweise; die Buchstabenverbindung ai darf als lautgetreue Wiedergabe des wirklich gesprochenen Diphthongs angesehen werden, wenn mhd. -age- in der Mundart des Schreibers mit (kanzleisprachl.) ai aus ahd. ei zusammengefallen ist. Dafür scheint zu sprechen, daß Belege wie hainreich (1364, 2; 1366, 12; 1367, 14-15, 1373, 21), haindel (1371, 77), haincßman (1363, 3) nur bis 1373 vorkommen, für Siegfried (-igi-) keine Schreibung mit

ai nachweisbar ist und Heinrich, Heinz seit 1373 in der Stammsilbe nur ei, a, und e dulden (Typ: heinrich, hancßman, hencßman). Andererseits bleibt zu erwägen, ob wir es nicht mit einer "hyperbair". Mode zu tun haben (vgl. Weinelt 1938, Karte 8). Wie hancß(-), hencß(-) und die sporadisch auftauchenden Varianten henrich (1378, 30, 39), latinisiert. henricus (um 1388, 48), Hinricus (um 1400, 58) zu beurteilen sind, soll auf die lange Bank geschoben werden. Bei der ganzen Sippe ist äußerste Vorsicht geboten, weil in Schemnitz - wie beinahe überall - eine mäßige Kreuzung zwischen den Kurzformen von Heinrich und Johannes stattgefunden hat (zur Monophthongierung von ahd. ei zu ē, ā s. Schirmunski 1962, 233).

Ahd. uo ist in den Personennamen durch u, v, seltener w vertreten; nach- oder übergesetztes e ist gar nicht häufig und kann auch "Dehnungs-" bzw. Umlautzeichen gewesen sein (Ruedel um 1370, 10; Vlrich 1422, 68). Im mündlichen Verkehr war wahrscheinlich die auch in der Kanzlei verbreitete Kurzform für Ulrich üblich: vlusch (so u.a. 1370, 19), vlus (1379, 35). wlus (1376, 81), wluch (1388, 48). Annähernd lautgetreu sind die Belege Ylusch (1364, 4 -- von obd. Hand), Yluch (1380, 38 -- von md. Schreiber). Die Durchführung des Umlauts darf als sicher gelten, das Ergebnis war kaum üe; es kommt vielmehr ü oder dessen entrundete Variante, i in Erwägung. Daß zur Ausprägung der mindestens mundartnahen Kurzform auch slawische Mundarten mit ihrem -sch-Suffix beigetragen haben, steht auf einem anderen Blatt.

In der Kanzleipraxis sind die mit g- und j- anlautenden Kurzformen von Georg ungefähr gleich stark vertreten; jurg gebrauchen obd., jorge md. Schreiber. gurge (gorge) kennen die bair. gefärbten älteren Aufzeichnungen nicht; abenso steht es mit gelegentlichen Zwittergebilden wie gorgius, georius. Diese können als Verlegenheitsformen gelten und spiegeln ungenügende Lateinkenntnisse wider. Als solche sind auch die auffallend vielen "volksnahen" Kurzformen zu werten, die hemmungslos latinisiert werden. Als Prototyp sei nur henßelinus, filius dituschii (1367, 88; Kf. zu Dietrich + slaw. -sch-) erwähnt. Das anlautende j- von jurg-jorg (vgl. auch die phonetische Variante jovk 1393, 52) ist nach Moser 1951, § 129. 2. A.4. unorganischer Sproß-

konsonant und hat demnach mit mundartlicher Lautung nicht viel zu tun. g- in gurge (1379, 34; 1380, 80; 1383, 41 u.a.) und Gorge (1402, 56) gebrauchte man in Anlehnung an lat. Georgius wahrscheinlich auch deshalb, weil g und j von md. Schreibern oft vertauscht wurden. Grünert 1958, 485-487 und Skála 1967, 102 bringen eine Menge von Beispielen dafür. Nach dieser Schreibgewohnheit hat man in Jeorgius (um 1421, 73) j, in gohelino (1393, 52; gvhelino? -- lat. Dativ zur Kf. von Joachim) dagegen g benützt.

Der Personenname Herbord geht auf obd. Gebiet auf Herward zurück (s. Brechenmacher 1957-1960, 701). In Schemnitz war er zunächst als Einzelname, später auch als Beiname üblich, vgl. die dissimilierte Form Georgii herboldi hereditas (um 1388, 48). Die frühen Belege (vgl. weiter oben) zeigen einen Wechsel von w - b im zweiten Namenwort, im ersten die Hebung von e zu i. Diese letztere rechnen wir zu den eindeutig bair. Merkmalen. 1366-1373 stehen einerseits 5mal Herword - Hirword und andererseits 4mal Herbord - Hirbord einander gegenüber. Die Grenze liegt - wie schon öfters - wieder um die Mitte der 70er Jahre, denn 1374 hört der bair. Wechsel zwischen w - b auf, Herbord wird zur Kanzleinorm, nach 1388 wird der Namenträger nicht mehr genannt.

Zur gleichen Zeit (1364-75) erscheint w für b und umgekehrt b für w im vokalischen An- und Auslaut slawischer Namen: Rasslab (1364, 2; slaw. Roslav, s. Schlimpert 1964, 42), wencßlab (1373, 21), wentßlab (1373, 77; Wenzel, Václav), Wolißlob (1375, 89; slaw. Bolislav, vgl. Schlimpert 1964, 10) Auch der Rufname Ivan, der eigentlich nicht zu Johannes, sondern zu dessen griechischer Entsprechung zu stellen wäre (s. Schwarz 1931, 276), erliegt einer doppelten Bajuwarisierung: i wird diphthongiert wie die alten dt. Langvokale, für v steht oft b (Lautersatz): eyban (1370, 79), pro hereditate ybani (1378, 32), de hereditatibus ybani (1379, 33), Iwan carnifex (1383, 41), eywan carnifex (1386, 46), Eywan (1387, 50), llorencß Eyban (1418, 65).

Der phonetisch ungeschulte Durchschnittsmensch vermag nur jene Laute richtig wahrzunehmen, die im eigenen phonologi-

schen System vorhanden sind. Eine Binsenwahrheit, die durch die Praxis im Fremdsprachenunterricht täglich bestätigt wird. Die zweite Binsenweisheit: Dieses im Bewußtsein des Sprechers virtuell vorhandene System wird bei Schreibkundigen durch ein jämmerliches Bezeichnungssystem überlagert und gestört. Sprachlich gut geschulte Kanzlisten setzen sich über diese Diskrepanz hinweg, ungebildete Mundartsprecher machen "Rechtschreibefehler". Hieraus erklärt sich die relativ sehr hohe Zahl der Schreibfehler und auch des Graphemwechsels b - w in den sehr dünn fließenden Schemnitzer Quellen schon im 14. Jahrhundert, während auf binnendeutschem Gebiet dieselben Symptome zunächst nur vereinzelt und massenhaft erst zu der Zeit erscheinen, als auch ungeübte Hände zu schreiben beginnen. Die von Hellfritzsch 1969, § 165, § 291 gebrachten Belege sind in dieser Beziehung sehr lehrreich.

Daß der Wechsel von w - b auch in slaw. Personennamen auftritt, paßt in das Gesamtbild. Wenzel ist ein alter Lehnname böhmischer Herkunft (dazu: Schwarz 1949, 48), die anderen bedürfen der weiteren Klärung, besonders in lautgeschichtlicher Hinsicht. Bairische Schreiber hätten sowohl bilabiales als dentilabiales v mit w oder b wiedergegeben, weil sie kein adäquates Zeichen gehabt haben. Lat. v stand für u- und ü-Laute verschiedener Etymologie und für germ. f; es wurde -- vielleicht auch von Lateinkundigen md. Herkunft -- als f gelesen, vgl. frenel (1379, 34; zu Verena oder Veronica) und etwas überzeugender: super uxorem mathie fectoris (um 1390, 39; M. Vector = Fuhrmann).

Der für das Bair. charakteristische Zusammenfall von germ. b und w im In- und Auslaut ist allgemein bekannt, am prägnantesten ist er von Lessiak 1963, § 53, § 98 dargestellt worden. Durch den b - w-Wechsel in Schemnitz wird unmittelbar nur dieser Zusammenfall bestätigt. Darüber, ob das Ergebnis ein bilabiales w oder b war, schweigen die Quellen. Man überbrückt diese Schwierigkeit, indem man sich auf moderne Mundarten beruft, in denen anlautendes germ. w- als b- gesprochen wird. Trotz aller Skepsis der Tragfähigkeit eines so stark gespannten Bogens gegenüber (zwischen 1400 und 1900 liegt ein halbes Jahrtausend) tun wir

mangels einer besseren Lösung dasselbe. Dieses bair. b- ist oder war in mehreren dt. (Misch)-mundarten der Slowakei und Ungarns zweifellos da. So z.B. in Dobschau (s. Lux 1938, 22; Mráz 1909, 61), in Untermetzenseifen (Alsó-Meczenzéf; s. Gedeon 1905, 44), in Deutsch-Pilsen (Nagybörzsöny),in der Kremnitz-Deutsch-Probener Sprachinsel (s. Schwarz 1962, 34 ff., mit Karte). Eines fällt auf der Karte von Schwarz auf: b- für germ. w- wurde auf slaw.-dt.-ung. Berührungsgebieten gesprochen. Kranzmayer 1956, 74 führt dieses b- auf fremden Einfluß zurück. Dieser an die Substrattheorie erinnernde Gedanke ist zwar eine alte, aber eine gute, brauchbare Idee auch für die Namenkunde.

Literatur

Bach, Adolf: Die deutschen Personennamen. Bd. I.1.Heidelberg 1952.

Braune, Wilhelm-Helm, Karl: Ahd. Grammatik. Halle (Saale) 1950.

Brechenmacher, Josef Karlmann: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen. Bd. I. Limburg a.d. Lahn 1957-1960.

Gárdonyi Sándor: Das Stadtbuch von Schmöllnitz. In: Német Filológiai Tanulmányok [Arbeiten zur deutschen Philologie] 2, 1966, 109 ff.

Gedeon Alajos: Az alsó-meczenzéfi német nyelvjárás hangtana [Lautlehre der deutschen Mundart von Untermetzenseifen]. Budapest 1905.

Gottschald, Max: Deutsche Namenkunde. Berlin 1971.

Grünert, Horst: Die altenburgischen Personennamen. Tübingen 1958.

Hellfritzsch, Volkmar: Vogtländische Personennamen. Berlin 1969.

Kranzmayer, Eberhard: Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien 1956.

Lessiak, Primus: Die Mundart von Pernegg in Kärnten. Marburg 1963.

Lux Gyula: Nyelvi adatok a délszepesi és a dobsinai német nép településtörténetéhez [Zur Siedlungsgeschichte der Deutschen in der Südzips und in Dobschau]. Pécs 1938.

Moser, Virgil: Frühneuhochdeutsche Grammatik. I. 3. Heidelberg 1951.

Mráz Gusztáv: A dobsinai német nyelvjárás [Die Mundart von Dobschau]. Budapest 1909.

Paul, Hermann - Moser, Hugo - Schröbler, Ingeborg: Mittelhochdeutsche Grammatik. Tübingen 1969.

Schirmunski, V. M.: Deutsche Mundartkunde. Berlin 1962.

Schlimpert, Gerhard: Slawische Personennamen in mittelalterlichen Quellen Deutschlands. Berlin 1964.

Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. München/Berlin 1931.

Schwarz, Ernst: Deutsche Namenforschung. I. Ruf- und Familiennamen. Göttingen 1949.

Schwarz, Ernst: Sudetendeutsche Sprachräume. München 1962.

Skála, Emil: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger 1310 bis 1660. Berlin 1967.

Weinelt, Herbert: Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei. Brünn/Leipzig 1938.

Quellen

Fejérpataky László: Magyarországi városok régi számadáskönyvei [Alte Stadtrechungen in Ungarn]. Budapest 1885.

Filmarchiv des Landesarchivs Budapest. Schemnitzer Quellen. Rolle 690.

Judit G y ő r i

Der "Geniestreich" Klaus Manns

Blättert man im 1975 erschienenen ersten Band der Briefe Klaus Manns, so wird man in einem an seinen Freund Erich Ebermayer gerichteten Schreiben vom 15.1. 1926 auf folgende Zeilen aufmerksam: "War es bei meinem Vater recht herrlich? Kanntest Du die Geschichte eigentlich schon? Mich kann es nicht gerade erfreuen, daß er sie allerorts vorliest..." (Kl. Mann, 1975, 30.) Die verstimmte Bemerkung läßt uns umso mehr aufhorchen, da Klaus Mann in diesen jungen Jahren die Gestalt des Vaters aus der Sphäre seiner privaten Beziehungen noch zu verdrängen suchte, um die ganze Problematik seiner Sohnschaft für das Werk aufzusparen. Von welcher Geschichte des Vaters war er so schmerzlich berührt, daß er das Schweigen aufgab und sich dem Freund gegenüber beklagte? In Kenntnis des Datums ist es nicht schwer festzustellen, daß sich die auch in ihrer Flüchtigkeit vielsagenden Sätze auf einen Vorlesungsabend Thomas Manns in Leipzig beziehen, wo der Dichter die einige Monate früher entstandene, zu seinem 50. Geburtstag für die Neue Rundschau verfaßte Novelle Unordnung und frühes Leid vorgetragen hat. Der festliche Anlaß, aus dem die vielgerühmte Novelle entstand, sowie die auch von ihm wahrgenommenen radikalen Veränderungen der Umstände zwangen den Fünfzigjährigen zur Rechenschaft - und dies war vor allem die Absicht der kaum getarnten Darstellung der eigenen Situation. Durch die Konfrontation des konservativen Helden mit der Nachkriegsjugend fand sich aber in der Novelle als ältester Sohn des Professors auch Klaus Mann porträtiert, und zwar auf eine Art und Weise, die ihn in dieser ersten Phase des Selbstver-

ständnisses und unruhigen Suchens, aber auch infolge seiner ohnehin schon prekären Lage in der deutschen Literatur, unbedingt und tief kränken mußte.

Handlungszeit und Erscheinungsjahr der Novelle umfassen nämlich gerade die Zeitspanne, in die das Debüt Klaus Manns als Schriftsteller fiel. Dieses Debüt war von glänzenden, oft viel zu leichten Erfolgen und teilweise provozierten, zum größten Teil aber ungewollt hervorgerufenen Skandalen begleitet. Alles in allem ein kompromittierender Anfang, dem die gesamte "literarische Welt, die in Deutschland noch etwas hämischer und eifersüchtiger ist als anderswo" (Kl. Mann 1963, 134) und für die die unantastbare Größe Thomas Manns augenscheinlich ein bedrückendes Ärgernis war, mit einer gewissen Schadenfreude zusah. Der immer ehrliche Klaus Mann charakterisierte später in der Autobiographie sehr treffend diese ersten Jahre seiner literarischen Laufbahn: "Der flitterhafte Glanz, der meinen Start umgab, ist nur zu verstehen - und nur zu verzeihen -, wenn man sich dazu den soliden Hintergrund des väterlichen Ruhmes denkt. Es war in seinem Schatten, daß ich meine Laufbahn begann, und so zappelte ich mich wohl etwas ab und benahm mich ein wenig auffällig, um nicht völlig übersehen zu werden. Die Folge davon war, daß man nur zu sehr Notiz von mir nahm. Meist mit boshafter Absicht. Irritiert durch ständige Schmeicheleien und Sticheleien benahm ich mich, 'grad zum Trotz', genau so indiskret und kapriziös, wie es offenbar von mir erwartet wurde. Was ich mir nicht genügend klarmachte, oder worauf ich nicht genügend Rücksicht nahm, war die Tatsache, daß meine unbedenkliche Exzentrizität allerlei Peinlichkeiten auch für den berühmten Vater mit sich brachte. Sein Name tauchte, wie sich von selbst versteht, in fast jedem der satirisch-polemischen Kommentare auf, mit denen die deutsche Presse mich damals so reichlich bedachte. ...die Haltung, die mein Vater um jene Zeit mir gegenüber einnahm... war ...von ironischem Wohlwollen und abwartender Reserviertheit, halb skeptisch, halb belustigt. Ich glaube nicht, daß er sich jemals ernste Sorgen um mich gemacht hat. Davor bewahrte ihn nicht nur seine natürliche Indifferenz und Detachiertheit,

MAGYAR
TUDOMÁNYOS AKADÉMIA
KÖNYVTÁRA

sondern wohl auch sein Vertrauen in meine Intelligenz und meine gesunden Instinkte; aber meine Extravaganzen mögen ihm zuweilen mehr auf die Nerven gegangen sein, als er zeigen oder als ich bemerken wollte" (Kl. Mann 1963, 154-155). Dies umso mehr, zumal Thomas Mann selber, seitdem er sich mit seinen Betrachtungen... in die politische Arena hervorgewagt hatte, unausgesetzt im Kreuzfeuer heftigster, sowohl von rechts als auch von links kommender Angriffe stand. Diese waren später - zur Zeit des heranbrechenden Faschismus - schärfer, vor allem folgenreicher, vermochten ihm aber nie mehr so nahezugehen wie eben in dieser Zeit der inneren Unsicherheit, seines angeblich so überraschenden Übertritts zur Demokratie. In dieser Situation auch noch wegen Neigungen und Skandale des Sohnes, die er übrigens selber mißbilligte, immer wieder verspottet zu werden, das war eine entschieden zu große Belastung für ihn. Nicht nur Lebensführung und "Berühmtheit" Klaus Manns bedeuteten ihm ein Ärgernis, auch dessen erste dichterische Versuche mißfielen ihm. In einem Brief an Erika Mann äußert er die Meinung, daß das Drama Klaus Manns Anja und Esther zwar auf keinen Fall hätte aufgeführt werden dürfen, jedoch besser sei als die ersten Werke manch anderer Schriftsteller. Dem innigen Freund dieser Jahre, sagt er aber geradeheraus, daß er das Stück für "gebrechlich" halte. Den Roman Der fromme Tanz findet er merkwürdig, aber höchst "morbid", und auch die übrigen Werke des jungen Dichters schneiden bei ihm nicht besser ab. Lassen wir die Frage dahingestellt sein, was der Grund für die strikte Ablehnung gewesen sein mag, sie erfolgte wenigstens aus der Kenntnis aller Werke des jungen Autors im Gegensatz zu anderen Schriftstellern, die sich zwar in der Polemik gegen Klaus Mann hervortaten, dafür aber kein einziges Werk von ihm kannten. Zunächst soll die bloße Tatsache als eine Komponente der damaligen Spannung zwischen Vater und Sohn festgestellt sein. Denn die erwähnte Figur in Thomas Manns Novelle, die Erinnerungen Klaus Manns, auch die Briefe von beiden aus dieser Zeit zeugen von einer latenten Spannung, die von den beiderseitigen ironisch-höflichen Umgangsformen nur oberflächlich verdeckt wurde.

Wollte Klaus Mann nicht berücksichtigen, welche Peinlichkeiten seine Eskapaden für den berühmten Vater mit sich brachten, so schien Thomas Mann seinerseits keinerlei Notiz davon zu nehmen, welchen tiefen Schatten seine Existenz über den Sohn warf. Denn die Kritiken über die ersten Werke Klaus Manns waren beinahe ausnahmslos voreingenommen, bösartig, oft beschämend unsachlich. In allen überrascht die besondere Aggressivität, die allein durch die Tatsache, daß das Frühwerk Klaus Manns für überaus schwach gehalten wurde, nicht erklärt werden kann. Selbst Thomas Mann, der die Schriften des Sohnes, wie bereits erwähnt, ebenfalls ablehnte, mußte in einem Brief an Erika Mann zugeben, daß z.B. die Interpretationen des Stückes Anja und Esther sehr viele "Mißverständnisse" enthalten. Nachdem auch die gemeinsam mit Willi Fehse herausgegebene "Anthologie jüngster Lyrik" heruntergerissen und Klaus Mann unterstellt worden war, er spiele sich als Führer einer Generation auf, schrieb er Hans Rosenkranz, der gerade eine Anthologie junger Prosaisten vorbereitete, am besten lasse man ihn aus der Anthologie heraus, denn sein Name nütze - wie die Dinge eben liegen - keinem anständigen Unternehmen. Es gehörte wirklich "der größte Optimismus" dazu, wie Klaus Mann später behauptete, unter solchen Umständen unbeirrt weiterzuschaffen. Trotz antibourgeoiser Brüskereien, erotischer und andersartiger Extravaganzen sowie seiner scheinbaren Selbstsicherheit hat Klaus Mann nach gemeinsamem Zeugnis der Werke und Briefe seine Leistung nie über-, eher unterschätzt. Darauf verwies auch William L. Shirer, als er - bereits nach dem Tode Klaus Manns - sein Nachwort zur Taschenbuchausgabe von Kind dieser Zeit mit der Erklärung abschloß: "Meiner Überzeugung nach war dieser Mensch und Schriftsteller weit bedeutender, als er selbst es sich träumen ließ" (Shirer 1967, 154). Schon die überaus große Zahl der von ihm verehrten und in den Essays besprochenen Dichter verrät die Unsicherheit dem eigenen Schaffen gegenüber. Hinzu kam die weltanschauliche Ratlosigkeit, die er früh bekannte und aus der er für sich gewissenhaft die Aufgabe ableitete, in Ermangelung einer Lösung wenigstens dieser Ratlosigkeit Stimme zu verleihen. Man kann sich denken, wie hart ihn in dieser äußerst schwierigen

Situation die Novelle des Vaters traf, die zwar ein früheres Stadium seiner Entwicklung widerspiegelte, jedoch unmißverständlich der literarischen Öffentlichkeit des Jahrganges 1925 zu wissen gab, daß sich der große Thomas Mann von seinem Sohn distanziert, ihn sogar für unbegabt hält. Dieses Urteil des Vaters muß umso härter für ihn gewesen sein, da er ihn als Menschen und Dichter verehrte, ja liebte. "Gerade damals, als ich intelektuell in vielem von meinem Vater abhängig war, versuchte ich heftig, das an mir herauszuarbeiten, was ich als ihm entgegengesetzt empfand. Während ich den 'Zauberberg', der seinem Ende zuwuchs, Stück für Stück kennenlernte und alle seine früheren Werke wieder und wieder las, suchte ich mir klar zu werden, was ich jemals gegen den geschlossenen Block dieser Geistesleistung würde zu stellen haben. Deshalb liebte ich es, das Katholische vor dem Protestantischen zu betonen; das Pathetische vor dem Ironischen; das Plastische vor dem Musikalischen; die Vergottung des Leibes vor der Sympathie mit dem Abgrund... Das Extravagante, Exzentrische, Anrüchige gegen das maßvoll Gehaltene; das irrational Trunkene gegen das von der Vernunft Gebändigte und Beherrschte. Während ich mir diese Gegensätze konstruierte und auch wirklich erlebte, war mir natürlich am Beifall keines Menschen wie an seinem gelegen" schrieb er in Kind dieser Zeit (Kl. Mann 1967, 140).

Die Würdigungen von Unordnung und frühes Leid haben den Vater-Sohn-Konflikt aus dem Werk nicht herausgeschält, mit vollem Recht, da dieser in der Gesamtproblematik nur eine Randfrage darstellte. Trotzdem entsteht der Eindruck, daß dieser Aspekt der Novelle verstanden und bekannt wurde und daß es ein allgemeines Gaudium gewesen wäre, hätte sich Klaus Mann in seiner Gekränktheit zu feindlichen Äußerungen gegen den Vater hinreißen lassen. Aber diese Blöße hat sich Klaus Mann, obwohl sie durchaus in das Bild gepaßt hätte, das man sich im allgemeinen von ihm machte, nie gegeben. Dagegen schrieb er im August 1926 einen längeren Aufsatz für die Berliner Zeitschrift Uhu über das Verhältnis seiner Generation zu den Vätern, in dem er u.a. folgendes erklärte: "Das Werk des Vaters steht vor uns, und wir bilden

uns und lernen von ihm... Wir halten zu denen, die, neuen Zielen zustrebend, für die sie noch keine Worte haben, einer großen Angst und eines großen Glaubens voll, zu den Vorigen, zu den Vollendeten, zu den Vätern trotzdem zurückschauen - getrennt von ihnen, immer weiter wegstrebend von ihnen, aber lernend dabei, ehrfurchtsvoll vor dem, was diese gelebt und gebildet" (Kl. Mann 1926, 7-8). Dieser etwas pathetischen Äußerung folgte dann eine weniger ehrfurchtsvolle: 1930, als er mit seiner Schwester Erika in einem munteren Reisebuch die Abenteuer einer Weltreise schilderte, betitelten sie ein Kapitel, das über ihre finanzielle Not im transsibirischen Expreß berichtete, mit jugendlicher Frechheit und deutlicher ironischer Anspielung auf die Novelle des Vaters Unordnung und späte Freude. 1932 aber, bereits aus einem gewissen zeitlichen Abstand auf den Wirbel der Pubertätsjahre und des Anfangs zurückblickend, inzwischen zum wirklichen Dichter und Mann gereift, faßte er in seiner ersten autobiographischen Darstellung die Erinnerungen an diese Zeit unter dem Titel des väterlichen Werkes zusammen und identifizierte sich dadurch vollkommen mit der Thomas Mannschen Schilderung der damaligen Situation. Daß Klaus Mann früher mit dem Problem trotzdem rang, zeigt seine Kindernovelle, die er im Jahre 1926 kurz auf die erste Publikation von Unordnung und frühes Leid folgen ließ und die die literarische Austragung des Konflikts darstellt. Die Kindernovelle ist das programmatische Gegenstück zu Thomas Manns Werk und enthält als solches nicht nur die Antwort Klaus Manns auf den öffentlich bekundeten Zweifel des Vaters, sondern sie ist auch für die frühe Philosophie ihres Autors aufschlußreich.

Auch der Novelle Klaus Manns lagen das Erlebnis der Familie und das Generationsproblem zugrunde, und der selbstbiographische Bezug trat in der Behandlung des Themas genauso offen wie bei Thomas Mann zutage. Ideen, Stoff und Milieu des väterlichen Werkes wurden aber in der Kindernovelle spielerisch abgewandelt und im Lichte der eigenen Erfahrung und Programmatik ausgelegt. Auch die Kindernovelle spielt wie Unordnung und frühes Leid unter Kindern, während aber Thomas Mann die ältesten und die jüngsten von seinen Kindern beschrieb, porträtierte Klaus Mann das älteste

und das mittlere Paar der Mann-Kinder. Er ging auch zeitlich etwas mehr zurück, noch in die Vorkriegszeit, und als Schauplatz ist nicht die Schwabinger Villa, sondern das Landhaus der Familie in Bad Tölz zu erkennen. Der Titel, den er seinem Erzählwerk gab, deutet außerdem an, daß es ihm nicht in erster Linie auf die Konfrontation der "Kinderwelt" mit den Anschauungen der älteren Generation, vielmehr auf die Erklärung der vorigen ankam. Die Geschichte ist aber "Kindernovelle" auch in einem anderen Sinne: ein neues Leben, das fünfte Kind, wächst in die Familie hinein. Auch die Kindernovelle behandelt wie Unordnung und frühes Leid eine Liebesgeschichte, bloß in reziproker Sicht. Dort erlebt der Vater das frühe Leid seines Kindchens, hier erleben die vier Geschwister die leidenschaftlich-traurige Liebe ihrer schönen Mutter. Denn die zentrale Gestalt der Novelle Klaus Manns ist Christiane, eine junge Mutter mit vier Kindern, die nach dem Tode ihres Gatten, des berühmten Philosophen und Schriftstellers, sich in ihr Landhaus zurückzieht und ihr Leben den Kindern und dem Andenken ihres Mannes widmet. Während die Kinder unter der Obhut des launischen Kinderfräuleins und des Hauslehrers ihre beziehungsreichen und mystischen Spiele treiben, dringt unerwartet in den geschlossenen Kreis der Familie ein fremder junger Mann ein, ein Wandervogel und großer Verehrer des verstorbenen Philosophen. Er befreundet sich mit den Kindern und nimmt auch die plötzlich aufflammende leidenschaftliche Liebe der Mutter hilflos und für eine Nacht beglückt entgegen, um am nächsten Tag traurig-beunruhigt, voller Angst vor Bildungen und Bürgerlich-Beständigem, schleunigst wegzufahren. Nach seiner Abreis kehrt die frühere Ordnung in die Familie scheinbar zurück. Unter dem Herzen der leidenden Christiane wächst aber bereits ein neues Leben. Die Spiele der Kinder werden immer ahnungsvoller, und als das neue Kind geboren wird, ist die frühere glückliche Kinderidylle schon überschattet vom Geheimnis traurig-befremdlichen Lebens, der Liebe und des Todes.

Die Verwandlung des Thomas-Mann-Stoffes ist umso reizvoller, da es bei Klaus Mann den Generationskonflikt im unmittelbaren Aufeinanderprallen der beiden Welten nicht gibt, alles

noch sozusagen Kinderland ist. Kinder sind im Grunde, wie bereits manche zeitgenössischen Kritiker betonten, auch die erwachsenen Gestalten, nicht nach ihrem Alter, vielmehr nach ihrer Anschauungsweise der Welt und der Dinge. Kindlich, d.h. rein, unbedingt und durch den Verstand kaum reflektiert, ist vor allem die Art und Weise, wie sie die Liebe, die sie mit elementarer Kraft und Natürlichkeit befällt, erleben. Die Spiele der Kinder werden aber nicht aus ihrer Sicht dargestellt wie bei Thomas Mann, in dessen Erzählung der Vater gerade durch diese Spiele zur herzlichen Menschlichkeit zurückfindet, deren Verlust er ansonsten befürchtet. Aus denkbar kürzester zeitlicher Entfernung von der eigenen Kindheit gestaltete Klaus Mann die Kinderwelt von innen, in seiner Gestaltung schwangen die seltsamen und poetischen Töne der glücklichen Kinderjahre deutlich vernehmbar weiter. Die eigentliche selbstbiographische Figur, der Knabe Heiner, ist Teilnehmer und Erfinder der rührenden, komischen und mystischen Spiele, mit deren Hilfe sich die Kinder ein autonomes Reich schaffen, in dem sich die ahnungsvolle Nachahmung der Welt der Erwachsenen mit dem Glück verbindet, noch sich selbst geben und einer noch so skurrilen Phantasie freien Lauf lassen zu dürfen. Dieser Autonomie der Kinderwelt maß Klaus Mann eine große Bedeutung bei, indem er das Trennende betonte, das trotz gegenseitiger Liebe zwischen Mutter und Kindern liegt. Christiane versteht ihre "wilden" und "aufsässigen" Kinder oft nicht, wie auch die Kinder manchmal zur Einsicht kommen müssen, daß sich ihre schöne Mama unverständlich benimmt. Offenbar trug Klaus Mann dabei auch der psychologischen Wahrheit Rechnung, es lag aber durchaus in seiner Absicht anzudeuten, daß sich seine Gestalten bei diesem Problem kaum helfen können, denn das Trennende erfolgt einfach aus der Tatsache, daß sie verschiedenen Generationen angehören. Es ist bezeichnend für das Wesen und Denken des Außenseiters Till, daß er zwischen Mutter und Kindern sozusagen eine Zwischenstellung einnimmt, ja den Kindern eigentlich nähersteht. Das fühlt auch Christiane, und wenn sie ihn nach seiner Abreise im Traum von Kindern umgeben erblickt, so findet darin auch

dieses Gefühl der leidenden Frau einen psychologisch glaubhaften Ausdruck.

Allein das zeigt, daß die Reflektierung des Generationsproblems in Werk dennoch nicht fehlt. Klaus Mann nahm aber dem Konflikt die Schärfe, indem er die Notwendigkeit des So-Seins der jungen Generation betonte und das Schwergewicht nicht auf seine Gefühle gegenüber den Älteren, sondern auf das Unzeitgemäße in deren Haltung legte. Die Erkenntnis der Abhängigkeit des Menschen von den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit gehörte ja zu den Leitgedanken seines Frühwerks. "Kind dieser Zeit" überschrieb er seine erste Selbstbiographie, in deren Vorbemerkung er u.a. folgendes erörterte: "Hier wollte ich nur die Wege und Irrwege aufzeichnen, die mich bis zu diesem Punkte des Erwachsenwerdens führten: sie schienen mir - wenngleich von unwiederholbaren, persönlichsten Umständen bedingt - charakteristisch genug für die Zeit, die ihr Hintergrund war" (Kl. Mann, 1967, 7-8). Darüber hinaus war er - in gewisser Anlehnung an den Vater - überzeugt davon, daß der erste Weltkrieg die große Wasserscheide in der Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft bedeutete. "Zwischen ihm und den Eltern liegt ein Weltkrieg und eine Revolution: das trennt tiefer als aller rhetorisch-anklägerische Haß", schrieb er über den Helden seines vorangehenden Romans, gegen den Expressionismus polemisierend (Kl. Mann 1926, 6.). Trotz forciertem Irrationalismus war also seine Betrachtungsweise niemals unhistorisch. Man darf sich auch beim Lesen der "Kindernovelle" nicht dadurch, daß der Autor die Inspirationen zur Darstellung der Kinderwelt von seinen Vorkriegserlebnissen empfing sowie durch die scheinbare Zeitlosigkeit des Erzählens irreführen lassen, denn es wird über Bolschewismus und Sowjetrußland gesprochen, woraus sich eine klare Zeitangabe ergibt. Der sonderbare Till ist ganz offensichtlich ein Kind der Nachkriegszeit und ist von deren Besonderheiten geprägt. Christiane steht oft ratlos vor der Widersprüchlichkeit dieses Nachkriegskindes, auch der Autor scheint einzuräumen, daß es oft merkwürdig, ja anstößig wirkt. Die Bewahrung oder Weiterführung der Haltung der älteren Generation hielt er aber offenbar für eine Unmöglichkeit. So erscheinen etwa die

Eltern Tills oder Christianes in der Novelle gar nicht, und der geistige Repräsentant ihrer Generation, der Philosoph, ist bereits tot - somit ist die Welt der "Erwachsenen" als eine zwar verehrungswürdige, jedoch tote Welt völlig abgetan. Über dem Bett Christianes hängt aber die weiße Totenmaske des verstorbenen Gatten. Martin Gregor-Dellin meint, daß dies ein Ausdruck des Vaterkomplexes bei Klaus Mann sei. "... das ist die Art, wie sich junge Schriftsteller von ihren übermächtigen Vätern befreien", schreibt er im Nachwort zu den Erzählungen Klaus Manns (Gregor-Dellin 1976, 273). Eine Geste der großzügig-übermütigen Verbannung des Vaters aus der eigenen Welt ist im Motiv nicht zu übersehen, Klaus Mann faßte es aber unseres Erachtens viel allgemeiner auf: Die Gipsmaske symbolisiert die bereits endgültig verstrichene, aber als Mahnung und Tradition noch anwesende Welt der ganzen Vatergeneration.

Entscheidende Anregungen zu diesem Motiv und - außer den Kindern - zu den Gestalten hat ja Klaus Mann gar nicht im Elternhaus, sondern im Wedekindschen Hause empfangen, in dem er zur Zeit der "Unordnung" häufig verkehrte und sich mit der älteren Tochter des Dramatikers, Pamela Wedekind, verlobte. Man vergleiche nur die entsprechenden Passagen im Wendepunkt mit dem Milieu in der Kindernovelle ! "Sie tat alles", schrieb hier Klaus Mann über Pamela, "in seinem Stil, sein Vorbild bestimmte ihre Gedanken und Gesten, ihre Akzente und Emotionen. Sie war entschlossen, später, als Schauspielerin, die Wedekind-Tradition auf der Bühne fortzusetzen... Welch wunderliches, rührendes Tableau! Pamela, unter der Totenmaske des Vaters sitzend, auf einer Couch in seinem Arbeitszimmer, mit seiner Laute im Arm... Das steinerne Antlitz des Toten beherrscht den Raum mit seiner Adlernase und den weißen, blicklosen Augen, die unter schrägen Brauen majestätisch ins Leere starren..." (Kl. Mann 1963, 122). Auch die Darstellung der jungen Mutter in der Kindernovelle fällt oft beinahe wortwörtlich mit der Charakterisierung überein, die Klaus Mann 20 Jahre später von Tilly Wedekind, der Mutter Pamelas, gegeben hat. Besonders die träumerischliebenswürdige Zerstreutheit, die nervöse Geste der Müdigkeit, das von Depressionen gequälte labile Gemüt der Christiane erinnern an

sie, wie auch der Wandervogel und Spaßmacher Till manche Züge des "forschen Zuck", Carl Zuckmayers, trägt, der damals bei den Wedekinds "in eine rote Pferdedecke gewickelt, seinerseits allerlei Selbstgedichtetes mit sonorer Stimme und Klampfenbegleitung zum besten gab" (Kl. Mann 1963, 124). Auch die Szene, in der die Kinder unter der Anleitung und Teilnahme Tills als Indianer und Spukgestalten verkleidet die Mutter erschrekken, ist nach dem Zeugnis der Selbstbiographie aufgrund ähnlicher Erlebnisse im Wedekindschen Hause entstanden.

An und für sich wäre es wirklich nicht von Bedeutung, auf welche Erlebnisse die einzelnen Motive der Kindernovelle zurückgehen, sie drängen sich aber als Beweismaterial auf, als Quellen, die viel von den objektiven gestalterischen Absichten des Autors verraten, dem so oft und auch im Zusammenhang mit diesem Werk eine "zum Narzißmus tendierende, radikale Art der Selbstdarstellung und Selbstbespiegelung" (Schneider 1956, 1109) vorgeworfen wird. Zweifellos trägt nicht nur der Knabe Heiner die Züge Klaus Manns, manche von diesen - und zwar aus späteren Zeiten - sind dem Jüngling Till geschenkt worden. Aus der tiefgründigen Untersuchung der Novelle geht aber hervor, daß als wirkliche Selbstdarstellung nur die Figur Heiners gedacht war. Dafür spricht, daß Heiner von Anfang an zur Umgebung gehört, in der alles - das Landhaus, die Anstalt für blinde Kinder in der Nachbarschaft, der Klammerweiher, die Geschwister und auch die mit ihren Kindern Beeren sammelnde und im Klammerweiher gern schwimmende Mutter - genaue Nachbildung der einstigen Bad Tölzer Verhältnisse ist. Till stellt dagegen den Eindringling dar, der - genauso wie der dem Töchterchen das frühe Leid zufügende sympathische junge Mann bei Thomas Mann - die Unruhe der Zeit in die Familie hineinträgt, was als ein Versuch zur Objektivierung seiner Gestalt gedeutet werden kann. Diese Tatsache allein könnte aber die Behauptung nicht widerlegen, Klaus Mann habe Selbstdarstellungen von verschiedenen Stadien seiner Entwicklung einfach aufeinanderkopiert. Anhand der Vision Christianes über Entwicklung und Schicksal ihrer Kinder vermit-

telt er uns aber auch ein Porträt Heiners als junger Mann in spe, das als Selbstdarstellung im Jünglingsalter parallel zu Till erscheint und von seiner stilisierten Gestalt auch dadurch abgerückt wird, daß es sachlicher und weniger schmeichelhaft für den Autor ist. Einen wichtigen ästhetisch-konzeptionellen Beweis liefert ferner die Tatsache, daß auch die Antwort Klaus Manns auf die Bezweiflung seines Talents durch den Vater mit Heiner verbunden ist.

Was nun Till mitbekam, das waren die Weltanschauung und Haltung, die Klaus Mann aus objektiven Tendenzen, den Ideen, die seiner Überzeugung nach der ganzen Generation eigen waren, sowie den eigenen Gedanken abgeleitet hatte und als Vorbild und Programm für die Gleichgesinnten aufzeigen wollte. Ähnliche Zeittypen ließ Klaus Mann im Frommen Tanz als gehirnlose oder amoralische Triebwesen durch das Leben schwanken, und die orgiefeiernde Ballgesellschaft ließ er dann einen von diesen wie in einem Totentanz im Saal herumtragen und schreien: "l'enfant du siecle!" Till erhielt von ihm intellektuelle Interessen und Fähigkeiten, das unruhige Suchen nach Auswegmöglichkeiten und auch ein gewisses moralisches Wollen; dies erklärt die größere Identifikation mit ihm. Das leidenschaftliche Bekenntnis zu dem, was er aufgrund dieser Eigenschaften noch werden kann, rief das Pathos hervor, mit dem der Autor seine Gestalt umgab. Klaus Mann weist nämlich immer wieder darauf hin, daß sich Till noch im Stadium des Suchens befindet, daß seine Halbheiten und Widersprüche aus der Unfertigkeit und Unausgereiftheit seiner Anschauungsweise erfolgen. Nach dem Schock des Abschieds erscheint er Christiane im Traum als der Führer der Kinder. Er läuft zu unbekannten Zielen hin, gefolgt von einer jauchzenden Kinderschar, zu der auch ihre vier Kinder gehören, keuchend, aber heldenhaft, den Glanz seiner Jugend genießend. Christiane sieht das Ziel nicht, sie hört nicht, was die Kinder schreien, findet aber den Traum herrlich, - er verheißt ihr ja Till als den Menschen der Zukunft. Die Traumszene erhebt Till und das Geschehene ins Symbolische, und die Katharsis, die Christiane erlebt, zeigt, wie große Hoffnungen Klaus Mann auf seinen Helden und sein Programm setzte, mit welchem jugendlichen Optimismus er daran glaub-

te, daß seine Generation für die Probleme der Zeit eine Lösung finden wird. Sollen wir nun darüber streiten, wie groß die Schicht bürgerlicher Intellektueller war, deren Problematik Klaus Mann zu erfassen versuchte? Es gehört zur Tragik dieses unglücklichen Menschen, daß seine "fragmentarische" Generation (Gregor-Dellin 1969, 52) sehr wenig literarische Zeugnisse überlassen konnte, so stehen seine Werke sozusagen als Einzelschöpfungen ihrer Art immer noch unbestätigt da, als ob es diesem "schier zu programmatischen Dichter", wie ihn Hermann Kesten einmal nannte (Kesten 1964, 125), überhaupt möglich gewesen wäre, "vollkommen privat" zu bleiben. Die Beziehung, die die Kindernovelle zu Thomas Manns Unordnung und frühes Leid hat, hätte gewiß auch eine "bloße Selbstdarstellung" gerechtfertigt. Die Schilderung des Persönlichsten war aber kein Selbstzweck für Klaus Mann, vielmehr glaubte er, auch dadurch Typisches, ja Wesentliches von seiner Zeit sagen und - wie sein Vater - seinen Standpunkt im Zusammenhang damit erörtern zu können. Als Bestätigung soll hier nur eine von den zeitgenössischen Stimmen laut werden: "... Wir finden uns wieder, wir erkennen uns ein wenig in dem jungen Till... Wir erkennen uns wieder in diesen kindischen, klugen und grausamen Gesprächen, haben wir nicht alle sie schon geführt?..." (Schlüter 1927, 334).

Die Kinder Christianes verstehen sich mit ihm sehr gut. Als sie dann beim Abschied traurig werden, sagt ihnen Till: "Wir treffen uns bald in den Städten". Diese Äußerung Tills zeigt, daß er sich ebenfalls als einen typischen jungen Menschen begreift, ähnlichen kann man ja in den Städten überall begegnen. An einer anderen Stelle behauptet er von sich, daß er ein junger europäischer Intellektueller sei,"wobei wir gut tun werden, den Ton auf jung und europäisch zu legen, weniger auf den Intellektuellen", meinte der bereits zitierte Herbert Schlüter (Schlüter 1927, 334). Ein Intellektueller ist Till trotzdem, denn er ist so etwas wie ein Schriftsteller, er liest auch viel und wählt sich geistige Anknüpfungspunkte. Klaus Mann vermerkte dazu im Wendepunkt: "Ein junger europäischer Intellektueller - die Formel wurde mir beinahe etwas wie ein Programm. Es war immerhin

ein Fortschritt, verglichen mit der programmatischen Glorifizierung der 'Jugend' schlechthin, als biologischen Zustand.Die Betonung des 'Europäischen', auf die ich nun Wert legte, bedeutete einen Protest gegen den gängigen Nationalismus, während der Begriff des 'Intellektuellen' sich gegen die 'Blut- und Boden'-Romantik der deutschen Reaktionäre wendete" (Kl. Mann 1963, 153). Auffallend ist in diesem "beinahe etwas wie ein Programm" vor allem, daß es sich in Negationen erschöpft im Versuch einer genauen Abgrenzung von allen abgelehnten Strömungen der Zeit, verbunden mit der Betonung der trennenden Linie zwischen den Generationen, denn die Hervorhebung des Jungseins hatte bei Klaus Mann diese Bedeutung. Die Negation scheint auch das hervorstechendste Merkmal von Tills Verhalten zu sein: Seßhaftigkeit und Behagen in der bürgerlichen Gesellschaft gehören nicht zu seinen Eigenschaften. Mit umso größerer Freude spielt er aber die Rolle des Bürgerschrecks, oft auch, um seine innere Unsicherheit zu verschleiern. Hinter der Maske seines Zynismus verbergen sich nämlich gequälte Ruhelosigkeit, Leiden am Verlust der Werte und am Unglauben. Den Kindern erzählt er über die ersten Menschen, die von gewaltiger Unschuld waren, und über die bedingungslose Hingabe an das Leben. Die Hingabe an das Leben bedeutet nach der Auffassung Klaus Manns auch die Hingabe an dessen höchstes Prinzip, die Liebe, die als geheimnisvolles, nicht erkennbares Mysterium interpretiert wird, unter deren Wirkung man, der rationalen Schranken des Daseins enthoben, dem Wesen Gottes am nächsten kommt. Till aber weiß bereits, was nun auch Christiane erfahren soll, daß das Liebeserlebnis nicht nur die Quelle der Seligkeit, sondern auch die unermeßlicher Leiden ist, die erbarmungslos einen jeden ereilen. Unter dem Druck dieses geheimen Wissens um die Unmöglichkeit menschlichen Glücks geht seine "Lebensfrömmigkeit" in tiefe Verzweiflung über, und seine Hingabe an das Leben entpuppt sich schließlich in den Gesprächen mit Christiane als eine Angst vor dem Leben. Diese Angst verwandelt sich zuweilen in ein leidenschaftliches Verlangen nach Auslöschung, nach dem Tod als Erlöser von den Qualen. Von tiefster Traurigkeit geplagt sagt Till einmal: "Es ist eine

Schande, wissen Sie, daß man lebt. Das Nichts war ruhig und gut; still, friedsam und unbenannt kreiste es in seiner Güte. Da regte sich etwas, böse Zuckungen geschahen - welcher Teufel hatte das denn zuwege gebracht? Welcher Teufel hat denn das Leben ins Nichts gehext? Wofür nahm er Rache?! Wofür müssen die zum Leben Verurteilten denn büßen?..." (Kl. Mann 1964, 59-60). Und seine Worte widerhallen in der leidenden, schwangeren Christiane: "... Da regte sich etwas, schmerzliche Zuckungen geschahen. Tränen fielen ins Nichts, Gott weinte in seiner Einsamkeit. Das Nichts empfing Gottes Träume, wie die Frau den Samen des Mannes, da gebar es das Leben. Alles Leben ist trostlos, alles Leben ist wahrhaft untröstbar..." (Kl. Mann 1964, 76).

Es würde jetzt zu weit führen, wollten wir uns mit der Todesfrage bei Klaus Mann auseinandersetzen, es muß aber in diesem Zusammenhang unbedingt festgestellt werden, daß trotz dieser manchmal hervorbrechenden tiefen Traurigkeit des Helden vom süßen "Beigeschmack von parfümiertem Tod" (Helwig 1965, 796) in der Kindernovelle nicht gesprochen werden kann. Der Autor ließ den Tod eher in der natürlichen Dialektik menschlicher Existenz erscheinen, indem Liebe beides, Leben und Tod, antizipierte. Mitten im Glück denkt Christiane, es gebe zweierlei Leben, das ruhende und das bewegliche. Mitten im Leid erkennt sie: "Es gab nicht zweierlei Leben, wie sie gemeint hatte in der trunkenen Nacht: das ruhende und das bewegte. Es gab nur das Leben, das dem Tode entgegenwuchs." Zum neugeborenen Kind hinüberlächelnd, begegnet sie dem Blick ihrer ältesten Tochter, die plötzlich alles begreift, und sagt als Erklärung - und das ist auch der Ausklang der Novelle -: "Aber diesmal wäre ich beinah gestorben", was nicht nur die Gefährlichkeit der Entbindung, sondern auch die verheerende Macht des Liebeserlebnisses andeutet. Das Kind ist aber da und mit seinem Kommen auch die Krise überstanden. Wahrhaftig konnte sich Klaus Mann in seinem gesamten Schaffen nicht noch einmal über die von ihm so tief empfundene Trostlosigkeit menschlicher Existenz so herzlich hinwegtrösten wie in dieser frühen Erzählung, in der das Kind Symbol der schönen Kontinuität des Lebens ist. Während die Geschwister das bevorstehen-

de Ereignis allmählich erahnen und ihre Kriege gegen die selbsterfundenen geheimnisvollen Reiche mit dem Hochzeitsspiel ablösen, verirren sie sich im Friedhof und begegnen durch den Anblick des dort aufgebahrten Bäckergesellen dem Tod zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht. In der darauffolgenden Nacht übermannt den empfindsamen Heiner eine schreckliche Todesangst: "Man kann jeden Tag sterben - jeder von uns", erzählt er der Mutter schluchzend. Und die Mutter, der die körperliche Bewegung bereits schwerfällt setzt sich ans Bett des Sohnes und sagt doppeldeutig und tröstend: "Aber dafür werden ja immer neue geboren --"

Hätte uns Klaus Mann erzählt, wie die Geschwister das Neugeborene aufnehmen, wäre die Geschichte über den Rahmen des novellistischen Geschehens hinausgewachsen. Er deutet aber an, daß die glücklichen Kinderjahre für sie zu Ende sind, denn sie sind von den Geheimnissen des Geschlechts berührt worden, und von diesem Augenblick an hört die Harmonie auf, um nie mehr im Leben zurückzukehren. Solche Erlebnisse sind viel einschneidender, als daß man sie vergessen könnte, lautet also seine Antwort auf die väterliche Fragestellung. Die Liebe ist bei ihm ordnendes Prinzip, die uns - auch dann, wenn sie nicht mit uns, sondern um uns geschieht, - die wesentlichen Zusammenhänge des menschlichen Lebens erkennen hilft. Das Motto der Novelle suggeriert ebenfalls diese ordnende Rolle der Liebe: "Die Sonne bewegt all's/ macht die Sterne tanzen/Wirst du nicht auch bewegt/ so gehörst du nicht zum Ganzen." Der allmächtige Eros, dessen Launen sich die Gestalten Klaus Manns gläubig zu unterwerfen haben, reduziert diese andererseits auf fühlende Leiber, die dazu verurteilt sind, die Wechselfälle des Lebens allein zu meistern. Der Körper ist also Schicksal, so sind die Geschöpfe Klaus Manns vom gewaltigen Mitleid für den eigenen und des Partners Leib erfüllt, das ihr Gestalter "Körpertrauer" nennt und zu den Grunderlebnissen seiner Generation zählt. In der Kindernovelle erscheint diese Trauer nicht so betont wie in den früheren Werken des Autors, aber sie gehört zur Liebesvereinigung. Merkwürdigerweise ist es Christiane, die plötzlich dieses Mit-

leid mit dem mageren Körper Tills empfindet, obwohl es viel mehr zu seinem Bild gehörte, da er in jeder anderen Hinsicht Träger der Philosophie Klaus Manns ist. Nachdem aber der liebende Teil hier Christiane war, mußte auch das Körpermitleid auf sie übertragen werden.

Freilich ist die Novelle Thomas Manns auf einer viel breiteren gesellschaftlichen Basis aufgebaut. In der Kindernovelle sind die gesellschaftlichen Bindungen nur flüchtig angedeutet. Christiane ist zwar eine typisch bürgerliche Frau, auch Till ist in seiner Entwurzelung durchaus charakteristisch für die Nachkriegswelt, man kann sogar den Zusammenhang zwischen der Liebesgeschichte und der Krisenhaftigkeit der Situation feststellen, was aber bei Klaus Mann gänzlich fehlt, das ist der soziale oder materielle Aspekt. Daß er diesen Aspekt kennt, lediglich außerhalb der dichterischen Bearbeitung läßt, zeigen die Zusammenhänge, mit deren Hilfe er die deutsche Krise erklärt. Sie wird als Teil der allgemeinen europäischen Krise der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet, und als Anhänger der Paneuropa-Bewegung läßt Klaus Mann seinen Helden folgende erstaunliche Gedanken erörtern: "...Sowjetrußland und ... Amerika ... Zwischen einem von beiden muß sich doch heute ein jeder im Grunde entscheiden... Das sind doch die beiden Mächte, auf die es heut ankommt. Und Europa dazwischen, welch gefährliche Lage. Und das arme Europa dazwischen!" (Kl. Mann 1964, 56-57). Doch dies alles blieb in der Kindernovelle sehr am Rande; dem Dichter kam es nicht in erster Linie darauf an, die von ihm erkannten gesellschaftlichen Zusammenhänge darzulegen und das Verhalten seiner Generation davon abzuleiten; er setzt die Kenntnis dieser Zusammenhänge beim Leser voraus. Das Entscheidende für ihn war, daß er ein Programm gefunden zu haben und es verkünden zu müssen glaubte.

Das erklärt auch den Unterschied der dichterischen Attitüde. Während Thomas Mann in liebevoller Hinneigung zur Familie und zum Kind als zu den Trägern des Humanen inmitten der allgemeinen Auflösung seine Möglichkeiten ironisch überprüfte, suchte Klaus Mann sein Programm mit durch schlichte Satzfügung und

komprimierte Darstellungsweise gezügeltem Pathos zum Ausdruck zu bringen und sich als Dichter zu behaupten. Denn die kleine Erzählung galt ihm auch als Talentprobe, und zwar als eine solche, die sich am Stoff und an der Erzählkunst des Vaters maß. Er versteckte in der Novelle sogar einen Satz, der die unmittelbare Antwort auf die öffentlich erklärte väterliche Skepsis enthält und einen jeden erschüttern muß, der die Problematik und den Kampf Klaus Manns um menschlich-dichterische Geltung kennengelernt hat. In Unordnung und frühes Leid ließ Thomas Mann seinen Professor folgende Überlegungen anstellen: "Dagegen mein armer Bert, der nichts weiß und nichts kann und nur daran denkt, den Hanswursten zu spielen, obgleich er gewiß nicht einmal dazu Talent hat!" Dann setzte er noch hinzu: "Er möchte gerecht sein, sagt sich versuchsweise, daß Bert bei alledem ein feiner Junge ist ... daß möglicherweise ein Dichter in ihm steckt oder so etwas ... Aber sein neidvoller Vaterpessimismus ist stärker" (Th. Mann 1963, 510-511). Als nun in der Kindernovelle die traurige, schwangere Christiane ihren Bruder zur Bahn begleitet, dann ungemerkt zurückkehrt und dem Treiben ihrer Hochzeit spielenden Kinder zuschaut, erkennt sie plötzlich auch das Schicksal, das diesen ihrem Charakter nach zuteil wird. Sie erschaudert vor der Gefährlichkeit ihrer Wege und Unternehmungen. Trotzdem hat sie sogar zum am meisten gefährdeten Heiner ein festes Vertrauen, auf das der schlichte, durch kursiven Druck hervorgehobene Satz hinweist: "Die Mutter aber wußte, daß sie standhalten würden."

Spielte Klaus Mann mit der Kindernovelle dem Vater einen Streich? Wenn ja, dann war das ein gelungener Streich, ein wahrer "Geniestreich", wie Hermann Kesten im Nachwort zur letzten Ausgabe des Werkes vermerkte. "Eissis Kindernovelle las ich gestern Abend ohne Pause. Habe recht lachen können. [Schrieb Thomas Mann an Erika Mann kurz nach der Erscheinung der Novelle.] Aber Zweifel beschlichen mich doch hie und da" (Th. Mann 1961, 259). Als ob seine Ablehnung des Sohnes nicht mehr so sicher und absolut wäre. Denn Klaus Mann hatte - trotz seiner manchen sehr kurios vorkommenden Betrachtungsweise - die Talentprobe

bestanden, und Kesten schrieb mit Recht: "Nun will ich keineswegs der 'Kindernovelle' von Klaus Mann diese Meisternovelle des damals 51jährigen Thomas Mann zur Seite stellen... Aber diese 'Kindernovelle' ... hat ihre eigenen und unverkennbaren Meriten, die Thomas Mann auf diese Art nie besessen hat, obgleich auch er einst frühreif war... Ja, Klaus Mann zeigt in seiner 'Kindernovelle' adoleszente Reize, die er selber verlieren mußte, weil es Vorzüge sind, die nur der frühen Jugend zugänglich sind, eine reine, abstrakte Lyrik, eine weltlose, eben darum rührende Poesie, die nervösen Märchenzüge der Kindheit, die noch im Lallen die Poesie des Primitiven hat, den Glanz der Frühreife, die Leichtigkeit der Unerfahrenen, den schwebenden Irrationalismus, die Jugend, die noch nicht verwelkt ist durch die stete Wiederkehr der ewig selben realen Erfahrungen. Es gibt eine Mischung genialischer Infantilität, die wir nur bei den frühreifen Zwanzigjährigen finden, bei Schiller in seinen flammenden Versen und grotesk idealistischen Räubern, oder bei Hofmannstahl, als er noch Loris war" (Kesten 1964, 126-127).

Wo das Programmatische in der Novelle zu sehr in den Vordergrund tritt, wird die Erzählweise etwas wehleidig, sentimental. Sehen wir aber von der "Infantilität" der Weltanschauung und der nicht immer reibungslosen Einfügung des "Programms" in die psychologische Darstellung ab, so bleibt ein Werk zurück, dem man sich schwerlich entziehen kann. Gewisse Schilderungen sind von humorvoller Wärme oder ergreifender Melancholie, Darstellungen, die den Gesetzen tiefster innerer Musikalität zu gehorchen scheinen. Die schlichte Sprache und die hinter den Gesprächen und Beschreibungen vibrierende Hintergründigkeit, die der Dichter konsequent durchhält, vermehren noch die Vorzüge der Erzählung, die laut Proben aus der zeitgenössischen Presse dem jungen Autor endlich zu einem Durchbruch als Erzähler verhalf. "Vielen blieb dieses Prosastück das Unverwechselbarste und Eigenste dieses Autors - bis zum 'Wendepunkt' schrieb später M. Gregor-Dellin (Gregor-Dellin 1976, 274). "Wahrhaft entzückend und von einem Stimmungsgehalt, der ergreifend ist", begeisterte sich die Zeitschrift (1927). Der Zwiebelfisch, und W.E. Süßkind verlangte

von Klaus Mann in der Literarischen Welt "Bücher, die so gesinnt sind" (Süßkind 1926, 6). Es war auch das erste Buch, das Klaus Mann dem von ihm so überaus verehrten Dichter Rainer Maria Rilke zuzuschicken wagte. "Lesen Sie diese komische 'Kindernovelle', aber nicht zu gestreng" (Kl. Mann 1975, 39-40), bat er Rilke, der aber kurz darauf starb und den Brief nicht mehr beantworten konnte. "Klaus Mann hat bereits den besten Griff des wahren Gestalters, er zwingt und erschüttert auch diejenigen, denen die Welt seiner Dichtung, ihr Stoffliches zunächst fremd und speziell erscheint. Er wird hoch hinaufgelangen" urteilte dagegen Bruno Frank, der Klaus Mann auch später, im Kampf gegen den Faschismus, als Freund beistand.

Literatur

Gregor-Dellin, Martin: Nachwort. - In: Klaus Mann: Abenteuer des Brautpaars. Die Erzählungen. München: Ellermann 1976. S. 271-276.

Gregor-Dellin, Martin: Klaus Mann und seine Generation. - In: Neue Deutsche Hefte, 16. Jg., H. 2, 1969, S. 46-63.

Helwig, Werner: Erinnerung an Klaus Mann. - In: Merkur, 19. Jg., H. 8, August 1965, S. 795-797.

Kesten, Hermann: Nachwort. - In: Klaus Mann: Kindernovelle. München: Nymphenburger 1964. S. 109-124.

Mann, Klaus: Die neuen Eltern. - In: Uhu, 2 Jg., H. 11, August 1926, S. 4-8.

Mann, Klaus: Der Wendepunkt. Frankfurt a. M.: Fischer 1963. 460 S.

Mann, Klaus: Kindernovelle. München: Nymphenburger 1964. 127 S.

Mann, Klaus: Kind dieser Zeit. Rowohlt 1967. 153 S.

Mann, Klaus; Briefe und Antworten I. München: Spangenberg 1975. 405 S.

Mann, Klaus: Abenteuer des Brautpaars. Die Erzählungen. München: Ellermann 1976. 276 S.

Mann, Thomas: Briefe 1889-1936. S. Fischer 1961. 581 S.

Mann, Thomas: Unordnung und frühes Leid. - In: Thomas Mann: Sämtliche Erzählungen. S. Fischer 1963. S. 491-522.

Schlüter, Herbert: Kindernovelle. - In: Die neue Rundschau, 38 Jg., 1927, S. 334-335.

Schneider, Rolf: Klaus Mann. - In: Aufbau, 12. Jg., H. 12, Dezember 1956, S. 1105-1119.

Shirer, William L.: Nachwort. - In:Klaus Mann: Kind dieser Zeit. Rowohlt 1967. S. 153-154.

Süßkind, W. E.: Klaus Mann: Kindernovelle. - In: Die Literarische Welt, 2 Jg., Nr. 8, 26. November 1926, S. 6.

Regina H e s s k y und János J u h á s z

Synchronie, Diachronie und Metaphorisierungsprozeß

1. Nichts im gesellschaftlichen Leben entwickelt sich in linearer Abfolge, auch die Wissenschaften nicht. Die Zickzacklinien, die die Geschichte der Linguistik beschreibt, sind ein sprechendes Beispiel dafür.

So stand das 19. Jahrhundert -- gemäß der herrschenden Romantik und "Postromantik" -- im Zeichen der einseitigen Historizität, des Vernachlässigens systemhafter Zusammenhänge der gesprochenen Sprache, und so mußte dann im 20. Jahrhundert notwendigerweise eine Reaktion darauf erfolgen: die allzu große Verselbständigung der synchronen Sprachbeschreibung. Durch diese ist zwar eine neue Perspektive eröffnet worden, die sich als äußerst fruchtbar erweist; es sind jedoch nicht nur adäquate Beschreibungsmodelle für die einzelnen Sprachen bzw. für die Sprache schlechthin entstanden, sondern es sind auch -- nicht wenige -- extreme Standpunkte entwickelt worden, nach denen die Berechtigung der diachronischen Sprachbetrachtung fast überhaupt in Frage gestellt wurde.

2. Beobachtet man nun die neuesten Entwicklungstendenzen in der Linguistik, so gelangt man allmählich zu der Erkenntnis, daß eine starre Trennung der beiden Disziplinen nicht weiter aufrechterhalten werden kann, wenn man das Phänomen Sprache i n s e i n e r g a n z e n K o m p l e x i t ä t erfassen will, daß es lediglich um zwei Seiten einer und derselben Sache geht, daß synchronische und diachronische Sprachbeschreibung einander so manches zu bieten haben, -- "zu bieten haben" in

der Bedeutung von 'in der Lage sein, jemandem etwas zu bieten' und 'jemandem etwas anbieten müssen'. (Wir sehen hier von der Frage ab, inwiefern die Beschreibung einer Synchronie überhaupt Erklärungscharakter tragen kann.)

Klar formuliert wird diese Erkenntnis von Kanngießer, wenn er schreibt: "... Eine natürliche Sprache muß ..., wenn sie adäquat beschrieben und erklärt werden soll, durch ein integriertes, synchron-diachrones theoretisches System analysiert werden, ..." (1972, 64). Allerdings: "... Der Aufbau der Theorie einer Sprache muß so angelegt sein, daß sich keine Widersprüche zwischen ihrer synchronen und diachronen Komponente ergeben..." (4). "Die vollständige Erklärung und Beschreibung einer natürlichen Sprache setzt offenbar die Existenz einer synchronen und einer diachronen Theorie dieser Sprache voraus, und Erklärung und Beschreibung können offenbar nur dann konsistent sein, wenn die Kohärenz von Synchronie und Diachronie belegt werden kann, wenn also, anders gesagt, sich sinnvoll von der Einheit der Linguistik ... reden läßt. Das jedoch ist beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der Linguistik zweifellos nicht möglich" (5-6).

Wir schicken unsere Ansicht voraus, daß eine konsistente Theorie der Sprache, die Synchronie und Diachronie zugleich einschließt, n u r i m S i n n e e i n e s s t r e n g f o r m a l i s i e r t e n, m a t h e m a t i s c h e n M o d e l l s prinzipiell nicht möglich ist, da eine solche nicht den unabdingbaren Eigenschaften einer gesellschaftlichen Erscheinung und damit einer Gesellschaftswissenschaft, wie die Sprachwissenschaft eine ist, gerecht wird. Für gewisse Zwecke und unter bestimmten Aspekten kann die Beschreibung einer Sprache mit Hilfe eines streng formalisierten Modells zwar nutzbringend sein, weil sie wissenschaftsgeschichtlich und wissenschaftstheoretisch betrachtet einen Fortschritt bedeuten kann, und in der Tat hat die Sprachwissenschaft den Forschungen dieser Art viel zu verdanken. Eine allgemeine Gültigkeit kann der konsequenten Formalisierung jedoch schon deshalb nicht zugesprochen werden -- und dies bildet den eigentlichen Gegenstand unserer hier auszu-

führenden Überlegungen --, weil die Sprache synchronisch betrachtet etwas Statisches und Dynamisches zugleich ist, und dieses Wesensmerkmal der natürlichen Sprachen sollte bei der Sprachbeschreibung erkennbar sein. Jeder synchronische Schnitt -- als überwiegend statisches Gebilde -- ist das jeweilige Ergebnis der in der Dynamik früherer Synchronien potentiell vorhandenen und durch außerordentlich heterogene Faktoren bewirkten Veränderungen, gleichzeitig aber auch -- durch seine eigene Dynamik -- Ausgangspunkt neuerer Veränderungen, die zum folgenden und im übrigen mehr oder weniger willkürlich vorgenommenen synchronischen Schnitt führen.

Wir erlauben uns an dieser Stelle, eine Metapher in die Argumentation einzuflechten. Projiziert man einen Filmstreifen auf die Leinwand, so kann man nicht die einzelnen Bilder sehen, sondern nur die Bewegung, der Übergang zwischen den einzelnen Bildern wird für unsere Apperzeption fließend. Demgegenüber sind wir aber auch nicht in der Lage, beim Betrachten der einzelnen Bilder des Streifens ihr Nacheinander als Bewegung zu erfassen: Der Dynamismus des Films geht verloren, selbst wenn wir die geringfügigen Unterschiede zweier sich nebeneinander befindlicher Bilder entdecken. Dennoch und deshalb sind es eben diese Einzelbilder, die die Möglichkeit bieten, daß ihnen jeweils eine Veränderung folgt.

Spricht man von Konsistenz als einer anzustrebenden Eigenschaft einer linguistischen Theorie, so ist darunter also zu verstehen, daß eine solche Theorie gerade die gegenwärtig noch vorhandene Kluft zwischen der formalisierten Darstellung der nebeneinander stehenden und als statisch dargestellten Synchronien einerseits und der diachronischen, auf die Veränderungen zugespitzten, Darstellung andererseits überbrücken sollte. M.a.W., es sollte gezeigt werden, daß die Sprache als Kommunikationsmittel ihre gesellschaftliche Funktion jederzeit -- durch ihre innerhalb gewisser Grenzen gleichbleibenden Ausdrucksmittel -- erfüllt, daß aber gleichzeitig die Voraussetzungen der Veränderungen -- in Einklang mit den jeweiligen gesellschaftlichen

Bedürfnissen, aber auch mit gewissen eigenständigen Gesetzen -- durch die Dynamik potentiell jederzeit vorhanden sind.

Läßt ein gegebenes Beschreibungsmodell eine solche Darstellung nicht oder nur in beschränktem Maße zu, so, daß infolgedessen die Reduktion der sprachlichen Fakten, m.a.W. die Idealisierung des Sprachgebrauchs, das System verzerrt, so verzichten wir auf die Forderung der logischen "Dreieinigkeit".Letzten Endes geht es ja darum, den Gegenstand "Sprache" zu erkennen und nicht das Methodeninstrumentarium zu hypostasieren.

3. Obiges versteht sich als Grundlage für die weiteren Ausführungen und als Ergebnis der folgenden Überlegungen, wie sich unter den Punkten 4 und 5 zeigen wird. Wir postulieren, daß die die Bedeutung und die Bedeutungsveränderung betreffenden Probleme vorzüglich dazu geeignet sind, das Verhältnis der Begriffe Synchronie, Diachronie und Dynamik der Synchronie zu klären und vice versa.

Bezogen auf einen synchronischen Schnitt der Sprache, besteht ein grundlegendes Merkmal des sprachlichen Zeichens in seinem arbiträren Charakter. Dennoch spielt auch die Frage der semantischen Motiviertheit in der synchronischen Untersuchung -- ganz besonders in solchen Teilbereichen wie in dem der Metapher und dem der Idiomatik, aber auch bei der Wortbildung -- eine wesentliche Rolle. (Vgl. dazu die grundlegende und die Frage der Motoviertheit differenziert darstellende Abhandlung von Fónagy 1978!) So kann z.B. eine sprachliche Metapher nur dann verstanden werden, wenn sie auf die eine oder andere Art als motiviert erscheint. Hier scheint also ein Widerspruch zu bestehen zwischen dem arbiträren Charakter jeglichen sprachlichen Zeichens einerseits und dem der sprachlichen Metapher andererseits.

Dieser Widerspruch erhält seine Auflösung durch die Herstellung einer angemessenen Beziehung zwischen synchronischer und diachronischer Sicht, und wir fügen sogleich hinzu, daß diese "angemessene Beziehung" nicht das Machwerk von Linguisten ist, weil die empirische Beobachtung von unbefangenen Sprachteilhabern, ihr Verhältnis zu Arbitrarität und Motiviertheit zur

"Herstellung der Beziehung" Anlaß gibt und diese verifiziert. Im Rahmen dieser Arbeit können wir leider nicht auf die Beschreibung der Methoden der Befragung von Informanten eingehen, sondern wir beschränken uns auf die Ergebnisse der Befragungen.

4. Untersucht man idiomatische Wendungen, so läßt sich bei einer großen Zahl dieser integralen Entitäten ohne Schwierigkeit eine synchronische Motiviertheit feststellen; die sprachliche Metapher als Grundlage der idiomatischen Wendungen kann von jedem kompetenten Sprachteilhaber erkannt werden, ja sie bildet sogar die Voraussetzung ihrer richtigen Dekodierung. Solche Wendungen sind z.B. die Hände in den Schoß legen, 'nichts tun, faulenzen', das Geld zum Fenster hinauswerfen, 'verschwenderisch mit materiellen Gütern umgehen' usw.

Bei einer anderen, recht großen Gruppe idiomatischer Wendungen stößt man jedoch auf Schwierigkeiten, wenn man sie unter diesem Aspekt analysiert: Die synchronische Motiviertheit ist nämlich eine Eigenschaft der idiomatischen Wendungen, bei welcher auch subjektive Momente eine Rolle spielen können. Oft ist zu beobachten, daß die zugrundeliegende sprachliche Metapher zwar durch gewisse Faktoren gestört ist, nicht mehr durchscheint, z.B. infolge der semantischen Inkompatibilität, eines strukturellen Defekts u.ä., daß die idiomatische Wendung aber trotzdem als motiviert empfunden wird, oder, vorsichtiger ausgedrückt, daß man von ihr nicht mehr eindeutig behaupten kann, sie sei synchronisch motiviert. Zu dieser Gruppe gehören etwa folgende Wendungen: keinen Deut von etwas verstehen (Deut ist heute zwar kaum noch resemantisierbar, das Verb verstehen hat jedoch eine so ausgeprägte Semantik, daß man wähnt zu wissen, was Deut be"deutet"), die letzte Hand an etwas legen (letzt in Verbindung mit Hand und Hand mit legen sind außerhalb des Idioms nur sehr konkret und selten denkbar, dennoch assoziiert man leicht 'man arbeitet das letztemal mit der Hand an etwas, wobei die Hand an das zu Bearbeitende gebracht wird'), lieb Kind bei jemandem sein (der Betreffende braucht kein Kind zu sein, um in der Gunst von jemandem zu stehen, es wird nicht an ein Kind gedacht, u.a. weil lieb flexionslos, also in archaischer Form, steht

und dadurch die Bedeutung von liebes Kind verblaßt ist, dennoch schwingt aber etwas von diesem "lieben Kind" beim Gebrauch bzw. Hören der Wendung mit) usw.

Letztlich gibt es eine relativ große Zahl idiomatischer Wendungen, wo der Versuch, sie auf obige Weise semantisch zu interpretieren, um eine Beziehung zwischen ihrer idiomatischen und wortwörtlichen Bedeutung herzustellen, endgültig scheitert. In diesen Fällen ist entweder das Bild schon seit langem verdunkelt, so daß nur eine diachronische Untersuchung prinzipiell imstande ist, eine Beziehung herzustellen, oder aber ein wichtiges Glied der Wendung kommt als freies Morphem bzw. als Morphemkonstruktion nicht mehr vor, so daß auch hier eine Erklärung prinzipiell nur historisch möglich ist. Solche Wendungen sind z.B. auf den Hund kommen 'gesundheitlich oder wirtschaftlich zugrunde gehen', am Hungertuch nagen 'sehr arm sein, darben', das Hasenpanier ergreifen 'auf feige Weise fliehen' usw.

Diese Hierarchie ist selbstverständlich ein vereinfachtes Schema, dennoch darf man wohl wagen, aufgrund dieser Dreiteilung eines synchronischen Schnittes auf das Wesen des Metaphorisierungsprozesses zu schließen und damit der Dreiteilung einen linguistisch kognitiven Wert beizumessen. Das Prozessuale ermöglicht und bedingt die Annahme einer Dynamik der jeweiligen Synchronie, anderenfalls wäre kein Ansatzpunkt für die Verblassung von Bildern, für die Verschiebung des Verhältnisses zwischen Arbitrarität und Motiviertheit, für die Möglichkeit einer Resemantisierung innerhalb einer Synchronie vorstellbar.

5. Das eigentliche Problem liegt eben dort, wo Kanngießer von einer Möglichkeit/Unmöglichkeit der Kohärenz von Synchronie und Diachronie schreibt (vgl. obiges Zitat!). Erklärung und Beschreibung könnten nur im Falle der Kohärenz konsistent sein, meint er. Wenn wir hier von der wissenschaftstheoretischen Seite der Sache absehen, was zwar nicht ganz fair, aber immerhin doch nicht ganz abwegig ist, falls man nicht vom Hundertsten ins Tausendste kommen will, so läßt sich eben aufgrund der Untersuchung von Idiomen deutlich aufzeigen, daß Sprache als gesell-

schaftliches Phänomen ein historisch bedingtes Kontinuum darstellt. Dieses Kontinuum funktioniert innerhalb einer mehr oder weniger willkürlich zu umreißenden Zeit zwar statisch in dem Sinne, daß das Statische die Kommunikation gewährleistet; wir sind jedoch nicht dazu imstande, die Statik zu absolutieren, weil die kompetenten Sprachteilhaber selbst ohne die geringsten Kenntnisse ü b e r Sprache die semantische Motivierheit unterschiedlich empfinden. Es bedarf keiner besonderen linguistischen Spitzfindigkeit, um dies festzustellen; es bedarf jedoch einer gewissen Portion gesunden Menschenverstandes, um daraus die entsprechenden Schlüsse zu ziehen.

Solange die recht durchsichtigen Termini Bedeutungsübertragung, Bedeutungswandel u.a. von der synchronen Sprachbetrachtung als diachronische Begriffe nicht nur methodologisch, sondern auch prinzipiell abgetan und verpönt wurden (werden?), war (ist?) es überhaupt nicht möglich, idiomatische Wendungen angemessen zu untersuchen. Dies ist umso bedauerlicher, als schon Humboldt [1827 (1963, 184)] und später Roman Jakobson und Jirij Tynjanow [1928 (1966, 75)] auf die Wichtigkeit der Dynamik der Synchronie aufmerksam machten, die "autoritären" Meinungen also schon lange vorhanden waren.

Dynamisch ist die Synchronie nicht nur deshalb, weil der kompetente Sprecher eine unbegrenzte Zahl von Äußerungen erzeugen kann, ohne zu riskieren, daß er mißverstanden wird (darin besteht übrigens die Dialektik von Dynamik und Statik der Synchronie), sondern auch deshalb, weil z.B. ein und dasselbe Idiom in unterschiedlichen Kontexten unterschiedliche Motiviertheiten aufweisen kann. Wir verweisen hier auf eine Stelle im Joseph-Roman Thomas Manns, und zwar im Kapitel "Joseph kommt vor Petepre̊'s Haus": "'Wir haben uns aus Unmut unterbrochen, weil du andauernd Maulaffen feilhieltest.' 'Mußt du deine Kenntnisse aufbessern, alter Wüstenhase', rief ein anderer, 'genau hier und sonst nirgends, daß du uns nach unserem Spiele fragst?' 'Ich halte manches feil', erwiderte der Alte, 'nur Maulaffen nicht...'" Es gibt wohl wenige Wörter im Deutschen, deren Bedeutung verblaßter ist als Maulaffe. Dennoch ist es

möglich, selbst mit diesem ein -- für Thomas Mann übrigens so charakteristisch ironisches -- Sprachspiel zu machen und damit, wenn auch nicht eine Resemantisierung zu erreichen, so doch dem Wort eine gut zu beschreibende Funktion zu verleihen. Die Unterschiedlichkeit der Motiviertheit darf keine Angelegenheit nur der diachronischen Sprachbetrachtung bleiben; der Begriff ist ein integraler Bestandteil der kognitiven und kulturkonstituierenden Funktion der Sprache und gehört somit in den Begriffsapparat der synchronen Sprachwissenschaft.

Mit dem Thomas Mannschen Beispiel soll allerdings nicht behauptet werden, daß es bei jedem theoretischen Ansatz eine Kohärenz zwischen Synchronie und Diachronie gibt, die Dichotomie ist zweifellos gerechtfertigt; wir wollen jedoch damit beweisen, daß zwischen der systemhaften Beschreibung und der diachronischen Erklärung der Sprache kein solcher Abgrund klafft, wie allzu häufig angenommen wird. Auch uns scheint, daß vorläufig eine allgemeine konsistente Theorie der Sprache, welche sowohl Synchronie als auch Diachronie enthält, "Zukunftsmusik" ist, wir sind jedoch der Meinung, daß die Linguisten die Gegensätze nicht zusätzlich zuspitzen sollten und daß eine eingehende Untersuchung der idiomatischen Wendungen einen vielversprechenden Weg weist, weil der Metaphorisierungsprozeß für Analysen jeglicher Provenienz ein höchst ergiebiger Gegenstand ist. Die Idiomatik einer Sprache beruht mehr als andere Teilbereiche auf der vielzitierten Feststellung Leo Spitzers, daß die Sprache eine gefrorene Metapher ist. Wir wollen hier aber eher das Metaphorische als das Gefrorene hervorheben, selbst wenn Kommunikation ohne einen bestimmten Grad von Gefrorenheit nicht möglich ist.

6. Schließlich möchten wir im Sinne einer gesunden wissenschaftlichen Ethik nicht verhehlen, daß wir nicht nur die skizzierten Probleme für relevant halten, sondern daß es im Rahmen der Problematik noch eine Reihe ungelöster Fragen, ja sogar schillernder Begriffe gibt. Zu diesen rechnen wir z.B. die Fragen, inwieweit linguistische Theorien überhaupt konsistent sein können, ob die Offenheit des sprachlichen Systems die Kon-

sistenz überhaupt ermöglicht, wie man die Begriffe "Dynamik der Synchronie" und "Diachronie" methodologisch säuberlich voneinander trennen kann, welchen quantitativen und qualitativen Charakter linguistische Idealisierungen haben dürfen, wo Idiomatik abzugrenzen ist, ob man nicht eine ganze Sprache als ein System von Idiomen betrachten soll...

Literatur

Iván Fónagy: Nyelvek a nyelvben (Sprachen in der Sprache). In: Általános Nyelvészeti Tanulmányok XII. Budapest 1978, 61-105.

Wilhelm von Humboldt: Über die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues (1827). In: W. v. Humboldt: Schriften zur Sprachphilosophie. Berlin 1963, 144-367.

Siegfried Kanngießer: Aspekte der synchronen und diachronen Linguistik. Tübingen 1972.

Jirij Tynjanow und Roman Jakobson: Probleme der Literatur- und Sprachforschung (1928). In: Kursbuch 1966/5, 74-76.

Claus Jürgen H u t t e r e r

Zur historischen Typologie der altgermanischen Personennamen

An der rapiden Zunahme jener Bestrebungen, die auf eine dynamisch-dialektische Darstellung bzw. Erklärung sprachhistorischer Probleme gerichtet sind, scheint die Erforschung der altgermanischen Personennamen noch kaum teilzuhaben. Die Tatsache, daß diese Namen, global betrachtet, - trotz verschiedener positiver Ansätze in der Behandlung von Teilfragen bzw. Einzelheiten - immer noch statisch und von ihrem angenommenen Höchststand her interpretiert werden, heißt aber keineswegs, daß etwa die in redlich-mühevoller Kleinarbeit von Generationen errungenen Einsichten in Bausch und Bogen zu verwerfen wären. Die Unstimmigkeiten der einzelnen Deutungsversuche liegen vielmehr n i c h t im erschlossenen Material, sondern in der Verabsolutierung der an Hand von Einzelerscheinungen gewonnen Pauschalurteile über das Gesamt des germanischen Personennamengutes. Mit anderen Worten: Wollte man der germanischen Namengebung etwa jegliche poetische Bindung von vornherein absprechen, so wäre das genauso verfehlt wie das Gegenteil, wenn man nämlich die Problematik dieser Namen einzig und allein von der "Literatur", von der germanischen Dichtung her, zu klären suchte.

Die größte Gefahr besteht aber darin, daß man geneigt ist, solche einseitig - weil aus einer synchronisch erfaßten vergangenen Zeitschicht motiviert - aufgebauten Theoreme auf das germanische Namengut a l l e r Zeiten vielfach bedenkenlos zu erweitern und sie (trotz "chronologischer" Versuche) mit einer p a n c h r o n i s c h e n Gültigkeit auszustatten. Im vorliegenden Rahmen muß ich mich auf die wichtigsten Prämissen zur Fragestellung beschränken.

Herkömmlicherweise geht man gewöhnlich davon aus, daß die t y p i s c h altgermanischen Personennamen z w e i g l i e d r i g waren. Auch dort, wo die Eingliedler nicht geradezu als Verfallserscheinungen interpretiert werden, ist unterschwellig doch dieselbe Ansicht vorhanden, indem der ominöse Terminus technicus "Vollname" auf die Zweigliedler beschränkt verwendet wird. Führt man also etwa den onomastisch eingliedrigen Namen Wulfila auf die unverkleinerte Form got. Wulfs zurück, so nimmt man gleich an, dieses Wulfs sei in onomastischer Verwendung lediglich eine "Kurzform", ein verselbständigtes erstes oder auch zweites Glied eines "Vollnamens" mit der Komponente Wulf- wie in Wolf-gang, Wolf-ram bzw. in Rud-olf, Gund-olf u. dgl. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Art der "Kurznamenbildung" von altersher bekannt war (und heute noch bekannt ist): Wissenschaftlich begründet und daher auch vertretbar ist jedoch die Kürzungstheorie n u r in Fällen, in denen dieser Umstand entweder durch eine N a m e n g l e i c h u n g wie etwa in Hitta sive Hildiberga (776) bezeugt ist, oder aber, wenn der Kurzname auch sonst ausschließlich als Bestandteil von Zweigliedlern vorkommt bzw. - sei es aus grammatischen, semantischen oder lautlichen Gründen - nur als ein solches vorkommen kann. Es besteht aber kein zwingender Grund anzunehmen, daß z.B. ahd. Namen wie Kuono, Bruna oder Adela (8.-11. Jh.) bloß als Kurzformen von Kuonrāt, Brunichildis und Adelheida und nicht auch als parallel zu den genannten (und anderen) Zweigliedlern gebrauchte eigenständige Eingliedler - als "Vollnamen"! - gelten konnten.

Die Theorie der Zweigliedler wird durch angeblich uralte indogermanische Beziehungen, genauer gesagt, durch die Annahme einer Erbschaft aus gemeinindogermanischer Zeit unterstützt. Angefangen von August Fick und Friedrich Kluge über Herman Hirt, Wilhelm Streitberg, Adolf Bach und andere wird die "Zweigliedrigkeit" der germanischen Rufnamen bis heute bereits der indogermanischen Sprachgemeinschaft zugeschrieben, und zwar sowohl nach der Bildungsweise als auch nach dem Sinn dieser Namen. Daß hierbei Jahrtausende übersprungen werden, scheint uns nicht

im geringsten zu stören, wenn wir ein griech. Thrasýbulos 'kühn im Rat' und ein ahd. Kuonrāt oder ein griech. Perîkles und ein ahd. Vilmar miteinander vergleichen können. Ebensowenig scheint diese Forschung die Tatsache zu stören, daß altindogermanische Völker, denen die Germanen nicht zuletzt auch im Namengut so viel zu verdanken haben wie Illyrer und Römer, sich durch die vorwiegende Eingliedrigkeit ihrer Personennamen auszeichnen.

Um dieser Ansicht beipflichten zu können, müßte man annehmen, daß sich bei den Germanen sowie den übrigen indogermanischen Völkern mit Zweigliedrigkeit der Rufnamen nicht geändert hatte, ja daß diese Völker auf derselben Stufe ihrer historisch-politischen, kulturellen, ökonomischen und sozialen Entwicklung stehengeblieben wären, die man für das Zeitalter der Auflösung der sog. indogermanischen Einheit voraussetzte. Es wird ohne besondere Ausführungen einleuchten, daß eine solche Annahme ahistorisch und somit auch unwahrscheinlich ist.

Was bei dem obigen Trugschluß geschieht, ist eine nachträgliche zeitliche Koordination von ganz verschiedenen Sprachen, Epochen und Namenträgergemeinschaften in e i n e r Zeitschicht, die es in der Wirklichkeit nie hat geben können.

Aber auch von der Linguistik her sind schwerwiegende Bedenken anzumelden:

1. Die Ähnlichkeit in der Bildungsweise von Namenzusammensetzungen besagt an sich sehr wenig in Sprachen, die ihrer ähnlichen Struktur folgend über die gleichen Regeln der Komposition verfügen.

2. Das Problem der ähnlichen oder sogar identischen Bedeutung eines Namenkompositums kann auch anders als durch genealogisch gemeinsames Erbe erklärt werden, so etwa durch Z u f a l l, E n t l e h n u n g u. dgl., vor allen Dingen aber durch einen ähnlichen Stand, eine ähnliche Stufe der allgemeinen E n t w i c k l u n g verschiedener Namenträgergemeinschaften. Die genetische Verwandtschaft spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Vom Sinn her könnte man altgermanische, ja sogar noch althochdeutsche Rufnamen ohne weiteres mit türkischen

Rufnamen der Völkerwanderungszeit vergleichen wie etwa Berht-hram mit Aq-quš 'weißer Falke', Kraft-/Hart-/Starc-(w)ulf mit Qič-qurd/-bars 'starker Wolf/Panther', oder finnisch Hyväneuvo 'guter Rat' mit Kuonrāt usw. Zieht man auch die Eingliedler heran, so wächst die Zahl solcher Entsprechungen ins Unermeßliche, was sicherlich kein Zufall sein kann.

Es handelt sich eben darum, daß eine Gemeinschaft auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwicklung ganz bestimmte Anschauungen entfaltet, welche auf bestimmte Ausdrucksformen drängen und auch auf die Namengebung abfärben. Verschiedene Gemeinschaften, Gruppen oder Völker, die auf verschiedenen Wegen, vielfach auch zeitlich verschieden, dieselbe Entwicklungsstufe erreichen, drücken mehr oder weniger dieselben Ideen auch in der Namengebung aus, ohne miteinander in direkter oder indirekter Beziehung zu stehen bzw. gestanden zu sein. Dafür bietet die Literaturgeschichte sehr charakteristische Beispiele. Der Feudalismus der Mongolen in Zentralasien hat sich z.B. ohne westeuropäisches Zutun entwickelt, trotzdem zeigt sein poetischer Niederschlag nicht nur sujetmäßig, sondern vielfach auch bis in die Motive hinein verblüffende Ähnlichkeiten mit der europäischen Heldendichtung und der Ritterepik. Diese Ähnlichkeiten lassen sich nicht durch Entlehnungen erklären, sondern als typologisch verwandte Produkte einer ähnlich verlaufenden historischen Entwicklung.

Mit dieser historisch zu begreifenden Konvergenz sind allerdings nur die G r u n d l a g e n prinzipiell festgelegt, die weder E n t l e h n u n g e n noch N a c h b i l d u n g e n ausschließen. So viel legen sie allenfalls fest, w a s und w i e entlehnt oder nachgebildet werden k a n n, mit einem Wort: wodurch die N a m e n m o d e der betreffenden Gemeinschaft konkret, in Raum und Zeit, bestimmt wird. In diesem - und n u r in diesem - Sinne sind auch Vergleichungen mit nichtgermanischen Namenträgergemeinschaften - ob indogermanischer oder nichtindogermanischer Herkunft - zulässig, falls wir sonst nicht imstande sind, die angenommenen Zusammenhänge auch konkret, im sachgeschichtlichen Hintergrund bestätigt,

aufzudecken. Es geht nicht mehr an, von einem romantischen Bild des "Urgermanentums" ausgehend mit Edward Schröder zu behaupten, "das klassische Zeitalter" der einheitlichen germanischen Rufnamenbildung liege etwa in der Zeit zwischen 700 und 400 v.u.Z., solange wir nicht w i s s e n, was für einen Stand die Germanen in der von Schröder bezeichneten Zeit erreicht haben. Authentische germanische Rufnamen sind uns aus dieser Frühzeit überhaupt nicht bezeugt. Dieses "klassische Zeitalter" entspricht im großen und ganzen der "urgermanischen Zeit" (zwischen 1200 und 300 v.u.Z.), die von anderen Forschern - in germanischer Sicht - auch als "vorrömische Zeit" bezeichnet wird, deren Endpunkt praktisch die Zweiteilung der Germanen in eine Nord- und eine Südgruppe bildet. Als die germanische Namenüberlieferung tatsächlich einsetzt, in der "älteren römischen Zeit" zwischen 200 v. und 200 u.Z., bzw. von 200-400 u.Z. ("jüngere römische Zeit"), befindet sich das gesamte Germanentum in Bewegung und Aufbruch. Die Goten wandern ab und stehen fortan mit Iranern, Finnougriern, Slawen, dann ganz besonders intensiv mit Griechen, aber auch mit altaischen Völkern und mit Römern in Verbindung. Die Südgruppe zerfällt gleichzeitig in drei große Kultverbände, die aber untereinander sowie mit den Nordgermanen auch weiterhin in Kontaktentwicklung stehen. Zwischen dem 3.-5. Jh. u.Z. kulminiert die Expansion der Erminonen (Bajuwaren und Alemannen) im Süden. Diese Ansätze werden dann zwischen dem 5. und dem 9. Jahrhundert u.Z., also während der sog. Großen Völkerwanderung weiter ausgebaut, im Süden vor allem im Rahmen des Frankenreichs der Merowinger und Karolinger, im Norden infolge der zunehmenden Absonderung vom Süden und - gegen die Jahrtausendwende - in der Wikingerzeit.

Tatsache ist, daß die Zahl der Zweigliedler von der "älteren römischen Zeit" an ständig zunimmt, um im 4.-5. Jh. den Höchststand zu erreichen, d.h. in der Epoche des allgemeinen kriegerischen Aufbruchs sämtlicher germanischer Stämme. Im 6. Jh. hingegen ist die Zunahme der eingliedrigen Rufnamen charakteristisch, ganz besonders im Süden der Germania. Was v o r jenem Aufbruch der Germanen charakteristisch war, läßt sich nur

theoretisch rekonstruieren. Der Umstand, daß es eingliedrige (einstämmige) Namen auch bei den Germanen von altersher gegeben hat, wird von keinem ernstzunehmenden Forscher in Zweifel gezogen. Nimmt man auch die Überlieferung, d.h. die kultisch-religiösen Personennamen sowie die mythischen Herrschernamen (der Goten, der Angelsachsen und der Nordgermanen) in Betracht, so muß es auffallen, daß die älteste und größte Schicht dieser Namen lauter Eingliedler enthält. Schon aus diesem Grund ist es nicht angebracht, die alten einstämmigen Rufnamen, also Namen wie Franko, Brun(o), Duva, Bia, Mese u. dgl. als "Beinamen" abzutun, zumal es keineswegs auszuschließen ist, daß auch alte "Beinamen" zweigliedrig sein konnten.

Die Erforschung der altgermanischen Personennamen leidet an derselben, letztlich in der Romantik aufgekommenen Kinderkrankheit, die die germanische Religionsgeschichte als Disziplin auch erst im Begriff ist zu überwinden: Man schafft sich eine ruhmreiche Urgeschichte, die es auf Grund unserer Kenntnisse n i c h t gegeben hat. Diese glorifizierende Anschauungsweise hat eine große Gefahr heraufbeschworen für die wissenschaftliche Sachlichkeit, insbesondere auch in der Frage der semantischen Interpretation. Liest man bei Max Gottschald etwa folgendes: "Wer heute seine Kinder Friedhelm, Gottfried oder Waltraud nennt, bezeichnet sie damit nicht als einen Friedenshelm, Gottesfrieden oder eine im Walde (eigtl. durch Walten) Traute, sondern ihm gefallen die beiden Begriffe, und er setzt sie nur lose zueinander in Beziehung. Ähnlich wird es auch in alter Zeit gewesen sein." - so ist die Fehlerquelle augenfällig. Einerseits nimmt man an, daß Rolle, Funktion und Geltung dieser Namen im Wandel der Jahrhunderte unverändert geblieben seien, und anderseits, was noch schlimmer ist, daß sich dies alles von der Gegenwart auf das Altgermanische zurückprojizieren ließe. Otto Höfler hat dagegen mit Recht die Primärkombinationen von den Sekundärkombinationen getrennt: man müßte nur einig werden, wo die Grenze zwischen den beiden Gruppen zu ziehen ist.

Die Suche nach den "Namenwörtern" zeigt vielleicht am be-

sten, wie weitgreifend das romantische Bild einer einseitig heroischen (weil überheroisierten) Welt zusammengetragen wird. Namenwörter wie ask 'Esche', bald und kuon(i) 'kühn, mutig', (h)lūt~ hrōd/(h)ruod ~hrōm/(h)ruom~ mār(i) 'Ruhm, berühmt', linta 'Linde', rāt 'Rat, Hilfe, Abhilfe' werden einseitig, nur als kriegerische Begriffe ausgelegt, wobei zunächst die oft sehr reiche Synonymik unverständlich bleibt. Müssen etwa badu-, gund-, hadu-, hilt(ja)- und wig- samt und sonders als "nur kriegerische" Namensglieder möglich sein? Das würde wohl heißen, daß wir die Bedeutung 'Krieg' von diesem Wort in der Gegenwartssprache auch auf Wörter wie Kampf, Streit, Zank, Hader u.ä. übertragen dürften, was bestimmt nicht sprachgerecht wäre. Oder: magan ist bestimmt nicht ausschließlich 'kriegerische Tüchtigkeit und Kraft', ebensowenig wie īsan 'Eisen' nur als Waffenbezeichnung zu begreifen ist. Und mehr als fraglich ist es, wenn Tierbezeichnungen als Namenwörter exklusive als Metaphern für den Krieger mit Tierköpfen (auf dem Helm, dem Schild usw.) oder in Tierfellen aufgefaßt werden. Wie ließen sich da vor allem in Frauennamen bevorzugtes swān- 'Schwan' oder Dūva 'Taube', Mese 'Meise', Bia 'Biene' u. dgl. sinngemäß einordnen? Bestimmt nicht der kriegerische bzw. kriegsverwalterische Aspekt bedingt alle Synonyme für 'Volk', vgl. diot(a), liut(i), folc, truht-, hari- u.ä. in althochdeutschen Rufnamen, zudem auch in weiblichen Motionen, wie auch helm~ burg(a)~ frid(u) u. dgl. 'Friede, Schutz, Sicherheit' sicherlich nicht immer kriegsbezogen implizieren.

In semantischer Hinsicht sei auch vor einer weiteren Gefahrenquelle gewarnt. Namenwörter können manchmal, wie bekannt, aus dem appellativen Wortschatz herausfallen. Das bedeutet aber keineswegs, daß sie von den Sprachträgern in ihrem Sprachbewußtsein - in diesem Zusammenhang dürfte man auch von einem Namenbewußtsein als Teilklasse des Sprachbewußtseins reden - nicht mehr als selbständige Einzelteile (d.h. Morpheme bzw. Moneme) empfunden werden. Wie im appellativen Bereich ein Wort wie - um das Paradebeispiel zu strapazieren - Him-beere dank Wörtern wie Preißelbeere, Johannisbeere, Blaubeere, Rotbeere,

Erdbeere usw. trotz der etymologischen Verdunkelung von Him- linguistisch durchsichtig bleibt, so auch etwa beide Einzelteile des Rufnamens Guntram im Namebewußtsein per analogiam zu Namen wie Gunther ~ Günt(h)er, Gundolf bzw. Wolfram, Williram, Bertram etymologisch teils klar, teils verdunkelt, aber als linguistisch- - onomastisch faßbare Elemente vorhanden bleiben.

Die Verdunkelung bedingt, wie in der Volkssprache, auch im Namenschatz einen ständigen Drang zur Wiederverdeutlichung, d.h. den Anreiz zur Volksetymologie. Unterstützt wird dieser Drang im Bereich der Personennamen sehr stark durch die Tendenz zur ideellen Charakterisierung des Namenträgers in dessen Namen. Die Volksetymologie darf daher in der Onomastik noch weniger als in der übrigen Lexik abschätzig bewertet werden. In jeder Sprache sind - wie schon Georg von der Gabelentz es gezeigt hat - zweierlei Etymologien wirksam, also auch bedeutsam: eine historisch-tatsächliche und eine synchron-sprachgerechte, und diese zweite begreift auch die Volksetymologie ein. Sobald der Sinn vom Namensglied Ragan→Ragin- verdunkelt war, wurde im Zuge der - übrigens sprachgerechten - Kontraktion zu Rein- in Rufnamen vom Typ Reinhold, Reinhart u.ä. ein neuer Sinn, eine neue Bedeutung substituiert: von diesem Moment an ist die "Transparenz" dieser Namen wiederhergestellt. Es wirken dabei stets zwei Mächte der Sprachentwicklung zusammen: der Trieb zum Abschliff und der ihm entgegengesetzte Trieb zur Erhaltung bzw. Verdeutlichung. Das erklärt auch die sonst merkwürdige Spaltung ein und derselben Namen in verschiedenem Geltungsbereich wie z.B. den Wandel Sigfrid > Sîfrit > Seifert u. dgl. als Familiennamen, aber zu Siegfried als Rufnamen. So erklären sich sprachlich auch die "rekonstruierten" Genitivformen wie Gottes-schalk für älteres Gottschalk seit dem 8. Jh., nachdem die grammatische Klarheit durch die Reduktion gefährdet worden ist (Gota- > Got-). Das heißt nicht weniger, als daß sich der Namenschatz als Ganzes, als S y s t e m, letzten Endes entlang der Diagonale derselben Spirale entwickelt, die auch in der Geschichte der Sprache als eines Gesamtsystems generell wirksam ist. Unserem obigen Beispiel für die sekundäre, lautliche wie grammatische und seman-

tische, Verdeutlichung geht nämlich derselbe Wandel voraus wie auch im rein appellativen Wortschatz. Die ältesten Zweigliedler, sogar im ältesten althochdeutsch-fränkischen Material wurden noch mit Themavokal komponiert, vgl. Gota-hart (-a-Klasse), Geba-hart (-ō-Klasse), Hari-beraht (-ja-Klasse), Gara-man (-wa-Klasse), Hilti-prant (-jō-Klasse), Hadu-prant (-u-Klasse) usw.;daneben tauchten bereits gleichzeitig auch "reduzierte" bzw. "Schwund-formen" auf wie Gote-hart∼Got-hart, Hilde-rich∼Hilt-rich u. dgl., genau so wie im übrigen Sprachbereich, vgl. got. guda-faurhts neben gud-hus.

Wenn nun die Personennamen, solange sie tatsächlich "rezent" und nicht bloß "revitalisiert worden" waren, sowohl semantisch als auch lautlich und grammatisch sich den generellen Regeln der übrigen Komposita bzw. Simplizia fügen mußten, so sind wir nicht befugt, die Entwicklung der Personennamen als jener des übrigen Wortschatzes entgegengesetzt, als einen Weg vom Komplizierten zum Einfachen bzw. als einen "Verfall" schlechthin aufzufassen. Sowohl die Semantik wie die Form der altgermanischen Rufnamen zeigen eine klare Entwicklung von einfachen Formen über die Blütezeit zweistämmiger Bildungen zur sekundären Vereinfachung, die dann z.T. einer ihrerseits sekundären, vom Verdeutlichungstrieb motivierten, "Komplizierung" weichen muß. Für diese Stufe sind die dreistämmigen Rufnamen besonders charakteristisch, vgl. Got-lieb-olt oder Wan-bern-helm im 12. Jh. (Anzumerken ist, daß wir, falls meine Annahme über die richtige Segmentierung solcher Namen stimmt, auch einen Rufnamen *Wān-bern fürs Althochdeutsche postulieren sollten. Allgemein werden die Dreigliedler in zwei Teile zerlegt: Got - und Liebolt; mir scheint jedoch wahrscheinlicher, im Dreigliedler Gotliebolt die Verdichtung von Gottlieb und Liebolt zu sehen, somit auch Wānbern+Bernhelm = Wānbernhelm.) Jedenfalls handelt es sich bei diesen Dreigliedlern um eine "barocke" Verfallserscheinung wie etwa in der Verwucherung mehrfacher Kenningar in der nordischen Skaldendichtung.

Zum Schluß müssen wir auf unsere Kernfrage zurückkommen, auf die Stellung des germanischen Namengutes in seiner Umwelt.

Die germanischen Rufnamen sind jeweils als ein S y s t e m aufzufassen. Dieses System erscheint aber inhaltlich viel komplizierter, als daß man das immer und überall auf den primitiven K r i e g s a d e l hin bestimmen könnte, wie dies in der einschlägigen Forschung mit Vorliebe praktiziert wird. Die Darstellung des germanischen Rufnamengutes als e i n e s Systems ist noch zu wenig detailliert. Schon die ältere Forschung konnte es aufzeigen, daß bestimmte Typen nur oder hauptsächlich für einzelne Stämme oder für einzelne Gruppen innerhalb dieser Stämme charakteristisch sind. Die Wechselwirkung zwischen diesen Gruppen und Stämmen bzw. ihnen und ihren jeweiligen Nachbarn als Kontaktpartnern muß aber erst in Hinkunft klargestellt werden. Eine ältere keltische Beeinflussung scheint außer Zweifel zu sein, und zwar seitdem die Germanen sozusagen historisch-kulturell "disponiert" waren, den Anschluß an die Kelten auch in dieser Hinsicht zu vollziehen, wie dies im appellativen Wortschatz im Bereich der Verwaltungsterminologie der Fall war: man denke nur an die keltischen -rix-Namen und ihre Entsprechungen bei den Germanen. Jünger sind wohl die Parallelen zum Griechischen, Slawischen und Iranischen im Südosten, und noch später dringen auch römisch-lateinische ins Germanische ein (vgl. den Typ Rosa-mund).

Den wichtigsten Schritt müssen wir jedoch in der Aufdeckung der innergermanischen Wechselbeziehungen wagen. Schon jetzt zeichnen sich sehr typische Merkmale der onomastischen Wechselwirkung zwischen Goten und Langobarden, Goten und Bajuwaren sowie Alemannen ab, während die Franken in derselben Epoche der Gründung germanischer Stammesstaaten auf den Trümmern des Weströmischen Reiches mehr abseits zu stehen scheinen. Es geht hierbei um Teilsysteme, die sich gegenseitig beeinflussen und ergänzen, ohne ihre eigenen Merkmale im G e s a m t s y s t e m gänzlich aufzugeben. Wo dies auf den ersten Blick auch der Fall zu sein scheint, wie etwa bei den Sweben, die man auf Grund ihrer Rufnamen eher zu den Ostgermanen, namentlich zu den Goten stellen müßte, allein daraus schon auch auf eine totale Gotisierung zu schließen wäre nur hypothetisch: der Name läßt nicht

auf die unmittelbare Herkunft, nur auf die "Mode", genauer gesagt, auf die sozial und kulturell bestimmende Umwelt und das Zeitalter der Namenträger schließen.

Den möglichen - und nötigen - Beitrag der historischen Typologie zur realistischen Deutung und Wertung des altgermanischen Rufnamenschatzes sehe ich nun vor allem darin, daß dabei die Namen nicht mehr auf einen ideellen Ruhepunkt, etwa auf eine "Blütezeit" bezogen, sondern unter dem dynamischen Aspekt der Volksgeschichte einzelner Namenträgergemeinschaften in ihrem ununterbrochenen Wandel in Raum und Zeit begriffen werden. Demgemäß erscheinen Aussagen über Semantizität, Grammatik und Funktion der zu behandelnden Namen nur auf einzelne Epochen und Stämme bzw. Stammesverbände, im späteren auf Völker und jeweils auch auf soziale Gruppen relativiert als möglich. Die historische Typologie als Methode kann es ermöglichen, die im altgermanischen Namengut faßbaren Wandlungen des Gesamtsystems germanischer Namengebung aufzuzeigen, von der ältesten bezeugten Stufe angefangen bis zum Verfall im Hoch- und Spätmittelalter sowie in verschiedenen formalistischen (oder auch ideologisch motivierten) Versuchen zu ihrer Reaktivierung in der Neuzeit. Erschwert wird es allerdings dadurch, daß dazu eine Umstellung der Grundsätze der einschlägigen Forschung vonnöten wäre.

Literatur

Bach, Adolf: Deutsche Namenkunde I, 1-2. Die deutschen Personennamen. Heidelberg 1952-1953. 2.Aufl.

Bader, W.: Die althochdeutschen Fugenvokale in den ältesten Eigennamen. Freiburg i. Br. 1909.

Benveniste, Emile: Origines de la formation des noms en Indo-Européen I. Paris 1935.

Fick, August: Die griechischen Personennamen, nach ihrer Bildung erklärt, mit den Namensystemen verwandter Sprachen vergleichen und systematisch geordnet. Göttingen 1875 (2. Aufl. 1894)

Fleischer, Wolfgang: Die deutschen Personennamen. Berlin 1965.

Förstemann, Ernst: Altdeutsches Namenbuch. Bd. 1: Personennamen. Bonn 1900 (2. Aufl.).

Gabelentz, Georg von der: Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig 1901 (2. Aufl.)

Gottschald, Max: Die deutschen Personennamen. Berlin 1940.

Gottschald, Max: E. Brodführer: Deutsche Namenkunde. Berlin 1954 (3. Aufl.)

Hirt, Herman: Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. München 1909 (S. 306 ff.: Die Bildung der Eigennamen)

Höfler, Otto: Über die Grenzen semasiologischer Personennamenforschung. In: Festschrift f. Dietrich Kralik. Horn/NÖ 1954, S. 26 ff.

Kaufmann, Henning: Ergänzungsband zu Ernst Förstemanns Altdeutschen Personennamen. München-Hildesheim 1968.

Kluge, Friedrich: Deutsche Namenkunde. 5 Aufl. v. A. Götze. Leipzig 1930.

Schirmunski, Viktor: Vergleichende Epenforschung I. Berlin 1961.

Schirmunski, Viktor [Zirmunski, V.M.]: Narodnyj geroičeskij epos. Moskau-Leningrad 1962.

Schönfeld, Moritz: Wörterbuch der altgermanischen Personen und Völkernamen. Heidelberg 1911.

Schramm, Gottfried: Namenschatz und Dichtersprache. Studien zu den zweigliedrigen Personennamen der Germanen. Göttingen 1957.

Schröder, Edward: Deutsche Namenkunde. Gesammelte Aufsätze zur Kunde deutscher Personen- und Ortsnamen. Göttingen 1928. (2. Aufl. 1944, 3. Aufl. 1955)

Schwarz, Ernst: Deutsche Namenkunde I. Ruf- und Familiennamen. Göttingen 1950.

Streitberg, Wilhelm - V. Michels: Germanisch. Berlin-Leipzig 1927.

Woolf, Henry Bosley: The Old Germanic Principles of Name-Giving. Baltimore 1939.

Anmerkung des Verfassers: Die vorliegende Arbeit ist das Referat, das anläßlich des XII. Internationalen Kongresses für Namenkunde (25. - 29. Aug. 1975 in Bern) gehalten wurde.

Marianna K e r t é s z

Aktuelle Probleme der Wortbildung

1. Der vorliegende Beitrag beruht auf einem Kapitel der Dissertation "Allgemeine und wissenschaftsgeschichtliche Fragen des Verhältnisses von Grammatik und Lexik und seine Problematik in konfrontativer Sicht".

Die Frage dieses Verhältnisses beschäftigt die Sprachwissenschaft schon seit langem. Die Unterscheidung zwischen Grammatik und Lexik hat eine bis ins Altertum zurückreichende Tradition. Das Problem ihrer Abgrenzung ist jedoch bis heute noch nicht gelöst. Es sind sehr viele Abrenzungsversuche ausgearbeitet worden, die unterschiedliche Lösungen vorschlagen.

In der Dissertation werden die wissenschaftsgeschichtlich wichtigsten Versuche in chronologischer Reihenfolge behandelt. Es wird auch versucht, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und mit Hilfe von konkreten Beispielen die Abgrenzungsschwierigkeiten zu veranschaulichen. Dabei wird vom Begriff der Grammatik ausgegangen, weil es die Grammatik ist, die in erster Linie die Systemhaftigkeit der Sprache sichert, und weil es von der Definition der Grammatik abhängt, welche Bedeutung der Lexik und den sie untersuchenden Wissenschaftszweigen innerhalb des Rahmens der Beschäftigung mit Sprache beigemessen wird.

Der Begriff der Grammatik ist im Laufe der Zeit von Grammatikern, linguistischen Schulen auf verschiedene Weise definiert worden und wird auch heute noch unterschiedlich aufgefaßt. Deshalb werden in der Dissertation die wichtigsten, für die einzelnen Epochen charakteristischen Grammatikdefinitionen von der Antike bis zur Gegenwart angeführt und besprochen.

Nach diesem Überblick und der Behandlung der verschiedenen

Abgrenzungsversuche wird eine eigene Grammatikdefinition gegeben. Im weiteren werden folgende zentrale Fragen, Schwierigkeiten der Abgrenzung von Grammatik und Lexik innerhalb einer Sprache untersucht: die Wortbildung, die Präpositionen und die Kategorie der Aktionsart in der synchronen deutschen Sprachbeschreibung.

Die ganze Problematik taucht auch in interlingualer Relation auf, und sie ist bei der kontrastiven Beschreibung zweier Sprachen noch komplizierter. Das letzte Kapitel der Dissertation beschäftigt sich mit diesen Schwierigkeiten anhand konkreter Beispiele in deutsch-ungarischer Relation. Es wird darauf hingewiesen, welche Rolle der synchrone Vergleich der Sprachen bei der Untersuchung der Abgrenzungsschwierigkeiten spielt bzw. spielen kann, und die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Konfrontation sowohl für die Linguistik als auch für den Fremdsprachenunterricht betont.

2. In der Dissertation wird der Begriff der Grammatik folgendermaßen bestimmt: Als grammatisch werden diejenigen sprachlichen Elemente definiert, die aufgrund ihrer Funktion in der Rede die Beziehungen im Satz ausdrücken, ferner diejenigen, die zwar keine syntaktischen Beziehungen im engeren Sinne herstellen, aber Paradigmen bilden, sich leicht formalisieren lassen. Nicht nur diejenigen Elemente sind grammatisch, die Syntagmen, Sätze konstruieren, sondern auch diejenigen, die zu relativ geschlossenen Inventaren gehören, sich aufgrund bestimmter sprachimmanenter Regeln, nach bestimmten Modellen verbinden. Damit ist aber nur ein Teil der Grammatik definiert, denn es gehören nicht nur die oben erwähnten Elemente zu ihr, sondern auch diejenigen sprachimmanenten Regeln, aufgrund deren diese Elemente funktionieren.

3. 1. Eine vielumstrittene Frage der Abgrenzung von Grammatik und Lexik ist die Wortbildung, die Stellung der Wortbildung im Sprachsystem und auf der Metaebene die Stellung der Wortbildungslehre innerhalb der übrigen linguistischen Disziplinen.

Die Wortbildung bzw. die Wortbildungslehre wurde und wird auch heute von den einzelnen Linguisten - ihrer Grammatikdefinition entsprechend - unterschiedlich aufgefaßt. Es gab und gibt

Sprachwissenschaftler, die sie zur Grammatik rechnen, andere weisen sie der Lexik bzw. der Lexikologie zu. Neuerdings gibt es auch die Ansicht, nach der die Wortbildung eine relativ autonome Sprachebene bilde und die Wortbildungslehre eine Disziplin mit relativer Selbständigkeit sei.

Im folgenden werden diese Klassifizierungsmöglichkeiten kurz erörtert und es wird versucht, aufgrund der unter 2. gegebenen Grammatikdefinition die Stellung der Wortbildung zu bestimmen.

Es müssen den Ausführungen noch einige weitere Definitionen vorausgechickt und die entsprechenden ungarischen Termini angegeben werden.

Unter Wortbildung (szóalkotás) verstehen wir die Entstehung neuer Wörter aus Phonemreihen, die es in der betreffenden Sprache schon gegeben hat.

Unter Ableitung (szóképzés) verstehen wir die Entstehung neuer Wörter aus Stamm- und Bildungsmorphemen.

Unter Zusammensetzung (szóösszetétel) verstehen wir die Entstehung neuer Wörter aus Stammorphemen.

Mit der Wortschöpfung beschäftigen wir uns in diesem Beitrag nicht, um Mißverständnisse zu vermeiden, muß aber auch dieser Terminus definiert werden. Unter Wortschöpfung oder Urschöpfung (szóteremtés) verstehen wir die Entstehung neuer Wörter aus Phonemreihen, die es in der betreffenden Sprache noch nicht gegeben hat.

3.2. Die führenden Junggrammatiker behandelten die Wortbildung innerhalb der Grammatik als selbständiges Kapitel (vgl. Wilmanns, Sütterlin, Behaghel).

H. Paul stellte in seiner fünfbändigen Grammatik folgende Reihenfolge auf: Flexionslehre, Syntax, Wortbildungslehre.
Er gab auch eine Erklärung dafür, warum er die Wortbildung erst nach der Syntax behandelte:

" 1./ Flexionssuffixe können zu Wortbildungssuffixen werden.
2./ Zusammensetzungen sind aus syntaktischen Gebilden entstanden" (Bd. 5, 3).

H. Paul wollte mit diesen Argumenten die Richtigkeit der Reihen-

folge der einzelnen Kapitel beweisen. Darüber sprach er nicht, daß die Wortbildung wegen dieser Zusammenhänge zur Grammatik gerechnet wurde. Das dürfte für ihn wohl selbstverständlich gewesen sein.

Schon bei J. Grimm stellte die Wortbildung ein Kapitel der Grammatik dar, aber er beschäftigte sich mit ihr - im Gegensat zu Paul - vor der Syntax. Die einzelnen Bände sind: "Von den Buchstaben", "Von den Wortbiegungen", "Von der Wortbildung", "Syntax".

Diese Grammatiker konnten wegen ihrer sprachhistorischen Orientierung nicht an der Tatsache vorbeigehen, daß bestimmte Wortbildungen genetisch aus syntaktischen Konstruktionen entstanden waren. Gerade deshalb rechneten sie die Wortbildung zur Grammatik. Der Gedanke der Verwandtschaft zwischen Wortbildung und Syntax ist also nicht neu. Diese Verwandtschaft kann aber nicht auf die entstehungsgeschichtlichen Zusammenhänge beschränkt werden. Die "tiefere" Verwandtschaft bedeutet so viel, daß die Wortbildungsstrukturen selbst grundsätzlich als Strukturen begriffen werden, die gleichen Gesetzmäßigkeiten unterliegen wie die syntaktischen Strukturen. Der Gedanke dieser Verwandtschaft ist verhältnismäßig neu, er ist erst in den letzten Jahren formuliert worden (vgl. Motsch 1965).

Die älteren Wortbildunslehren waren diachrone Darstellungen, die synchrone Sprachbeschreibung schenkte diesem Gebiet lange Zeit keine besondere Aufmerksamkeit. Es wurde auch die Frage aufgeworfen, ob es überhaupt berechtigt sei, die Wortbildung in der synchronen Sprachwissenschaft zu behandeln, oder ob sie nur in der historischen Sprachwissenschaft ihren Platz habe.

Unter anderen hat auch Erben diese Frage gestellt und beantwortet: "Man wird wohl nicht umhinkönnen, den Erscheinungen der Wortbildung auch in einer synchronen Darstellung gebührenden Raum zuzuerkennen. Es bleibt die Frage des Wie und des Inwieweit. Die Wortbildungslehre ist natürlich in eine synchrone Darstellung insoweit einzubeziehen, als es um die zu einer bestimmten Zeit lebendigen Möglichkeiten der Bestandsvermehrung geht" (1964, 83).

Mit dieser Antwort kann man im Grunde genommen einverstanden

sein, es muß jedoch bemerkt werden, daß die ganze Problematik Synchronie - Diachronie in der Wortbildung noch nicht gelöst ist.

3. 3. In den wichtigsten neueren deutschen Grammatiken gibt es keine einheitliche Stellungnahme hinsichtlich der Placierung der Wortbildung.

Erben (1965) behandelt die hierhergehörigen Fragen bei den einzelnen Wortarten jeweils unter dem Abschnitt "Anzahl des Wortbestandes, Möglichkeiten der Bestandsvermehrung und innere Ordnung der Funktionsgemeinschaft".

Auch bei Brinkmann (1971) stellt die Wortbildung kein eigenes Kapitel neben Morphologie und Syntax dar. In diesen Grammatiken ist die Wortbildung in die "Wortlehre" integriert.

"Der Große Duden - Grammatik der deutschen Gegenwartssprache" (1966) beschäftigt sich mit der Wortbildung in einem selbständigen Kapitel.

Dagegen befassen sich Admoni (1966) Glinz (1961), Helbig und Buscha (1972) in ihren Darstellungen überhaupt nicht mit der Wortbildung, sie erwähnen nicht einmal die Problematik.

Eine andere Möglichkeit der Placierung der Wortbildung besteht darin, daß sie in die Lexik und die Wortbildungslehre in die Lexikologie integriert wird.

Iskos und Lenkowa beschäftigen sich in ihrem Werk "Deutsche Lexikologie" auch mit der Wortbildung. Sie weisen darauf hin, daß es innere Beziehungen zwischen der Wortbildung und der Grammatik gibt: "Die Ableitung als wortbildendes Mittel ist auch eng mit der Grammatik verbunden. So kann man nach der Art der Suffixe bestimmen, zu welcher Wortart das betreffende Wort gehört. Die Zusammensetzung als wortbildendes Mittel ist mit der Grammatik verknüpft, weil das zusammengesetzte Wort nicht nur eine lexikalische Einheit mit einer einheitlichen Bedeutung darstellt, sondern auch zum Ausdruck syntaktischer Verhältnisse dient" (1970, 7-8).

Die Autorinnen heben diese Zusammenhänge hervor, sie begründen jedoch nicht, warum sie die Wortbildungslehre schließlich zur Lexikologie rechnen: "Die Wortbildung ist eine der wichtig-

sten Fragen der Lexikologie" (a.a.O., 17).
"Die deutsche Sprache" (Hrsg. von Agricola, Fleischer und Protze) ist der Meinung: "Die Wortbildungslehre hat ein doppeltes Gesicht, ist Teil der Lexikologie wie der Grammatik" (1969, 423).
Die Autoren befassen sich mit der Wortbildung in dem Kapitel über den Wortschatz. Sie erklären folgendermaßen, warum sie diese Entscheidung getroffen haben:

1./ Die Wortbildung unterscheidet sich wesentlich von der Satzbildung: "Jeder Satz muß beim Sprechen neu gebildet werden. Dabei unterliegen die Wörter bestimmten Veränderungen, mit deren Hilfe die syntaktischen Beziehungen zueinander ausgedrückt werden. Es handelt sich dabei um die Bildung von Flexionsformen, nicht um die Bildung von Wörtern. Denn Wörter werden zum Unterschied von Sätzen nicht jedesmal neu gebildet, sondern in der Regel nur reproduziert" (a.a.O.).

2./ Die Wortbildungslehre muß nicht nur die in einem Sprachzustand produktiven Bil mittel und -verfahren darstellen, sondern sie hängt auch mit der semasiologischen Gliederung des Wortschatzes eng zusammen. "Sie hat z.B. auch die Frage nach den Ursachen für das Absterben von Bildemitteln und die Entstehung neuer Bildemittel sowie nach der Auswahl einzelner Bildemittel unter einer Reihe von synonymen Möglichkeiten zu beantworten" (a.a.O., 424).

Schmidt behandelt die Wortbildung in seinem Werk "Deutsche Sprachkunde" und betrachtet sie als Teilgebiet der Lexikologie. Er gibt zu, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Wortbildung und der Grammatik besteht, hebt aber nur die morphologischen Beziehungen hervor: "Da aber die Ausbildung des Wortbestandes nicht isoliert vor sich geht, sondern - auf Grund der Bedürfnisse konkreter Sprechsituationen - in der Rede, in Sätzen, besteht auch ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen der Grammatik und der Wortbildung. Das kommt äußerlich darin zum Ausdruck, daß sich Morphologie und Wortbildung oft derselben

Mittel bedienen, so haben z.B. der Ablaut, der Umlaut und bestimmte Affixe sowohl wortbildende als auch formbildende Funktion" (1965, 26).

In der generativen Grammatik wird die Wortbildung grundsätzlich der syntaktischen Komponente zugeordnet. Motsch schreibt folgendes: "Die Wortbildung, die durch bestimmte Ableitungsstufen innerhalb der Satzstrukturebene definiert werden kann, darf mit dem gleichen Recht zur Syntax einer Sprache gerechnet werden wie etwa die Ebene der Satzglieder (Nominalgruppe, Verbalgruppe, Präpositionalgruppe)" (1965, 32).

Auch A. Helbig betrachtet die Problematik aus der Sicht der generativen Grammatik und behauptet: "Wortbildungen haben insofern Beziehungen zur Syntax, als sie selbst syntaktisch interpretierbar sind. Wir sehen also in Wortbildungsstrukturen und entsprechenden Konstruktionen (Holztür- Tür aus Holz)... sprachliche Äquivalenzen (Konkurrenzformen) innerhalb des Gesamtsystems unserer Sprache. Semantische Unterschiede zwischen den Konkurrenzformen sind prinzipiell nicht anders zu bewerten, als Unterschiede zu den anderen Konkurrenzformen (Tür aus Holz - hölzerne Tür - Tür, die aus Holz ist)" (1969, 2290).

Diese Auffassung wirft die Problematik der Auflösbarkeit der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter auf, da die syntaktische Interpretation i.a. nur möglich ist, wenn das betreffende Wort von synchronem Gesichtspunkt aus semantisch-morphologisch motiviert ist. Es taucht also die Frage auf, ob alle abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter durch Transformationsregeln erklärt werden können. Es gibt auch Schwierigkeiten wie z.B. die sog. Isolierungen, bei denen die Durchschaubarkeit der Gebilde, die Motivierbarkeit der einzelnen Glieder mehr oder weniger zugunsten einer komplexeren Bedeutung aufgehoben ist (z.B. Großmutter, Menschenalter, verlieren). Es ist noch ein offenes Problem, ob man diese Bildungen mit syntaktischen Mitteln interpretieren kann. Diese Isolierungen machen aber nur einen kleinen Teil der abgeleiteten und zusammengesetzten Wörter aus, sie sind nicht typisch für die Wortbildung.
In der neuesten Wortbildungslehre der germanistischen Literatur

in der "Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache" betont auch Fleischer "das doppelte Gesicht" der Wortbildung. Er stellt fest, daß sie Beziehungen zur Syntax hat, daß es aber einen wesentlichen Unterschied zwischen der Satz- und Wortbildung gibt. Er führt hier die gleichen Argumente an wie "Die deutsche Sprache": Sätze finden wir nicht fertig im sprachlichen System vor (ausgenommen die wenigen idiomatisierten Sätze), sondern nur Regeln und Modelle. Die meisten Wörter dagegen werden sozusagen aus dem Lexikon der Langue fertig entnommen und nur 'wiedergegeben', 'reproduziert'" (1974, 26-7).

Trotzdem, sagt Fleischer, kann man die Wortbildungslehre nicht als Teilgebiet der Lexikologie betrachten, weil Beziehungen zur Syntax und Flexionslehre bestehen. Gerade diese Klassifizierungsschwierigkeiten haben dazu geführt, daß von manchen Linguisten die Forderung ausgesprochen worden ist, die Wortbildungslehre als selbständige Disziplin zwischen Lexikologie und Grammatik auszugliedern (a.a.O., 28).

Von der relativen Selbständigkeit dieses Gebietes sprechen auch Stepanowa und Cernyševa: "Obwohl die Lexikologie zu den verhältnismäßig 'jungen' Bereichen der Sprachwissenschaft gehört, geht ihre Entwicklung rasch voran. So kann man heute feststellen, daß bereits zwei Teile der Lexikologie, die Wortbildung und die Phraseologie eine gewisse Selbständigkeit erreicht haben und als Sondergebiete der Sprachwissenschaft betrachtet werden können" (1975, 8).

Noch weiter geht Dokulil, wenn er sagt, die Wortbildung stelle eine selbständige, relativ autonome Sprachebene dar. Deshalb sei es berechtigt, die Wortbildungslehre als eine selbständige Disziplin anzusehen (1968, 14).

Fleischer entscheidet die Frage nicht: "Ob man so weit zu gehen hat, soll hier nicht entschieden werden. Richtig ist jedenfalls, daß auf diese Weise den Besonderheiten der Wortbildungslehre mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der Beitrag, den ihre gründliche Erforschung zur Beschreibung der deutschen Sprache und zur allgemeinen Linguistik zu leisten vermag, darf nicht unterschätzt werden (1974, 28-9).

3. 4. In der ungarischen Linguistik wurde ziemlich lange der lexikalische Charakter der Wortbildung betont. Die neueren Artikel, besonders die von Berrár (1965, 1967), Károly (1965) und Szabó (1969) heben die Beziehungen der Wortbildung zur Grammatik, in erster Linie die der Ableitung zur Grammatik hervor.

Die ungarischen Linguisten sahen die sprachliche Funktion des Suffixes darin, daß es ein neues Lexem bildet und eine wortartbestimmende Rolle spielt. Berrár macht auf die syntaktische Funktion des Suffixes aufmerksam: "Das abgeleitete Wort ist mit einem Syntagma gleichwertig, es komprimiert, verdichtet ein Syntagma in sich..., andererseits kann die Bedeutung eines Suffixes oft mit der Bedeutung eines selbständigen Wortes identifiziert werden, das Suffix hat also auch eine lexikalische komprimierende Funktion" (1965, 35, Übersetzung M.K.).

In ihrem anderen oben zitierten Artikel schreibt sie darüber, daß der wichtigste Grund, warum Ableitungen gebildet werden, die Verkürzung von Syntagmen, in vielen Fällen die Komprimierung von ihnen ist: "Das Suffix ist mit einem weggelassenen Glied eines Syntagmas gleichwertig, es hat dessen Bedeutung. Die Bedeutung des Suffixes und des abgeleiteten Wortes wird von einem oder mehreren Syntagmen bestimmt. Hinter der semantisch bedeutungsmodifizierenden Funktion des Suffixes steckt eine syntaktisch syntagmaverkürzende Funktion. Der Sprecher kann das Suffix deshalb als lebendiges grammatisches Mittel gebrauchen und das abgeleitete Wort in seine Konstituenten zerlegen, weil sowohl der Gebrauch als auch das Verständnis von dem hinter dem abgeleiteten Wort steckenden Syntagma geregelt wird" (1967, 75 Hervorhebung und Übersetzung M.K.).

Ableitungen bestimmter Typen haben sehr komplizierte Beziehungen zu lexikalischen Elementen bzw. syntaktischen Konstruktionen. Oft geht es nicht nur einfach darum, daß die Bedeutung eines abgeleiteten Wortes annähernd mit der Bedeutung eines Syntagmas identisch ist oder daß die Wörter mit dem gleichen Suffix immer in ein Syntagma des gleichen Typs transformiert werden können. Es gibt sehr viele Fälle, wo das Suffix den Typ des Syn-

tagmas bzw. dessen lexikalische Elemente nicht eindeutig bestimmt. So ist es z.B. bei der Ableitung ablakoz 1.'mit Fenstern versehen'; 2.'Fenster einsetzen' (1965, 36).

Hier ist es nicht möglich, diese Konstruktionstypen zu untersuchen, es muß aber bemerkt werden, daß dieses Gebiet die enge Verflechtung von Lexik und Syntax zeigt. Die Untersuchung dieser Ableitungen könnte sowohl für die Lexikologie als auch für die Syntax viel Wichtiges und Interessantes ergeben.

Bárczi rechnet die Wortbildung eindeutig zur Grammatik, weil sie ähnlichen Gesetzmäßigkeiten unterliegt wie die grammatischen Mittel, die die Beziehungen zwischen den Wörtern im Satz ausdrücken (1955, 54).

Károly ist der Auffassung, daß diejenigen lexikalischen Einheiten, die wenigstens aus zwei Morphemen bestehen,d.h. eine morphologische Struktur haben, in der Grammatik behandelt werden müssen, weil sie aufgrund grammatischer Konstruktionsregeln entstanden sind (1966, 91).

4. Aus dieser kurzen Übersicht geht hervor, daß es keinen einheitlichen Standpunkt gibt hinsichtlich der Stellung der Wortbildung im Sprachsystem bzw. der Wortbildungslehre innerhalb der linguistischen Disziplinen. Es stehen unterschiedliche Auffassungen einander gegenüber. Auch diese Tatsache zeigt klar, daß die Abgrenzung mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist.

Was kann jedoch nach diesem kurzen Überblick der verschiedenen Ansichten aufgrund der unter 2. gegebenen Grammatikdefinition festgestellt werden?

Die Wortbildung kann wegen ihrer Beziehungen zur Syntax und Morphologie nicht in die Lexik integriert und die Wortbildungslehre nicht als Teilgebiet der Lexikologie betrachtet werden. Durch die verschiedenen Möglichkeiten der Wortbildung entstehen neue Wörter, neue lexikalische Einheiten. Die Wortbildung liefert dem Lexikon bzw. den lexikalischen Untersuchungen "Material". In diesem Sinne kann vom lexischen oder lexikalischen Charakter der Wortbildung gesprochen werden. Der Wortbildungsprozeß selbst kann nicht Gegenstand der Lexikologie sein, weil die neuen Wörter, die neuen lexikalischen Einheiten auf-

grund bestimmter Modelle und Distributionsregeln gebildet werden. Die motivierten Bildungen können in Syntagmen transformiert werden; oft komprimieren, verdichten sie Syntagmen in einem Wort.

Die Wortbildung kann nicht in geschlossenen Paradigmen zusammengefaßt werden wie die Deklinationen und Konjugationen. Die Suffixe und die Flexionen unterscheiden sich teilweise durch ihre Funktion, sie besitzen aber auch sehr wichtige gemeinsame Züge: sie sind gebundene Morpheme, bilden relativ geschlossene Inventare, für ihren Gebrauch ist die hohe Frequenz, die große Rolle der Analogie charakteristisch.

Bis zu einem gewissen Grade kann auch die Wortbildung formalisiert werden, denn die Modelle und die Distributionsregeln sind mit Hilfe formaler Mittel beschreibbar. Vollständige Paradigmen gibt es zwar selten (die Produktivität der Suffixe ist i.a. nicht hundertprozentig, es werden nicht alle Distributionsregeln ausgenutzt), aber auch bei den Flexionen gibt es sie nicht immer, auch hier finden sich Ausnahmen. Die Ausnahme gehört aber zum Wesen der sprachlichen Wirklichkeit, die Sprache ist ein systemoides Gebilde. Man kann trotz der "Lücken", "Defekte" (Fleischer) auch bei der Wortbildung von Systemhaftigkeit sprechen.

In den meisten Fällen handelt es sich im Redeakt nicht um eine neue Produktion, sondern um Reproduktion, - darin besteht der wesentliche Unterschied zur Satzbildung. Der Sprecher ist aber jederzeit fähig, in seiner Muttersprache auch neue, noch nicht vorhandene Wörter zu produzieren, im Besitz der Kenntnis der einzelnen Elemente und Distributionsregeln neue Wörter zu bilden bzw. neue Bildungen anderer Sprecher zu verstehen.

Die Wörter, die durch die verschiedenen Möglichkeiten der Wortbildung enstehen und zum Bestandteil der Langue werden, sind aus Elementen des sprachlichen Systems (z.T. aus solchen, die offenen, z.T. aus solchen, die relativ geschlossenen Inventaren angehören) mit Hilfe sprachimmanenter Regeln zusammengefügt, sind also Ergebnis eines grammatischen Prozesses und haben eine grammatische Struktur. In dieser Hinsicht trägt die Wortbildung

grammatischen Charakter. Die Untersuchung des Wortbildungsprozesses und der Struktur der entstandenen Wörter ist deshalb Aufgabe der Grammatik.

Das doppelte Gesicht der Wortbildung kann folgendermaßen kurz charakterisiert werden:

Das Ergebnis, das "fertige", neue Wort ist Bestandteil des Lexikons und somit Gegenstand der Lexikologie. Darin besteht der lexische bzw. lexikologische Charakter der Wortbildung.

Der Wortbildungsprozeß, die Produktion neuer Wörter und deren Struktur sind die grammatische Seite der Wortbildung und somit Gegenstand der Grammatik.

Das Ergebnis des Wortbildungsprozesses, das zum Bestandteil der Langue wird und es auch für eine bestimmte Zeit bleibt, ist das statische Moment der Wortbildung, der Prozeß selbst das dynamische Moment. In der ständigen Tätigkeit unserer Wortbildungskompetenz äußert sich der Dynamismus der Wortbildung. Das ist zugleich auch eine Erscheinungsform des Dynamismus der Synchronie. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß die Forschung für den Autor auf diesem Gebiet abgeschlossen ist.

Literatur

Admoni, W. G.: Der deutsche Sprachbau. Moskau-Leningrad 1966[2]

Bárczi Géza: Bevezetés a nyelvtudományba [Einführung in die Sprachwissenschaft]. Budapest 1955

Behaghel, Otto: Die deutsche Sprache. Leipzig 1930[8]

Berrár Jolán: A képző funkciójáról vallott felfogások fejlődése a magyar szakirodalomban [Entwicklung der Auffassungen über die Funktion des Suffixes in der ungarischen Fachliteratur]. In: Általános nyelvészeti tanulmányok V. Budapest 1967

Berrár Jolán: Szóképzés, lexika, szintaxis [Ableitung, Lexik, Syntax]. In: Általános nyelvészeti tanulmányok III. Budapest 1965

Brinkmann, Hennig: Die deutsche Sprache - Gestalt und Leistung. Düsseldorf 1971[2]

Die deutsche Sprache - Kleine Enzyklopädie in zwei Bänden. Hrsg. von Erhard Agricola, Wolfgang Fleischer und Helmut Protze unter Mitwirkung von Wolfgang Ebert. Leipzig 1969

Dokulil, M.: Zur Frage der Stelle der Wortbildung im Sprachsystem. In: Slovo a Slovestnost 29, 1968

Der Große Duden Bd. 4 - Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bearbeitet von Paul Grebe unter Mitwirkung von Helmut Mangold, Wolfgang Mentrup und Christian Winkler. Mannheim 1966[2]

Erben, Johannes: Abriß der deutschen Grammatik. Berlin 1965

Erben, Johannes: Deutsche Wortbildung in synchronischer und diachronischer Sicht. In: Wirkendes Wort 14, 1964

Fleischer, Wolfgang: Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig 1974[3]

Glinz, Hans: Die innere Form des Deutschen. Bern-München 1961[2]

Grimm, Jacob: Deutsche Grammatik, 1-4 Th. Göttingen 1822-1865

Helbig, Agnes: Zum Verhältnis von Wortbildung und Syntax. In: Deutsch als Fremdsprache 6, 1969

Helbig, Gerhard - Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik - Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig 1972

Henzen, Walter: Deutsche Wortbildung. Tübingen 1957

Iskos, A. - Lenkowa, A.: Deutsche Lexikologie. Leningrad 1970[3]

Károly Sándor: A lexikologiai egységek fejezete a generativ grammatikában [Das Kapitel der lexikologischen Einheiten in der generativen Grammatik]. In: Általános nyelvészeti tanulmányok IV. Budapest 1966

Károly Sándor: A szóképzés grammatikai jellegéről, szuffixumfajták elkülönítéséről és a képzőproduktivitásról [Über den grammatischen Charakter der Ableitung, über die Unterscheidung von verschiedenen Suffixarten und die Produktivität der Suffixe]. In: Nyelvtudományi Közlemények 67, 1965

Motsch, Wolfgang: Zur Stellung der Wortbildung in einem formalen Sprachmodell. In: Studia Grammatica, Bd. I. Berlin 1965

Paul, Hermann: Deutsche Grammatik, Bd. 1-5. Halle 1916-1920

Schmidt, Wilhelm: Deutsche Sprachkunde. Berlin 1965

Stepanowa, M. D. - Černyševa, I. I.: Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. Moskau 1975

Sütterlin, Ludwig: Die deutsche Sprache von der Gegenwart. Leipzig 1918[4]

Szabó Zoltán: A lexikológiai és a grammatikai szóképzésről [Über die lexikologische und grammatische Ableitung]. In: Magyar Nyelv 65, 1969,

Sarolta L á s z l ó

Einige Überlegungen zu einer vergleichenden Valenzanalyse ungarischer und deutscher Verben

0. Die nachfolgenden Überlegungen sind als ein Versuch gedacht, Notwendigkeit und Möglichkeit einer vergleichenden Valenzanalyse ungarischer und deutscher Verben für Belange des Fremdsprachenunterrichts zu überprüfen. Dabei wollen wir von einem Valenzbegriff mit primär syntaktischer Orientierung ausgehen: Unter Valenz verstehen wir die Eigenschaft von Verben, in Abhängigkeit von ihrer im Satz aktualisierten Bedeutung eine bestimmte Zahl von Elementen zu fordern bzw. syntaktisch zu determinieren.

Der Valenzbegriff hat im Laufe der besonders im letzten Jahrzehnt sehr intensiven Forschung auf diesem Gebiet verschiedene Fassungen erhalten, die z.T. stark von der oben formulierten abweichen (vgl. hierzu die zusammenfassenden Darstellungen in Helbig/Schenkel 1973 bzw. Helbig 1976).

Einerseits wird - vor allem in der sowjetischen, neuerdings aber auch schon in der germanistischen Linguistik - die Valenz nicht nur als eine Eigenschaft des Verbs, sondern als eine Eigenschaft aller Wortarten aufgefaßt.

Andererseits zeichnet sich in der gegenwärtigen Forschung deutlich die Tendenz ab, die Valenz nicht mehr als eine Eigenschaft von Wörtern, sondern als eine Eigenschaft begrifflicher Inhalte aufzufassen und auf der logisch-semantischen Ebene zu untersuchen.

Es handelt sich also - darauf weist auch Helbig hin (vgl. Helbig 1976,100-101)-im wesentlichen um zwei Tendenzen: um die Ausweitung des Valenzbegriffs auf andere Wortarten im Interesse

einer umfassenden Dependenzgrammatik bzw. um die Erforschung der logisch-semantischen Grundlagen der syntaktischen Valenzbeziehungen. Diese Bestrebungen können als eine notwendige Entwicklung angesehen werden: Sie richten sich darauf, die Erklärungskraft der Valenztheorie zu vergrößern. Seinen praktischen Wert hat aber von den konkurrierenden Valenzbegriffen bis jetzt in erster Linie der Begriff Verbvalenz unter Beweis gestellt.

1. Verbvalenzgrammatiken beschreiben den Satz vom Verb her, indem sie seine syntaktischen Forderungen zu erfassen versuchen. Sie gehen von der Annahme aus, daß die Bedingungen für die Bildung korrekter Sätze auf diese Weise besser - d.h. genauer und zusammenhängender - beschrieben werden können als, es mit den Mitteln der traditionellen Grammatik möglich war. Die Forschungsergebnisse bestätigen diese Annahme, trotz der wohl selbstverständlichen Tatsache, daß auch die Isomorphie des Valenzmodells seine Grenzen hat. Es ist z.B. bis jetzt noch nicht gelungen, ein syntaktisches Kriterium zu finden, das in jedem Fall eine genaue Abgrenzung der valenzgebundenen Satzglieder von den nichtvalenzgebundenen ermöglichen würde. Ausgehend von der Einsicht, daß die syntaktische Valenz der Verben letzten Endes in ihrer Bedeutung begründet liegt, erwartet man die Lösung immer mehr von den semantischen Valenzuntersuchungen (vgl. z.B. Nikula 1976, 138). Ob diese Erwartung berechtigt ist, läßt sich aufgrund der vorliegenden Ansätze nicht entscheiden. Gegenwärtig sind die praktischen Untersuchungen auf syntaktische Kriterien angewiesen, dabei müssen Abgrenzungsschwierigkeiten in Kauf genommen werden.

Hier sollen zwei Gruppen von Satzgliedern als valenzgebunden betrachtet werden:

1. die Satzglieder, die vom Verb obligatorisch gefordert werden, d.h. bei ihm unbedingt erscheinen müssen, damit ein grammatikalischer (grammatisch vollständiger) Satz entsteht (=obligatorische Aktanten);
2. die Satzglieder, die zwar fehlen können, ohne daß der Satz ungrammatikalisch wird, die jedoch - wie auch die obligatorischen Satzglieder - syntaktisch vom Verb

bestimmt sind (=fakultative Aktanten).

Die Annahme von fakultativen Aktanten bringt bekanntlich die meisten Abgrenzungsschwierigkeiten mit sich. Es erhebt sich also die Frage, ob es gerade vom Gesichtspunkt der Unterrichtspraxis aus nicht besser wäre, auf den Begriff "fakultativer Aktant" zu verzichten und nur die vom Verb obligatorisch geforderten Elemente als valenzgebunden zu betrachten. Dies würde jedoch bedeuten, daß man mit Hilfe des Begriffs Valenz mitunter weniger in den Griff bekommen würde, als es mit dem traditionellen Begriff der Rektion möglich war. Selbst bei der konsequentesten Berücksichtigung der Tatsache, daß die Zahl der geforderten Elemente in Abhängigkeit von der Bedeutung des Verbs variieren kann, müßte eine wichtige Gruppe von Satzgliedern, deren Form eindeutig vom Verb festgelegt ist, aus der Betrachtung ausgeschlossen werden:

Er aß (Brot).
Der Lehrer erklärt (seinen Schülern) die Aufgabe.
Die Mutter teilt (an die Kinder) das Essen aus.
Er erbt (von seinem Vater) eine wertvolle Bibliothek.

Die in Klammern gesetzten Satzglieder sind syntaktisch vom Verb determiniert, sie sind aber eliminierbar, ohne daß der Satz ungrammatikalisch wird oder das Verb eine andere Bedeutung erhält. (Zu den möglichen Ursachen der Eliminierbarkeit vgl. Sommerfeldt 1973, 97.)

2. Gegenwärtig liegen zwei Valenzwörterbücher deutscher Verben vor, das "Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben" von G. Helbig und W. Schenkel (Helbig/Schenkel 1973) und ein "Kleines Valenzlexikon deutscher Verben", erarbeitet am Mannheimer Institut für deutsche Sprache von U. Engel und H. Schuhmacher (Engel/Schuhmacher 1976). Beide enthalten die Valenzbeschreibung von je über 400 deutschen Verben. Dem Mannheimer Lexikon soll in den nächsten Jahren ein "Erweitertes Valenzlexikon" von rund 1500 Verben folgen (vgl. Engel/Schuhmacher 1976, 7).

Beide Autorenpaare betonen, daß ihr Wörterbuch in erster Linie als ein Hilfsmittel für den Fremdsprachenunterricht ge-

dacht ist. "Das Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben ist aus den praktischen Belangen des Ausländerunterrichts entstanden", schreiben Helbig und Schenkel. "Es enthält die gebräuchlichsten und schwierigsten deutschen Verben mit der Beschreibung ihrer notwendigen und möglichen syntaktischen und semantischen Umgebungen und soll den Lehrenden sowie den Lernenden befähigen, ungrammatische Sätze nicht nur 'intuitiv' unter Berufung auf das 'Sprachgefühl', sondern anhand eines festen Regelmechanismus zu erkennen und auszuschließen" (Helbig/Schenkel 1973, Vorwort). "Dieses Valenzlexikon verfolgt das Ziel, die möglichen Verwendungsweisen deutscher Verben systematisch darzustellen", heißt es bei Engel und Schuhmacher. "Die im Lexikon verzeichneten Strukturen können als wesentlicher Teil der für die Bildung von morphosyntaktisch korrekten Sätzen notwendigen Produktionsregeln verstanden werden" (Engel/Schumacher 1976, 8).

Diese etwas ungenauen Formulierungen versprechen mehr, als die Wörterbücher tatsächlich bieten: Es geht nicht um die möglichen Umgebungen bzw. um die möglichen Verwendungsweisen überhaupt, sondern nur um einen Teil davon. Trotzdem kann kein Zweifel daran bestehen, daß sie eine wertvolle Hilfe für den Fremdsprachenunterricht darstellen. Für die Anwendung der Ergebnisse gäbe es jedoch bedeutend mehr Möglichkeiten, wenn auch zweisprachige Wörterbücher vorliegen würden.

Einerseits setzt der Gebrauch einsprachiger Wörterbücher relativ entwickelte Sprachkenntnisse voraus, sie können nur von stark fortgeschrittenen Schülern als Nachschlagewerk verwendet werden. Besonders bezieht sich das auf das Mannheimer Valenzlexikon, wo die Verbbedeutungen gar nicht angegeben, eigentlich als bekannt vorausgesetzt sind.

Andererseits kann ein einsprachiges Valenzwörterbuch die besonderen Schwierigkeiten, die sich für den Schüler aus dem komplizierten Verhältnis muttersprachiger und fremdsprachiger Strukturen, aus ihrer Nicht-Übereinstimmung bzw. teilweisen Übereinstimmung ergeben, selbstverständlich nicht berücksichtigen. Die "Interferenzempfindlichen" Stellen werden erst bei

einer vergleichenden Analyse deutlich.

3. Die Voraussetzungen für die Erarbeitung eines ungarisch-deutschen Valenzwörterbuches müßten allerdings größtenteils noch geschaffen werden.

Prinzipiell sollte die Beschreibung dem Vergleich vorangehen, vergleichende Analysen wären erst möglich, wenn die Vergleichssprachen nach einem einheitlichen Modell beschrieben sind. Ein ungarisches Valenzwörterbuch existiert jedoch nicht, und es besteht auch nicht die Aussicht, daß es in absehbarer Zeit vorliegen wird.

Die Erscheinung Valenz selbst hat in der ungarischen Linguistik eine ansehnliche Literatur. Da ein Überblick über die Arbeiten, die sich mittelbar oder unmittelbar mit diesem Problem befassen, in diesem Rahmen nicht möglich ist, sei hier nur auf die Arbeiten von I. H. Molnár (Molnár 1966, 1968, 1969, 1973) hingewiesen sowie auf den Versuch von E. Hegyi (Hegyi 1971), den Begriff für Ungarisch lernende Ausländer nutzbar zu machen. Es wurde jedoch bis jetzt kein umfangreicheres sprachliches Material bearbeitet, und vor allem nicht zu Wörterbuchzwecken: Systematische Beschreibungen von ganzen Bedeutungsstrukturen liegen so gut wie gar nicht vor.

Wenig bekannt (und noch weniger geklärt) sind auch die theoretischen und methodologischen Probleme, die sich bei syntaktisch angelegten Valenzvergleichen ergeben können, da auch die wenigen Beiträge, die zum Problem vergleichender Valenzanalysen überhaupt vorliegen (vgl. Kade/Kade 1972, Perl 1973, Wotjak 1976, Nikula 1976, Foskett 1976 sowie die Beiträge in: LAB H. 11, 1975), z.T. die Möglichkeit eines logisch-semantischen Ausgangs erwägen. Angesichts der unbestreitbaren Erfolge, die man mit dem syntaktischen Valenzbegriff bei einzelsprachlichen Beschreibungen erzielt hat, muß es - wie auch Wotjak bemerkt (Wotjak, 1976, 364) - eigentlich verwundern, wie wenig er auf seine Anwendbarkeit im Sprachvergleich überprüft worden ist.

4. Die Bedingungen der Anwendbarkeit sind natürlich nicht unabhängig von der Struktur der zu vergleichenden Sprachen. Die

Valenzeigenschaften der Verben weichen in den zwei genetisch und typologisch unterschiedlichen Sprachen, dem Ungarischen und dem Deutschen, stärker voneinander ab als in zwei einander nahestehenden indoeuropäischen Sprachen. Von den Problemen, die sich daraus für den Vergleich ergeben, sollen im folgenden zwei eingehender behandelt werden.

4. 1. Der Vergleich der Zahl der Aktanten bei semantisch äquivalenten Verbvarianten wirft Probleme auf, die sogar die Anwendbarkeit desselben Valenzbegriffs auf die zwei Sprachen in Frage stellen. Die Bedingungen für die Grammatikalität des Satzes und somit für die Feststellung der obligatorischen Aktanten gestalten sich im Ungarischen wesentlich anders als im Deutschen. Der Unterschied ist morphologisch begründet, er resultiert aus den unterschiedlichen Eigenschaften der ungarischen und deutschen Personalflexionen.

Im Deutschen ist die Setzung des Subjekts grundsätzlich obligatorisch, was damit zusammenhängen dürfte, daß die Personalflexionen des Verbs oft nicht eindeutig sind (vgl. etwa er steht/ihr steht, er stand/ich stand, wir stehen/sie stehen). Demgegenüber weisen die Personalflexionen des ungarischen Verbs immer eindeutig auf die Person und die Zahl des Subjekts hin, so daß man das Subjekt, wenn es ein Pronomen wäre, nicht zu setzen braucht: Köszönettel tartozom neked ('Ich bin dir zu Dank verpflichtet'). Tut man es doch, so entsteht ein emphatischer Satz: Én tartozom köszönettel neked ('Ich bin dir zu Dank verpflichtet - und nicht du mir').

Ähnlich verhält es sich in bestimmten Fällen mit dem Objekt. Das ungarische Verb hat eine subjektive und eine objektive Konjugation. Wenn ein transitives Verb mit einem bestimmten Objekt gebraucht wird, erscheint bei ihm eine Personalflexion der objektiven Konjugation. Diese Personalflexionen weisen aber nicht nur auf das Subjekt, sondern auch auf das Objekt hin, so daß in bestimmten Fällen auch eine Einsparung des Objekts möglich wird: Látlak ('Ich sehe dich').

Ist es nun berechtigt zu sagen, daß die intransitiven ungarischen Verben eine, manche transitive sogar zwei obligatori-

sche Aktanten weniger haben als die entsprechenden deutschen Verben? Die Äußerungen látlak bzw. ich sehe dich vermitteln ja die gleiche Information, die Personalflexion des ungarischen Verbs enthält genausoviele Hinweise auf Subjekt und Objekt des Satzes wie die deutschen Personalpronomen. Die funktionale Äquivalenz würde es nahelegen, für das Ungarische "morphologische Aktanten" anzunehmen, d.h. die deutschen Personalpronomen und die ungarische Flexion als gleichwertige Elemente zu betrachten.

Gegen diese theoretisch durchaus vertretbare Lösung sprechen jedoch die Ergebnisse der Interferenzforschung. Die beobachteten Fehler beweisen, daß Deutsch lernende Ungarn den Unterschied zwischen dem Informationswert der Personalflexionen der beiden Sprachen nicht immer empfinden und auch im Deutschen zu einer Einsparung des pronominalen Subjekts und Objekts neigen (vgl. Juhász 1970b, 141-143, 1970a, 90). Eine praxisorientierte vergleichende Darstellung wird also der Tatsache gerecht werden müssen, daß die unterschiedliche Repräsentationsebene zu einer Fehlerquelle werden kann, und sie darf morphologische Elemente (Personalflexionen) und selbständige Phonemreihen (Personalpronomen) nicht als gleichwertige Größen einander gegenüberstellen.

4. 2. Der syntaktische Vergleich der Aktanten hat zum Ziel, Entsprechungen und Abweichungen in der Valenzstruktur von semantisch äquivalenten Verbvarianten festzustellen. Dabei erhebt sich die in ungarisch-deutscher Beziehung besonders aktuelle Frage, woran eigentlich Entsprechungen und Abweichungen gemessen werden sollten.

Die zwei Sprachen sind im nominalen Bereich unterschiedlich strukturiert. Das ungarische Nomen kann sich mit zahlreichen Suffixen (rag) verbinden (Ø, -t, -nak/nek, -ba/-be, -ban/ben, -ra/-re, -on/-ön, -ról/-ről, -tól/-től, -ért, -ig usw.), die zwar eine paradigmatische Reihe, aber kein so streng geschlossenes System bilden wie die Kasusformen der indoeuropäischen Sprachen. Diesen Suffixen stehen im Deutschen ein viergliedriges Kasussystem und eine relativ offene Reihe von Präpositionen, die ihrerseits wieder Kasus regieren, gegenüber.

Ein typologischer Vergleich der beiden Sprachen würde wohl zu dem Schluß kommen, daß die ungarischen Suffixe eine Mittelstellung zwischen den Kasus und den Präpositionen des Deutschen einnehmen: Sie haben keinen so hohen Grad der Grammatikalisierung erreicht wie die deutschen Kasusformen, sind aber als gebundene Morpheme unbedingt "grammatischer" als die deutschen Präpositionen.

Infolge der fehlenden strukturellen Isomorphie können die Elemente nur aufgrund funktionaler Kriterien einander zugeordnet werden. Dieses Verfahren wird auch den psychischen Tatsachen gerecht. Die in diesem Bereich besonders häufigen Interferenzfehler weisen alle darauf hin, daß der Lernende die ungarischen Suffixe und die deutschen Kasusformen bzw. Präpositionen aufgrund ihrer Hauptfunktion miteinander verbindet (vgl. Juhász 1970b, 145-147).

Die Interferenzfehler:

x Er ist in Krebs gestorben.
(ung. meghal vmiben)

x Er glaubt in Gott.
(ung. hisz vmiben)

x Er verfügt mit viel Geld.
(ung. rendelkezik vmivel)

x Man muß sich dazu anpassen.
(ung. alkalmazkodik vmihez)

sind folgendermaßen zu erklären:

Sowohl die ungarischen Suffixe als auch die deutschen Präpositionen weisen eine merkwürdige Doppelgesichtigkeit auf: In manchen Gebrauchsweisen haben sie eine ausgeprägte Semantik, als Bestandteile von Valenzstrukturen sind sie jedoch rein grammatische Elemente ohne einen selbständigen semantischen Wert. Das ungarische Suffix -ban/-ben und die deutsche Präposition in+D bezeichnen z.B. in ihrer semantischen Hauptfunktion dasselbe lokale Verhältnis:

A szobában van.
Er ist im Zimmer.

Sie erscheinen aber auch in Valenzstrukturen, und in diesen

Fällen ist ihr Gebrauch grammatisch bedingt:
Rákban halt meg. (Er ist an Krebs gestorben.)
Sein Leben bestand in Hilfe und Aufopferung.
Das Suffix und die Präposition werden nun aufgrund ihrer semantischen Hauptfunktion als äquivalente Elemente empfunden, und da der Lernende den Unterschied zwischen semantischer und grammatischer Verwendung nicht wahrnimmt (die grammatische Verwendung vielleicht als metaphorisch empfindet), gebraucht er die Präposition in+D als Entsprechung von -ban/-ben auch in den Fällen, wo das Suffix im Ungarischen semantisch nicht motiviert ist und daher nicht notwendigerweise mit in+D korrespondiert:
*Er ist in Krebs gestorben.

Aus dem Gesagten folgt, daß isomorphe Valenzstrukturen in ungarisch-deutscher Relation dann vorliegen, wenn die in der Valenzstruktur miteinander korrespondierenden ungarischen Suffixe und deutschen Kasus bzw. Präpositionen auch in ihrer Hauptfunktion miteinander übereinstimmen:
Anya vár ránk.
Mutter wartet auf uns.

5. Im gegebenen Rahmen konnte es nicht unser Anliegen sein, die Problematik einer vergleichenden Valenzanalyse in ungarisch-deutscher Relation erschöpfend zu behandeln, um so weniger, als sich diese Problematik erst im Laufe der praktischen Arbeit voll entfalten wird. Unser Ziel war es zu zeigen, daß die relativ großen Strukturunterschiede zwischen den beiden Sprachen die Aufstellung von Parametern für den Vergleich zwar erschweren, aber nicht grundsätzlich unmöglich machen. Unter Berücksichtigung der Ergebnisse der Interferenzuntersuchungen ließe sich ein Beschreibungsmodell ausarbeiten, das den Belangen der Unterrichtspraxis gerecht werden kann. Diese Arbeit in Angriff zu nehmen ist um so aktueller, als es in letzter Zeit auch bei uns Bemühungen gibt, die Valenztheorie für den praktischen Sprachunterricht nutzbar zu machen. Dazu erwarten Methodiker und Sprachlehrer mit Recht Hilfe von der linguistischen Forschung.

Literatur

Engel, Ulrich-Schuhmacher, Helmut: Kleines Valenzlexikon deutscher Verben. Tübingen 1976.

Foskett, Colin: Valency Theorie and Contrastive Linguistics. In: Grammatik und interdisziplinäre Bereiche der Linguistik. Aachen 1976. Bd. 1, 175-181.

Hegyi Endre: A magyar mint idegen nyelv a felsőoktatásban. Interner Lehrstoff. Budapest 1971.

Helbig, Gerhard: Valenz, Semantik und Satzmodelle. In: DaF, 1976/2, 99-106.

Helbig, Gerhard-Schenkel, Wolfgang: Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben. Leipzig 1973².

Juhász János: Probleme der Interferenz. Budapest 1970a.

Juhász János: Ungarisch-deutsche Interferenzerscheinungen im verbalen Bereich. In: Probleme der kontrastiven Grammatik. Düsseldorf 1970b. 139-150.

Kade, Otto-Kade, Vera: Valenz und Semantik der Verben. Zur Verwendung des Valenzbegriffs in der Erforschung russisch-deutscher Übersetzungsäquivalenten. In: Zeitschrift für Slawistik, 17, 1972, 657-675.

Molnár H. Ilona: A vonzat és jelentés kérdéséhez. In: ÁNYT IV. Budapest 1966, 157-165.

Molnár H. Ilona: Igei vonzatstrukturák a magyarban. In: Nyelvtudományi Közlemények, LXX, 1968, 442-448.

Molnár H. Ilona: Az igei csoport, különös tekintettel a vonzatokra. In: ÁNYT VI. Budapest 1969. 229-270.

Molnár H. Ilona: A vonzat problémái és a nyelv közlési funkciója. In: ÁNYT IX. Budapest 1973. 123-146.

Nikula, Henrik: Verbvalenz. Untersuchungen am Beispiel des deutschen Verbs mit einer kontrastiven Analyse Deutsch-Schwedisch. Uppsala 1976.

Perl, Matthias: Einige Gedanken zur semantischen Valenz des deutschen Verbs "verkaufen". In: DaF, 1973/2, 102-107.

Sommerfeldt, Karl-Ernst: Zur Besetzung der Leerstellen von Valenzträgern. In: DaF, 1973/2, 95-101.

Wotjak, Gerd: Kontrastive Verbbeschreibung und Valenzanalyse. In: ZPSK, Bd. 29, 1976, 365-374.

Péter L i e b e r

Wortschatzprobleme im Zusammenhang mit dem Ofner Stadtrecht

Auf dem Gebiet der Erforschung des Frühneuhochdeutschen, dieser für die deutsche Sprache der Gegenwart so wichtigen Epoche, sind seit den älteren klassischen Werken der Fachliteratur, z.B. Bahder (1890) und (1925), Bach (1937) und (1943), Burdach (1917), Schmitt (1936), Weinelt (1938) u.a. besonders in den vergangenen fünfzehn Jahren neue Anstrengungen unternommen worden. In erster Linie müssen die Bände der Reihe "Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen", herausgegeben vom Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR, sowie die Werke von Masařík (1966), Piirainen (1968), Winkler (1970) u.a. erwähnt werden, die sich intensiv mit dem Frühneuhochdeutschen befassen und viele neue Ergebnisse erzielt haben.

Sowohl die Bände der "Bausteine..." als auch die meisten anderen Arbeiten über jene Epoche befassen sich fast ausschließlich mit Fragen der Lautgeschichte, der Morphologie und der Graphematik. An Werken über Probleme des Wortschatzes können außer einigen älteren Arbeiten von Bahder (1925), Burdach (1917) und Bernt (1934) sozusagen nur die neueren Untersuchungen von Werner Besch (1967), einige Kapitel des Werkes von Emil Skála (1967) sowie Dückert (1976) erwähnt bzw. herangezogen werden.

Doch ist die Klärung der Wortschatzfragen vom Gesichtspunkt der Vereinheitlichung der deutschen Literatursprache, der Herausbildung der lexikalischen Norm eine wesentliche Aufgabe, zu der auch die Germanistik im Ausland einen Beitrag leisten kann.

Es ist ein äußerst schwieriges und kompliziertes Problem,

in diesem Zusammenhang die Fragen des regional differenzierten bzw. überregionalen Gebrauchs der Wörter zu untersuchen und befriedigend zu klären. Außer dem erwähnten Mangel an entsprechenden Vorarbeiten tragen hierzu die lückenhaften Belege, die widersprüchlichen Feststellungen in den einzelnen Wörterbüchern und die mangelhafte Edition der Rechtsbücher bei. Ganz zu schweigen davon, daß sehr viele ältere und auch neuere Textpublikationen über keine oder nur wenig umfangreiche Wörterverzeichnisse verfügen. Hier sei noch angeführt, daß es außer dem Wörterbuch von Jelinek und dem kleinen "Frühneuhochdeutschen Glossar" von Götze noch immer kein Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen gibt.

Gedacht werden muß an dieser Stelle der Tätigkeit von Prof. Dr. Karl Mollay, der sich als Sprachhistoriker, Hochschullehrer, Nestor der deutschen Sprachwissenschaft in Ungarn, Betreuer von Diplom- und Doktorarbeiten und nicht zuletzt als Redakteur des im Entstehen begriffenen "Wörterbuches des Frühneuhochdeutschen in Ungarn" unvergängliche Verdienste erworben hat, dem wir viel zu verdanken haben an Hinweisen, Gedanken und Anleitung. Karl Mollay gehört zu den wenigen, die sich im Zusammenhang mit dieser Epoche nicht auf Fragen der Lautgeschichte, der Graphematik beschränken, sondern sich den Problemen auf komplexe Art nähern.

Vor einigen Jahren (1972) hatten wir in unserer Dissertation "Mittel- und oberdeutsche Elemente im Wortschatz des Ofner Stadtrechts" den Versuch unternommen, eine Analyse zu geben, was die Zugehörigkeit von Wörtern des untersuchten Sprachdenkmals zum landschaftlichen bzw. überlandschaftlichen Wortschatz betrifft. Hierbei stützten wir uns auf die von Karl Mollay publizierte kritische Neuausgabe "Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtssammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn" (Budapest - Weimar 1959; nachstehend als OR. bezeichnet), mit einer gründlichen einleitenden Studie des Herausgebers (7-31). In dieser Studie gibt der Verfasser eine kritische Wertung der alten Textedition und der späteren Arbeiten über das Ofner Stadtrecht, befaßt sich mit den Problemen der drei Handschriften, ihrem Verhältnis zueinander, der Frage der Verfasserschaft, der

drei Schreiber, der Vorlage, für welche Städte die einzelnen Handschriften angefertigt wurden. Abschließend wird die Entstehungszeit geklärt, werden die zukünftigen Aufgaben im Zusammenhang mit dem OR. gestellt (20).

Unsere primäre Zielsetzung in der Arbeit war es gewesen, den landschaftlichen und überlandschaftlichen Wortschatz des Ofner Stadtrechts zu untersuchen. Denn das OR., von drei Händen geschrieben, weist außer den oberdeutschen Elementen eine Reihe von mitteldeutschen Besonderheiten auf, deren Ursachen nach Mollay a.a.O. der Charakter der Vorlage, die Mundart der Schreiber, die Schreibtraditionen gewesen sein konnten und deren Klärung für den frnhd. Sprachstand jener Zeit in Ungarn wichtig ist. Von Guchmann (1969 II, 10) wird zutreffend festgestellt: "Im Schrifttum jener Zeit gab es keine einheitliche literatursprachliche Norm. Darum ist die landschaftliche Differenzierung der Schreibsprache und ihr Verhältnis zu den Mundarten (...) ein wichtiges Problem. Seine Klärung wird erschwert dadurch, daß sich lokale Mundartunterschiede gewöhnlich mit Sprachtraditionen kreuzen, die unabhängig von den Mundartgrenzen wirken". Letztere Feststellung gilt sowohl für die Grapheme und die durch sie bezeichneten Phoneme als auch für den Wortschatz. Im besonderen ist sie gültig für die Gattung des Rechtsbuches (hier das OR.), da über die "Sprachtraditionen", seine Vorlage (Vorlagen) außer der Berufung auf das "Maidpurgerische" (Magdeburgische) Recht (OR. 58) nichts bekannt ist. Dieser Sprachbereich ist jedoch von großer Bedeutung, denn die "neuen Tendenzen, die die lexikalische und grammatische (insbesondere die syntaktische) Eigenart der deutschen Literatursprache in den folgenden Jahrhunderten bestimmten, kamen in anderen [= in erster Linie nicht-belletristischen = P.L.] Gattungen auf" (Guchmann 1969 II, 9). Das wird auch von Schirokauer registriert: "Die Erstarkung des Städtertums auf wirtschaftlichem Grunde kommt nicht gleich und ganz der Literatur zugute noch in ihr zum Ausdruck, sondern erst einmal in ungeheuer anwachsenden Aktenbündeln. Die sprachformenden Mächte, die uns hier begegnen, sind statt Hofkunst und Fest - Verwaltung, Handel und Recht" (Schirokauer 1957,

I, 860).

Nachstehend möchten wir einige Ergebnisse aus der erwähnten Untersuchung bekanntgeben als Beispiele für die einzelnen sprachlichen (regionalen-überregionalen)Schichten. Auch möchten wir die Arbeitsmethode darstellen, mit der wir vorgegangen waren.

Die Bearbeitung des Wortschatzes ergab von diesem Gesichtspunkt aus folgendes:

Es galt zuerst festzustellen, welches die eindeutig oberdeutschen und eindeutig mitteldeutschen Elemente sind. Nicht einmal dies war einfach, da in dieser Hinsicht zwischen den einzelnen Wörterbüchern, und fast nur auf diese konnten wir uns stützen, Divergenzen bestanden.

Der mitteldeutsch gefärbte Wortschatz konzentriert sich in erster Linie auf die II. Hand. Jedoch sind mitteldeutsche Wörter auch bei der I. Hand zu finden, vor allem am Anfang des Registers bzw. des Textes (vgl. 35-38; 48-55; 58-68). Das ist eventuell darauf zurückzuführen, daß sich der Schreiber am Anfang seiner Arbeit mehr an die Vorlage gehalten hat, mit zunehmender Ermüdung verfiel er mehr in seine eigene Mundart. (Da jedoch die Vorlage nicht bekannt ist, muß auch das eine Vermutung bleiben.) Auch die phonetischen mitteldeutschen Besonderheiten treten überwiegend bei der II. Hand auf. Doch sind dort auch viele eindeutig oberdeutsche Elemente enthalten. Eindeutig obd. ist dagegen die III. Hand.

Bei einer Reihe von Wörtern war es leicht, eindeutig zu entscheiden, ob sie obd. sind oder nicht:

urbering 'plötzlich'. Götze 221 bringt keine Begrenzung im landschaftlichen Gebrauch; bei Paul-Schirmer, Trübner und Jelinek ist dieses Wort nicht enthalten. DWB. XI, 3 bezeichnet urbering, urbaring 'id.' als bair.-österr., ebenso Bahder 1925, 127(mit vielen Belegen aus dem späten 14., dem 15. und 16. Jh.). Für obd. sprechen auch die Belege bei Schmeller-Frommann I. 255. Im OR. sind bei der II. Hand zwei Belege zu finden: Vnnd chomen urbering zu eynem slaen (147): Ap eyner urbering an geschefte sturbe (163).

Noch ein Beispiel aus unserer Arbeit für den obd. Wortschatz: Zeche 'Zunft, Innung'. Nach Schmeller-Fromann II, 1078 (mit vielen Belegen), Fischer VI, I, 1070 und DWB. IV, II, 2136 f. ist dieses Wort (bzw. Zunft. Zumft 'id.') südd. Bei Kretschmer 1917 sind diese Wörter nicht enthalten, dafür ist dort Innung gebucht. Fischer IV, 42 vermerkt bei Innung ausdrücklich: "kein südd. Wort". Bei Jelinek 976 f. Zeche als selbständiges Wort sowie in Zusammensetzungen belegt. Demzufolge verwenden nichtobd. Quellen das Wort Innung: z.B. das Zwickauer Rechtsbuch Innung (39, 42 2x usw.), das Freiberger Stadtrecht (241; 244-7 mehrmals; 290 2x), das Posener Buch (Maisel 1964, 161), usw. Zeche ist also obd. Für diese Tatsache spricht auch die ungarische Entlehnung céh 'id.' (vgl. TESz. I, 416 mit Belegen aus den Jahren 1525-1640, 1552 und der Feststellung: das Wort stammt aus dem in Ungarn gesprochenen Bair.-Österr.) Im OR. gibt es nur einen Beleg für Zeche, und zwar auf S. 101. Auch in anderen Ofner Quellen jener Zeit ist das Wort enthalten (aus dem Jahre 1504 OFl. 27^{r}; 1510 OFl. 54^{v} und 55^{r}, usw.) Zeche kommt auch in Zusammensetzungen vor: Zechmeister (im OR. II. Hand 73, 74 usw.), in anderen Ofner Quellen Czechpank (1521 OFl. 114^{r}), czechknecht (1526 OFl. 138^{v})

Abschließend für diese obd. Schicht noch ein Beispiel: Gottesleichnamstag 'Fronleichnam'. Das Wort fehlt bei Kluge-Mitzka, Paul-Schirmer, Götze u.a. Nach DWB. IV, I, 5, 1279 "frühnhd. im obd. ...", in diesem Sinne belegt auch bei Schmeller-Frommann I, 959. Nach Ellmerich (1956, 176) wird Gottsleichnamstag in der Gegenwartssprache vor allem im östlichen Österreich, in Niederösterreich gebraucht. Im OR. bei der II. Hand ist ein einziger Beleg zu finden: das sye al mitenander sullen an gottis leichnam seyn... (124). (Entsprechend den mitteldeutschen Besonderheiten der II. Hand wird sogar dieses typisch obd. Wort mit dem md. Wandel e" > i geschrieben; vgl. hierzu Bach 1943, II 105; Feudel 1961, 16)

Bei anderen Wörtern wiederum ließ sich eindeutig feststellen, daß sie md. sind. Als Beispiele aus der Arbeit sollen hier folgende stehen:

Granitz 'Grenze, Stadtgebiet'. Zu diesem Wort schreibt Kluge-Mitzka 269: es "... kommt im 13. Jh. greniz(e) auf, zuerst granizze Thorn 1262. Im 15. Jh. dringt das Fremdwort aus dem Poln. in den nd. und hd. Westen, gemeindeutsch wird es erst durch Luther, der es liebt. Sein grentze verdeutlichen sich die obd. Zeitgenossen mit (land)mark, gegend, umkreis: ende, dar ein land keret". DWB. IV, I. VI, 125 äußert sich in ähnlichem Sinne. Fischer III, 826 bringt den ersten Beleg aus dem Jahre 1528 (Augsburg). Auch Schmeller-Frommann I, 999 belegt grániz, gránez. Götze 111 bringt greniz ohne landschaftliche Beschränkung im Gebrauch. Auch bei Jelinek 311 ist das Wort registriert. Letzten Endes kann es im OR. für md. gehalten werden (jedoch muß es noch ziemlich unbekannt gewesen sein, da es im OR. noch durch die Hinzufügung von Gebiet verdeutlicht wird). Einmal kommt es bei der I. Hand vor: "in der Stat Ofen Granitz vnnd gepiet" (86).

Staup 'Staupe, Pranger'. Götze(207) führt das Wort ohne jede Bemerkung zum regionalen Gebrauch an. In den anderen Wörterbüchern (Paul-Schirmer II, 589; Trübner VI, 546; DWB. X, II, 1196 ff.) wird es eindeutig als niederdeutsch bezeichnet. Kluge-Mitzka 742 besagt, daß es nd.-md. ist. Im OR. gehört es also ohne Zweifel der md. Schicht an. Dafür spricht auch das Fehlen des Wortes bei Schmeller-Frommann und Fischer. Im OR. ist ein Beleg bei der II. Hand zu finden: so sol man yn an der Staup mit gerten ader mit geiseln hawn (147).

Angeführt soll hier noch das Wort salb 'selb' werden, obzwar es schon zu den phonetischen Besonderheiten gehört, die wir eigentlich nicht untersuchen wollten. In den meisten Wörterbüchern (Götze; Kluge-Mitzka; Schiller-Lübben; Müller; Paul-Schirmer usw.) ist es nicht belegt. DWB. X, I, 412 ff. vermerkt bei selb "md. vereinzelt salb", so auch Lexer II, 867. Dementsprechend kommt bei Schmeller-Fromann II, 263 nur selb, selber vor. Es ist also mitteldeutsch. Bei der II. Hand im OR. ist viermal salb, viermal selb zu finden. In den herangezogenen Editionen Posener Buch (Maisel 1964, 50)ist salb, Laband (1869, 103) nur selb zu finden. Kettmann (1969, 73) bezeichnet unter

Berufung auf Bach (1937, I, 40) den Wandel als "grob mundartliches mainfränkisches und md. e"> a", das in den verschiedenen Quellen nur selten vorkommt. Für die Beispiele, die ein wenig problematischer sind, soll hier ein einziges Wort stehen: Pranger 'Schandpfahl'. Götze bringt das Wort nicht. Die anderen Wörterbücher (DWB. VII, 2067; Trübner V, 191: mit Belegen: 1270, 14 Jh. mittelniederdeutsch, 1507 Bamberg; Paul-Schirmer II, 640; Kluge-Mitzka 562) bezeichnen es als mittel- bzw. niederdeutsch. Dafür spricht auch das Fehlen des Wortes in den oberdeutschen Wörterbüchern: bei Schmeller-Frommann, Fischer. Man könnte den Beleg im OR. 126 (Man sol sy ... In dem pranger setczen) als md. Element bezeichnen. Dagegen würde jedoch ein Beleg aus dem Jahre 1455 aus den rein obd. Quellen Ödenburgs sprechen: den wil man auf den pranger setzen (Házi 1931, II, 2, 178). Auch die frühe Entlehnung ins Ungarische pellengér 'id.' (TESz. III, 1476) aus dem Jahre 1519 gibt zu Überlegungen Anlaß. Bestätigt sehen wir uns in diesen Bedenken durch Schröter (1976, 248-250), wo die Verbreitung dieses Wortes vom Mittelniederdeutschen ausgehend bis ins Oberdeutsche zeitlich dokumentiert dargestellt wird. Also kann im Zusammenhang mit pranger nicht eindeutig festgestellt werden, wohin wir es zu diesem Zeitpunkt zu zählen haben. Wie Schröter 1976, 248 richtig feststellt: "Um den Anteil jeder Sprachlandschaft an der Ausbildung der einheitlichen deutschen Literatursprache auf der Ebene des Wortschatzes zu ermitteln (...), müßte der gesamte deutsche Wortschatz auf die praktizierte Weise untersucht werden. Einzelne Beispiele dieser Art können zunächst nur verschiedene Möglichkeiten der Herkunft und der allmählichen Ausbreitung der Wörter aufzeigen."

Zu den md. Erscheinungen gehören u.a. noch die im OR. registrierbaren Schwankungen im Gebrauch von vor- ~ ver-. oder ~ ader ~ aber ~ abir. Wir greifen sie hier nur heraus, weil sie in unserer Quelle den md. Charakter (vor allem der II. Hand) noch eindeutiger machen. Infolge der hohen Zahl dieser lautlichen/phonetischen Belege war es möglich, auch eine zahlenmäßige Auswertung vorzunehmen, was bei den Wörtern nicht möglich war. Zur Problematik von oder: für das korrekte oder sind bei

der I. Hand 27 Belege zu finden. Bei der md. Einfluß aufweisenden II. Hand ist es nicht belegt, bei der III. Hand ist es einmal vorhanden. Die "typisch mitteldeutsche Vermischung" (nach Moser 1929, I, § 73 Anm. 1.; Frings 1956, III, 185; Masařík 1966, 115) von aber 'oder' und oder gestaltet sich wie folgt: bei der I. Hand 1 Beleg, bei der II. Hand 16 Belege. Auch die ebenfalls md. Form abir 'aber: oder' kommt bei der II. Hand zweimal vor. Auch ader als oder gebraucht ist nach Moser (1929, I, § 73. Anm. 1) eine typisch md. Erscheinung. Nach Albrecht (1881, 75) war sie mundartlich auch damals im Obersächsischen vorhanden. Bei der I. und III. Hand ist kein einziger Beleg für ader 'oder' vorhanden, dieser Zahl stehen 185 bei der II. Hand gegenüber. Daß diese Erscheinung, diese md. - obd. Vermischung im OR. kein Einzelfall in Ofen ist, davon zeugen andere Quellen (1501 OF1, 15^{V}; 1514 BpTGy. 595; 1520 BpTGy. 306/a; usw.).

Was die Vermischung von vor- ~ ver- anbelangt, ist diese nach DWB. XII, II, 775 ff., Bach 1943, II, 17 f., Trübner II, 478; Michels 1921, 58 ein Kennzeichen des Ostmitteldeutschen im weitesten Sinne. Im OR. stehen bei der I. Hand dem korrekten Gebrauch von vor- (12 Belege) und ver- (266 Belege) 15 Belege für einen schwankenden Gebrauch gegenüber (das sind rund 4 o/o der Fälle). Bei der II. Hand stehen korrektem vor- (30 Belege) und ver- (insgesamt 195 Fälle) 106 Belege des schwankenden Gebrauchs gegenüber (das sind fast 50 o/o). Die III. Hand läßt sich wegen der niedrigen Zahl nicht auswerten.

Als einstweiliges Ergebnis der Analyse des Wortschatzes des OR. ergaben sich folgende Schlußfolgerungen:

1. Bei einer großen Zahl von Wörtern ist das absolute Fehlen oder Vorhandensein in einem konkreten Text charakteristisch für seine Zuordnung zu einer regionalen Schreibsprache des Frühneuhochdeutschen, für die Widerspiegelungen des Einflusses einer Schreibsprache, einer Mundart.

2. Wie bei Pranger ausgeführt wurde, kann diese eindeutige Zuordnung zu einer regionalen Schreibsprache bei den einzelnen Wörtern noch nicht konsequent vorgenommen werden, da der zeit-

lich-geographische Verlauf deren Ausbreitung, der Kampf der Konkurrenten noch nicht geklärt ist. Man müßte jedes einzelne Wort konkret untersuchen (Dückert, 1976).

3. Es ergibt sich noch eine dritte Annahme, und zwar die, daß die Frequenz jener Wörter, die bisher als regional beschränkt oder überregional gebraucht bezeichnet wurden, bei derartigen Untersuchungen unbedingt berücksichtigt werden muß. Z.B. im Zusammenhang mit dem Wort enhalb 'jenseits' kann die Frequenz gut erläutert werden. Götze (64) enthält das Wort ohne Beschränkung seines landschaftlich differenzierten Gebrauchs. Bei Jelinek, Schiller-Lübben, Müller-Fraureuth und Müller ist es nicht belegt. Gebucht ist es bei Schmeller-Frommann I, 92 f., Idiotikon I, 267, Fischer II, 721, DWB. III, 482 (nur mit oberdeutschen Belegen). Ausgehend von jenseits besagt Trüber IV, 48: "heute obd. nicht jenseits". Das wird auch unterstützt durch DWB. IV, II, 2310. Kluge-Mitzka 332 führt nur jenseits an ohne Bemerkungen zum landschaftlichen Gebrauch. Das würde uns zu der Annahme berechtigen, daß das Wort enhalb obd. ist, also sind die Belege im OR. I. Hand: ... enhalb der Tuenaw 'Donau' (45); enhalb der Thuenaw (62);
II. Hand: yenhalben (132); en halb (191);
III. Hand: Enhalb (203); enhalbig (203)
Auch obd. jenseits ist dagegen im OR. nicht enthalten, nicht einmal bei der md. beeinflußten II. Hand, eventuell trotz der (md.) Vorlage. Der obigen Trennung enhalb obd. - jenseits md. widerspricht jedoch bis zu einem gewissen Grade Schildt (1970, 136). Dort sind für das OMd auch Belege für (j)enehalp angeführt: 1338 Ordensgebiet, 1346 Eisenach; 1395 Meißen, allerdings mit der Bemerkung: im Vergleich zu jenseits weniger häufig. So stellt Schildt 1970, 290 fest: "Präpositionen mit dem Bildungselement -halbe sind offenbar weitgehend dem Oberdeutschen vorbehalten".

Zur Registrierung dieser Erscheinung bei den einzelnen Wörtern des OR., zur Verallgemeinerung bot sich im Rahmen unserer Arbeit keine Möglichkeit. Es hätten Paralleltexte hinzugezogen werden müssen, die es in modernen Editionen noch nicht gibt. Zur Bestätigung dieser Vermutung, die in vielen bisher ungeklärten Fragen vielleicht entscheidend sein könnte, sind weitere Unter-

suchungen erforderlich. Auch das könnte einen Beitrag zur Klärung des Prozesses der Herausbildung der lexikalischen Norm der deutschen Literatursprache darstellen.

Literatur

Albrecht, Hermann: Die Leipziger Mundart. Leipzig 1881

Bach, Heinrich: Die thüringisch-sächsische Kanzleisprache bis 1325. 1. Teil. Kopenhagen 1937, 2. Teil 1943

Bahder, Karl von: Die Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems. Straßburg 1890

Bahder, Karl von: Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. Heidelberg 1925

Bernt, Alois: Die Entstehung unserer Schriftsprache. Berlin 1934

Besch, Werner: Sprachlandschaften und Sprachausgleich im 15. Jahrhundert. München, 1967

BpTGy.: Budapest Története Gyüjtemény [Sammlung zur Geschichte von Budapest] Budapest, Historisches Museum

Burdach, Konrad: Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Halle 1917

Dückert, Joachim (Hrsg.): Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache auf der lexikalischen Ebene. Berlin 1976

DWB: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Leipzig 1853 - 1960

Ellmerich, Ilse: Studien zu Kalenderterminen an Hand des österreichischen Dialektatlasses. Maschinenschriftliche Dissertation. Wien 1956

Feudel, Günter: Das Evangelistar der Berliner Handschrift MS. Germ. 40533. I-II. Berlin 1961

Fischer: Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von H. Fischer, fortgeführt von W. Pfleiderer. Tübingen 194 ff.

Frings, Theodor: Sprache und Geschichte. III. Halle 1956

Götze, Alfred: Frühneuhochdeutsches Glossar. Berlin 1967

Guchmann, M. M.: Der Weg zur deutschen Nationalsprache II. Berlin 1969

Házi Jenő (Hrsg.): Sopron szabad királyi város története [Geschichte der königlichen Tavernikalstadt Ödenburg] Teil II, Band 2. Sopron (Ödenburg) 1931

Idiotikon: Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerischen Sprache. Bearbeitet von Friedrich Staub und Ludwig Tobler. Frauenfeld 1891 ff.

Jelinek, Franz: Mittelhochdeutsches Wörterbuch zu den deutschen Sprachdenkmälern Böhmens und der mährischen Städte Brünn, Iglau und Olmütz. Heidelberg 1911

Kettmann, Gerhard: Die kursächsische Kanzleisprache zwischen 1496 und 1546. Berlin 1969

Kluge-Mitzka: Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Walther Mitzka. Berlin 196319

Kretschmer, Paul: Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. I-II. Göttingen 1916-1918

Lexer: Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Bd. I-III. Leipzig 1872-78

Lieber Péter: Mittel- und oberdeutsche Elemente im Wortschatz des Ofner Stadtrechts. Maschinenschriftliche Dissertation. Budapest 1972

Masařík, Zdenek: Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache Süd- und Mittelmährens. Brno 1966

Michels, Victor: Mittelhochdeutsches Elementarbuch. Heidelberg 1921

Mollay, Karl (Hrsg.): Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtsammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn. Budapest - Weimar 1959

Moser, Virgil: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Bd. I, 1. Heidelberg 1929

Müller, Rheinisches Wörterbuch. Hrsg. von Josef Müller. I. Bonn 1928

Müller-Fraureuth, Karl: Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten. Dresden 1914

OFl. = Ofner Fleischacker Buch (1500 - 1529). Budapester Archiv

Paul-Schirmer: Paul, Hermann - Schirmer, Alfred: Deutsches Wörterbuch. Halle 1956 f.

Piirainen, Ilpo Tapani: Graphematische Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen. Berlin 1968

Schildt, Joachim: Die Ausbildung einer ostmitteldeutschen Norm im Gebrauch lokaler Präpositionen 1200 - 1550. Berlin 1970

Schiller-Lübben: Schiller, Karl - Lübben, August: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. I-VI. Bremen 1875-81

Schirokauer, Arno: Frühneuhochdeutsch. In: Deutsche Philologie im Aufriß. Bd. I. Berlin 1957

Schmeller-Frommann: Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. Unveränderter Nachdruck der zweiten, unter Berücksichtigung der vom Verfasser hinterlassenen Nachträge bearbeiteten Ausgabe. Bd. I-II. München

Schmitt, Ludwig Erich: Die deutsche Urkundensprache in der Kanzlei Kaiser Karls IV. (1346-1378). Halle 1936

Schröter, Ulrich: 'Strafe' und ein Vergleich der Ergebnisse mit 'Pranger' und 'Vormund'. In: Dückert, Joachim (Hrsg.): Leipzig 1976 215-261.

Skála, Emil: Die Entwicklung der Kanzleisprache in Eger (1310 - 1660). Berlin 1967

TESz. = A magyar nyelv történelmi-etimológiai szótára [Historisch-etymologisches Wörterbuch der ungarischen Sprache]. Chefred. Loránd Benkő. Bd. I-II-III. Budapest 1967 - 1970-1976

Trübner: Trübners Deutsches Wörterbuch. Hrsg. von Alfred Götze und Walther Mitzka. Bd. I-VIII. Berlin 1936 - 1957

Weinelt, Herbert: Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei. Brünn - Leipzig 1938

Winkler, Hannelore: Der Wortbestand der Flugschriften. Maschinenschriftliche Dissertation. Leipzig 1970

Karl M a n h e r z

Beiträge zur volkskundlichen Beschreibung der Töpferei in Nadasch/Mecseknádasd und Altglashütten/Óbánya in der Baranya

Nadasch war schon im frühen Mittelalter ein wichtiger, registrierter Ort, Marktflecken. Die türkischen ärarischen Defter erwähnen den Ort als Oppidum, in der zweiten Hälfte der Türkenherrschaft wird er von Ungarn und Raizen bewohnt. Womit sich die Bevölkerung beschäftigt hatte, darüber geben uns die Quellen kaum Auskunft (Andrásfalvy 1972, 124). Ausgrabungen in der Umgebung, das Vorhandensein feuerfesten Materials lassen jedoch auf eine mittelalterliche Töpferei schließen. Während der Türkenzeit wurden beide Orte fast völlig entvölkert, neue Siedler kamen erst infolge des ersten Kolonistenzuges der Deutschen aus Hessen, es waren vor allem Handwerker (Weidlein 1952, 219-231).

Der Name von Altglashütten ist in den Konskriptionen aus dem 18. Jahrhundert belegt: Vitriaria Antiqua, Ex Vitriario. Altglashütten. Glashütten (Conscriptio Episcopalium PPL, I, 1768; 19). Die Geschichte der Kirche erwähnt den Ort bereits 1721 als Filiale von Nadasch. Die herrschaftliche Glashütte konnte nicht lange bestehen, da die Belege beweisen, daß sich die hiesige Bevölkerung vornehmlich mit der Herstellung von Pottasche beschäftigte (Conscriptio Episcopalium PPL, I, 1768; 19). Aus einer Rechtsschrift vom 26. September 1746 geht hervor, daß hier Töpfer arbeiteten:"Hauzirg (Hansjörg) Sigrisd nevü fazekastul az Ispány (Szombathelyi István nádasdi ispán) kivánt minden esztendőben a földért 3 forintot, a tüzre való száraz fáért pedig hasonlóképpen 3 forintot kivánt, de mivel esztendőnként konyháját edénnyel tartja, semmi pénzt tőle nem kiván." (=

Der Gutsverwalter Ferenc Szombathelyi forderte vom Töpfer Hauzirg [Hansjörg] Sigrisd für das Feld 3 Forint, für das trockene Brennholz ebenfalls 3 Forint, da er aber seine Küche jährlich mit Geschirr versorgt, fordert er von ihm kein Geld.) [Conscriptio Episcopalium PPL,II, 1746; 68]

In den Matrikeln, die auch die Beschäftigung der Einwohner aufbewahrten, sind Benennungen "figulus, fazokas, fazekas, gerencsér-gelencsér" ('Töpfer, Hafner') zu finden. Folgende Namen tauchen auf:

Zwischen 1833-1850 aus Nadasch: Albrecht, Amrein, Arnold, Bayer, Czinner, Dietrich, Fischer, Glaser, Gozmann, Gungl, Herbst, Hernesz, Herold, Imhof, Jörgin (Jergen, Jergend, Jürchin), Käs, Kichenbach, Klasserer, Knippel, Kohlruss, Kolbert, Kupi, Lischer, Mathis, Meder, Müller, Neubauer, Pacher, Peilert, Raich (Reith), Reisinger, Riegelbauer, Schapp (Schlapp), Schillinger, Schmid (Schmidt), Schulz, Schwarzkopf, Saig, Töpfner, Untergerber, Zemann;

aus Altglashütten: Foller, Friedsam, Imhof, Kraus, Kuppi, Müller Pfaff, Ruppert, Starzt, Teiml (Taeumel, Teimel), Ulrich.

Zwischen 1851-1900 aus Nadasch: Albrecht, Amrein, Arnold, Borhau, Erb, Ernst, Friedsam, Gungl, Geiss, Glaser, Gradwohl, Hauck, Heinrich, Herness, Imhof, Kessler, Koch, Kolbert, Kuppi, Luss, Pacher, Peylert, Plassauer, Reith, Reis, Rupert, Schlapp, Schlotthauer, Stettner, Streicher, Siegrist; aus Altglashütten: Borhau, Ziener, Ebert, Hauer, Kessler, Müller, Pfaff, Schätzler, Startz, Teimel, Unger, Ulrich, Wagner, Wagnöder, Welcher, Werb, Woller. Von 1900 aus Nadasch: Amrein, Kessler, Kuppi, Pacher; aus Altglashütten: Borhau, Ebert, Friedsam, Hauer, Heim, Kessler, Müller, Peylert, Schifler, Teimel, Wagnöder, Ziener. Zählt man auch die einzelnen Generationen hinzu, so zeigen die hier aufgezählten Töpfernamen die zahlenmäßige Überlegenheit der Nadascher gegenüber den Altglashüttenern. Im 18. Jahrhundert kann man also eher von der Nadascher als von der Altglashüttener Töpferei sprechen. Im 20. Jahrhundert tritt Nadasch zurück, und Altglasshütten wird bedeutender, der Ort wird als eine wichtige Töpfersiedlung allgemein bekannt. (Auf Grund der Vorarbeiten von

Mária Imre - Janus-Pannonius-Museum in Fünfkirchen/Pécs - ist es möglich, auch die volkskundliche Karte von György Domanovszky zu berichtigen, die statt Nadasch und Altglashütten Neuglashütten/Ujbánya als Töpfersiedlung verzeichnet: Domanovszky 1968; An dieser Stelle sei Mária Imre für ihre wichtigen Mitteilungen mein innigster Dank ausgesprochen.)

Im 20. Jahrhundert entwickelte sich überall, in jeder Töpferfamilie, eine gewisse Arbeitsteilung. Die älteren Familienmitglieder lebten ausschließlich von der Töpferei, die jüngeren wirtschafteten, bestellten Acker und Hof, leisteten Waldarbeit. In größeren Familien half z.B. der Maurersohn nur bei der Lieferung der Geschirre auf den Jahrmarkt, oder er setzte sich vor größeren Bestellungen an die Drehscheibe. Es sind auch Fälle bekannt, daß die jüngeren Leute während der Erntezeit für 2-3 Wochen als Teilschnitter oder als Drescher arbeiteten. 1915 gingen aus Altglashütten 24 Paare nach Szénás zum Schnitt, alle haben früher in der Töpferwerkstatt gearbeitet. Nach den Mitteilungen der Gewährsleute Margarete Pacher, Katharina Kolbert, Maria Schwartz aus Nadasch; Stefan Teimel, Johann Friedsam, Katharina Schifler, Johann Kovács, Johann Müller, Anton Kessler aus Altglashütten.) Trotz ihrer relativ großen Zahl gehörten die Töpfer in Nadasch und Altglashütten nie zu einer Zunft. Durch Heiraten und Abwanderungen bestanden Kontakte nach Magotsch/Mágocs, Kleinwasser/Kisvaszar, Petschwar/Pécsvárad, Gyulaj.

Der aus Fünfkirchen ausreitende Miklós Zsolnay war in den ersten Jahren des Jahrhunderts ständiger Gast bei der Familie Kovács, die aus Gyulaj nach Altglashütten zog. Zsolnay interessierte sich vor allem für den Brennofen der Familie und für den Wärmegrad des Brennens sowie für das Verhalten des Tonmaterials (nach Johann Kovács). Um die Jahrhundertwende arbeitete der Töpfer Gregor Kuppi in der Fünfkirchner Zsolnay-Fabrik. Seine Nachkommen waren in Nadasch, in Petschwar und in der Umgebung die berühmtesten Ofensetzer.

Feuerfestes Material wurde von frühesten Zeiten an aus Nadasch beschafft. An der nördlichen Seite des Steinweges nach Fünfkirchen befindet sich die Steingrube (wegen drucktechnischer Schwierigkeiten wird keine phonetische Transkription verwendet),

aus der die feuerfeste Roterde gewonnen wurde. Im vorigen Jahrhundert wurde auch fettiges, nicht feuerfestes, graues Material aus Hidas gebracht. Die Hidaser Grube wurde Schüsselerdberg genannt. Die zum Engobieren nötige Weißerde wurde in Warola/Váralja abgebaut (der Fundort heißt Zigeunerbaron). Zur Zeit wird Rohstoff aus Ungarischwecken/Kisvejke, Kleinmaineck/Kismányok, Warola nach Altglashütten gebracht.

Aus den Tongruben wurde das Material dem Bedarf des Töpfers entsprechend abgebaut, er mußte nur die Tagelöhner und Fuhrleute bezahlen. Später mußte man auch für den Rohstoff zahlen. In Hidas gehörte die Tongrube der Gemeinde, der Gastwirt Adam Hagen pachtete sie. Der Beauftragte des Pächters kassierte je nach Anzahl der Wagen die Gebühren, die im voraus für das ganze Jahr bestimmt wurden. Die Belege berichten über verschiedene Preise: So zahlten Philipp Friedsam 4-5, Emmerich Teimel 2, Georg Kessler 10, Johann Kovács 5, Adam Pacher 4, Josef Kolbert 6 Pengő. Durchschnittlich kostete ein Wagen Tonerde 6-8 Pengő. In Nadasch zahlte der Beauftragte der Töpfer dem Gutsverwalter, weil die Gemeinde bischöflicher Besitz war. Hier war die Tonerde um 1-2 Pengő billiger. Die Weißerde von Warola konnte anfangs jeder umsonst mitnehmen, später kostete eine Einheit Weißerdefarbe ca. 6-8 Pengő.

Die Tonerde wurde bei trockenem Wetter, gewöhnlich zweimonatlich, abgebaut. Bei größeren Transporten bediente man sich eines Wagens. Über Zugtiere verfügten nicht alle. So mußte man oft die Fuhrwerke vom Dorf in Anspruch nehmen. Seit der Jahrhundertwende nahmen in Altglashütten nur drei Familien den Auftrag zum Fuhrwerken an, der Gastwirt Johann Hauer, der Müller Georg Tichy und die Besitzerin des Strandbades, Frau Konstanzer. Meistens wurden Pferdewagen benutzt, da man mit ihnen 1 m^3 Tonerde liefern konnte. Diese Wagen wurden Erdewagen genannt, obgleich sie auch zur Förderung von Sand, Stein u.a. verwendet wurden. Die Preise wurden durch die Entfernung und Aufenthaltszeit bestimmt.

Zum Ausgraben der Tonerde waren 2-3 Männer nötig, der eine grub, der andere reichte den Ton in einer kleinen Mulde (Muldre)

dem Töpfer, der ihn zum Wagen trug. Statt der Mulde wurde später ein großer Flechtkorb verwendet (Erdekorb genannt). Zum Abbau verwendete man eine etwa mit 50-60 cm langem Stiel versehene Hacke (Kruwehacke 'Grubehacke'), eine Stechschaufel und eine einfache Schaufel. In Hidas mußte man 2-3 m tief graben, um die Schüsselerde zu erreichen. Diese Arbeit war immer gefährlich, denn der Hidaser Ton rutschte ab.

Da der Ton in Nadasch unter der Oberfläche des Schrottlehms gelagert war, grub man einen brunnenartigen senkrechten Eingang, der 4 m tief und 2 m breit war und in dem auch Treppen zu finden waren. Von diesem Eingang aus grub man mit Hacken in mehrere Richtungen 1 m lange und 80 cm hohe sog. kleine Keller. Die einzelnen Keller wurden voneinander durch Pfeiler getrennt, sie schützten die Keller vor dem Einbruch. Der Töpfer arbeitete vor dem kleinen Keller, auf einem Stuhl sitzend.

Der ausgegrabene Ton wurde zu Hause auf dem Hof des Töpfers abgeladen. Selbst der beste Ton ließ sich nicht ohne weiteres verwenden, sondern mußte zunächst in mühsamer Arbeit zubereitet (zugerichtet) werden, damit er reif und formbar wurde. Der mit der Hacke zerstückelte Ton wurde durch reichliche Zugabe von Wasser geschlämmt. In Nadasch verwendete man dazu ein großes Faß (200 Liter), das mit Wasser gefüllt wurde, darein schüttete man 4-5 Körbe Ton. Nachdem sich Wasser und Ton gut vermischt hatten, wurde der Inhalt des Fasses durch ein feinlöcheriges Sieb in ein anderes Faß gegossen. Diese wäßrige Masse ließ man dann in größere, aus Brettern gezimmerte Trockenbecken laufen (Erdeschlämme genannt). Diese Becken befanden sich auf einem abschüssigen Hofteil, so konnte das Wasser rasch zwischen den Brettern versickern, und es blieb eine geschlämmte Tonerde zurück (István 1964, 105; Knézy 1972, 268-281; Sarosácz 1972, 21). Sobald die geschlämte Tonerde durch Verdunsten soviel Feuchtigkeit verlor, daß sie knetbar wurde, folgte die Säuberung: Die noch verbliebenen Knoten wurden entfernt, und die so gesäuberten Tonhaufen zum Sicheln vorbereitet. Zuerst schlug man mit Klötzen (Erdepriegel) den Ton zu viereckigen Haufen, dieser Vorgang wurde mehrmals wiederholt, dann folgte das Erdeschneiden. In Nadasch und Altglas-

hütten hatten die Deutschen die Tonerde nie getreten, wie das bei den Ungarn üblich war (J. Kovács erinnert sich noch ans Treten: "...mein Vater hat den Ton zerstampft, getreten, er hat auf ihm getanzt, er machte das auch in Kleinwasser so, als er einmal dorthin ging... heute tanze ich nicht mehr..."). Die deutschen Töpfer kneteten den Ton nur mit der Hand (Überkneten genannt). Aber vor dem Kneten mußte die Tonerde geschnitten werden. Dazu diente die Sichel. Die Tonbatzen kamen auf die Erdebank: "Wir hatten gewöhnlich zweimal geschnitten... wir saßen auf der Erdebank... das war ein mit einer 35 cm hohen und 40x50 cm langen und breiten Deckplatte versehenes, von meinem Großvater zusammengestelltes Eichenbänkchen... neben ihm standen die 25 cm hohen Stühle... oft stand der Ton auch eine Woche lang dort auf dieser Bank, während dieser Zeit deckten wir ihn mit einem nassen Lappen zu...", erinnert sich die Tochter von Adam Pacher aus Nadasch. Heute findet man diese Erdebank nicht mehr, das Erdeschneiden geschieht auf dem Tisch neben der Drehscheibe, und die Tonerde lagert man unter dem Tisch (in der Werkstatt von S. Teimel in Altglashütten). In Altglashütten kommen die Tonbatzen auf einen Holzstock (Punko genannt, wohl aus dem ungarischen bunkó), und von hier wird immer ein Stück mit der Sichel abgeschnitten und auf der Knetbank bearbeitet. Das Sicheln war immer Frauenarbeit, das Durchkneten (auch Durchmachen in der Mundart) war aber schon die Aufgabe des Töpfers. Der Ton mußte so fein werden wie ein Teig. Das Überkneten dauerte oft eine Stunde, inzwischen wurde der Ton auch noch mit einer Erdeschaufel behandelt, d.h. beschlagen. Nur wenn der Ton die nötige Feinheit erreicht hat, kommt er auf das wichtigste Gerät der Töpferwerkstatt, auf die Drehscheibe.

Die Drehscheibe besteht aus dem Fußtritt (Fußtrett), aus dem Scheibenkopf (Schaibakopf; ein Teil wird auch Schaibakopfkatze genannt) und der Scheibenstange (Schaibastenga). Der Töpfer sitzt auf der Dreifußbank vor der Drehscheibe und dreht mit einem Fuß die Scheibe; er trägt keine Schuhe, sondern dreht in Patschkern, auch Hauspatschker genannt. Die Schuhe sind zu schwer, wie er sagt: "Ti Schuh san schwea, teis pufft ja in

kantsn Tag, so wama afm Asfalt rumleft" (= Die Schuhe sind schwer, das pufft ja den ganzen Tag, so wenn man auf dem Asphalt herumläuft). Die Patschkern werden aus Schafwolle von den Frauen gestrickt (Manherz 1976, 273-278). Mit diesen geht das Drehen viel leichter. Zum Drehen braucht der Töpfer noch verschiedene Geräte, ein Handgeschirr (Handscherbe), das Glattlaufleder und Aufbrechleder, das Abdrehmesser (ein kleines dreieckiges Metallplättchen, das an einem kurzen Stock befestigt ist), 2-3 Schneidemesser (sie dienten zum Kratzen der Muster und zum Löchern), eine Ahle (Schuhörtl), ein Doppelring genanntes Messer (es diente zum Kratzen der Doppellinien in die Teller), und einen kleinen Kratzlöffel zur Formung des Tellerrandes.

Bevor der Töpfer das Drehen beginnt, wird ein Batzen (in der Mundart Nudel oder auch Semmel genannt) auf die Drehscheibe geschlagen, die Scheibe wird durch den Fußtritt getrieben und der Ton aufgezogen (man sagt auch aufbrechen und hochziehen). Das Hochziehen (z.B. es wird ein Krug gemacht) geschieht mit Hilfe des Glattlaufleders, damit wird der Ware die nötige Form gegeben. Die innere Seite des Geschirrs formt der Töpfer mit einem Schwammdruckebund, es ist ein Holzstück, an dessen Ende ein Stück Schwamm oder ein kleiner Lappen gebunden ist.

Wie hoch der Töpfer den Ton ziehen darf, bestimmt das Maß, es zeigt ihm die Breite und Höhe an. Wird ein Krug gedreht, dessen Durchmesser 24 cm beträgt, so muß er - vor dem Trocknen - einen Durchmesser von 26 cm haben. Das Maß ist auch ein einfaches Werkzeug: In einen Tonbatzen wird ein Stecken hineingesteckt und je nach Größe der Ware eingestellt.

Wenn trotz der sorgfältigen Säuberung ein Stein im Ton bleibt, wird er auf der Scheibe hinausgeschleudert: "Tain haut die Schaiba raus" (= Den haut die Scheibe heraus). Wenn ein größerer Stein in einem Geschirr bleibt, wird er noch auf der Drehscheibe entfernt, die Lücke muß mit einem Stück Ton zu- bzw. glattgeklebt werden (der Stein heißt in der Mundart Pulla=Bolle 'Knoten').

Erreicht der Töpfer die gewünschte Größe und Breite eines Geschirrs, folgt das Abschneiden mit einem Draht oder Zwirn.

Das Geschirr wird von der Scheibe getrennt. Ist die Ware schon lederfest, d.h. nicht mehr sehr weich, dann macht er aus einem länglichen Stück Ton (Nudel) den Griff bzw. die Henkel. Zum Abheben von der Drehscheibe verwendet der Töpfer ein Holzstück (Reinbrett genannt).

Folgende Gebrauchsartikel wurden von den Töpfern in Altglashütten hergestellt: Bauernteller, Zierteller, Suppenschüsseln, Bauernschüsseln, Weidling, verschiedene Töpfe, Weinkrüge, Kellerkrüge, Wirtskrüge, Spitzbodenige Hafen (eine Art Topf), Einsäurehafen, Krauthafen, Butterfaß mit Kapsel, Breitbodeniger Hafen, Milchhafen, Gluck(r)er auf das Faß (wenn der Wein gärt), kleine Häferl (Hafalich genannt in der Mundart ; in Nadasch und Altglashütten spricht man eine ostfränkische Mundart. Ein Merkmal ersten Ranges ist in den ostfränkischen Mundarten, daß sie die Verkleinerungsformen mit -lich bilden, und zwar in der Mehrzahl: z.B. Kinalich 'Kinderlein', Plimlich 'Blümlein', Pemlich 'Bäumlein' usw. Die Töpfer sprechen aber heute bereits eine sogenannte Handwerkersprache, das heißt, daß sie sich nicht nur ausschließlich ihrer Ortsmundart bedienen, sondern versuchen, eine Art "bessere Sprache" zu sprechen. Sie versuchen, ihre Sprache der hochsprachlichen Norm näher zu bringen. Dies erläutert, daß die Fachausdrücke ihres Handwerks nicht nur mundartlich, sondern im allgemeinen durch das Handwerk bedingt sind. Sie verwenden also oft solche Fachausdrücke, die Töpfer aus der südlichen Baranya ebenso gut kennen und gebrauchen); Zierhäferl, Wandkrügel, Gugelhupfmodel, Bratgeschirre, Plutzer, Saufgeschirre (für die Hühner), Buschengeschirre. Diese Gegenstände werden oft gefärbt und mit verschiedenen Mustern versehen. Für Altglashütten sind die sog. gekratzten Muster typisch. Das Einkratzen der Muster kann erst erfolgen, wenn die einzelnen Gegenstände bereits lederfest sind und schon engobiert wurden. Zum Engobieren wird die Weißerde von Warola verwendet. Sie wurde zuerst zerstückelt, dann getrocknet und schließlich eingeweicht. Nach dem Einweichen wurde sie durch ein Handsieb geschüttet und auf der Glasiermühle gemahlen. Die Glasiermühle der Töpfer in Nadasch und Altglashütten weicht von denen der ungarischen Töpfer der

Umgebung ab. Sie besteht aus einem Bock, darin befindet sich ein Glasiermühlstein, getrieben wird sie mit einem Glasiermühljoch bzw. mit dem Glasiermühlstecken. Die gemahlene Farbe wird durch den Auslauf entfernt.

Nach dem Engobieren werden die Geschirre getrocknet, im Sommer im Schatten auf einem Ladenbock, im Winter in der Werkstatt über dem Ofen. Wenn die Töpferware genügend trocken ist, wird sie zum erstenmal mit einer Grundfarbe (braun, gelb, grün) gefärbt. In einer großen Schüssel befindet sich die zurechtgemachte Farbe, die mit Hilfe eines Schöpflöffels auf die Ware gegossen wird. Nach dem Trocknen werden diese engobierten Geschirre zum erstenmal gebrannt, nach dem ersten Brennen folgt das Glasieren und das zweite Brennen.

Der Brennofen besteht eigentlich aus drei Röhren (der Ofen ist 4,20 m lang und 90 cm hoch, er ist als der "lange deutsche Ofentyp" bekannt). Diese Röhren sind schmale Kanäle, die mit Eisenplatten (Gußplatten) zugedeckt werden. Auf diese kommen Schamottplatten und auf diese dann die Töpferware. Der Ofen wird stets mit dem Geschirr vollgesetzt, es wird Feuer gemacht, nach zwei Stunden gibt es ausreichend Glut, die in die Röhren geschoben wird. Damit beginnt das Brennen. Das Durchbrennen dauert 8 Stunden. Nimmt man das Geschirr früher heraus, bekommt es einen Haarriß und ist nicht zu verkaufen.

Literatur

András falvy B.: Néprajzi jellegzetességek az Észak-Mecseki Bányavidék gazdasági életében [Einige ethnographische Besonderheiten im Wirtschaftsleben des nördlichen Mecsek-Gebietes]. MTA Dunántuli Tudományos Intézete, Budapest 1972.

Beczkóyné Révész Á.: A mórágyi és gyüdi fazekasság [Die Volkskeramik in Mórágy und Gyüd]. In: A Néprajzi Muzeum Értesitője 30, 1938, 159-169.

Domanovszky Gy.: Magyar népi kerámia [Ungarische Volkskeramik]. Budapest 1968.

J. István E.: Sárközi népi cserépedények [Töpfe aus Sárköz]. In: A Néprajzi Muzeum Értesitője 46, 1964, 105.

Knézy J.: A bencsik fazekascsalád története [Geschichte der Töpferfamilie Bencsik]. In: A Janus Pannonius Muzeum Évkönyve 14-15, 1972, 268-281.

Manherz K.: Hafnerei in Altglashütten/Óbánya in der Baranya. In: Deutscher Kalender 1976, 273-278.

Ruzsás L.: A pécsi Zsolnay gyár története [Geschichte der Zsolnay-Fabrik in Fünfkirchen]. Budapest 1954.

Sarosácz Gy.: A mohácsi kerámia és története [Die Keramik in Mohács und ihre Geschichte]. Dunántuli Dolgozatok, Pécs 1972.

Wartha V.: Az agyagipar technológiája [Technologie der Tonindustrie]. Budapest 1892.

Weidlein, J.: Deutsche Mundarten in der Schwäbischen Türkei. In: ZfMafg 20, 1952, 218-231.

Antal M á d l

Namen bei Thomas Mann

"Mein Name ist Dr. phil. Serenus Zeitblom" (6/12) - stellt sich Thomas Manns Narrator im Faustus-Roman in aller Feierlichkeit vor, wobei weder die Absicht, den Namen besonders zu betonen, noch die Bedeutungsträchtigkeit dieses Namens zu verkennen ist. In frühen Werken des Dichters ist die Namensbildung von noch größerer Bedeutung als in diesem Roman der Spätzeit. So schnürte es Tonio Kröger "... die Kehle zusammen, weil Hans ihn mit Nachnamen angeredet hatte" (9/212). Hans Hansen, der Jugendfreund, versuchte seinen Fehler widergutzumachen: "Ich nenne dich Kröger, weil dein Vorname so verrückt ist... Das ist doch überhaupt kein Name" (9/212). Tonio gibt selbst zu: "Ja, es ist ein alberner Name, ich möchte, weiß Gott, lieber Heinrich oder Wilhelm heißen, das könnt ihr mir glauben (9/212). Es stellte sich in der Erzählung auch heraus, daß Hans und ein weiterer Freund, Erwin, ebenfalls ihren "Namen nicht leiden" (9/213) können. Im Unterschied zu Tonios Namen waren das aber doch "allgemein anerkannte Namen, die niemand befremdeten. Aber 'Tonio' war etwas Ausländisches und Besonderes..." (9/212). Das Spiel mit den Namen beschränkt sich in der Novelle nicht ausschließlich auf diesen Kreis. Auch zur Charakterisierung der Mutter Tonios wird der Name herangezogen: Sie hieß nämlich "Consuelo mit Vornamen" und war überhaupt "so anders ... als die übrigen Damen der Stadt" (9/212). Im weiteren Verlauf der Handlung tritt der Komplex mit den Namen noch mehrmals auf. Als Tonio nach vielen Jahren seine Geburtsstadt besuchte, nannte man ihm "... einen ganz verzwickten und romantischen Namen, der aus den Lau-

ten verschiedener Rassen abenteuerlich gemischt erschien" (9/249). Namen erwecken aber in Tonio nicht ausschließlich unangenehme Gefühle, sie können auch Freude und ästhetischen Genuß bereiten. In seinen Unterhaltungen mit der russischen Künstlerin Lisaweta Iwanowna lobt er den europäischen Norden und seine Namen: "Nehmen Sie auch nur die Namen, die Vornamen, mit denen die Leute dort oben geschmückt sind und von denen es ebenfalls schon viele bei mir zu Hause gibt, einen Laut wie 'Ingeborg', ein Harfenschlag makelloser Poesie... Ich will die Ostsee wiedersehen, will diese Vornamen wieder hören..." (9/239).

Namen können auf diese Weise unangenehmes Empfinden verursachen, sie bezeichnen den Grad der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft oder den Abstand von ihr, drücken einen Wunschtraum aus, indem sie wie ein schöner Klang wirken, oder bringen gelegentlich auch moralische Verdächtigungen zum Ausdruck. Die Verwendung der Namen, beziehungsweise Gefühle und Eindrücke, die aufgrund der Aussprache von Namen in den einzelnen Gestalten der Novelle erweckt werden, tragen dadurch zur Aussage wesentlich bei. Besonders bei der Charakterisierung der einzelnen Figuren verwendet Thomas Mann in seinen Jugendwerken, aber gelegentlich auch später, gern Namen dieser Art. So wird Tonio Krögers Außenstehen noch mehr hervorgehoben durch den Hinweis, daß seine Mutter zum zweitenmal einen Musiker "mit einem italienischen Namen" (9/221) heiratete. In der Königlichen Hoheit wird der Leser bereits im voraus dem Kinderarzt gegenüber negativ gestimmt, wenn der Dichter ihn "mit dem unsympathischen Namen Sammet" (7/115). vorstellt.

Ein weitgesponnenes Netz vom Spiel mit Namen bietet uns die Novelle Tristan. Der Autor führt uns sofort im ersten Absatz das Sanatorium 'Einfried' vor; im zweiten wird der Leiter der Anstalt, dr. Leander, im dritten Fräulein Osterloh, die Haushälterin, genannt. Von den Gästen erscheinen anschließend zwei Damen mit vielsagenden Namen: Magistratsrätin Spatz und Pastorin Höhlenrauch. Nach diesem ersten Auftakt setzt dann die Handlung ein. Großkaufmann A. C. Klöterjahn und seine Frau Gabriele werden vorgestellt, und etwas später auch ihr Kind Anton. Noch immer

aber fehlt die Hauptgestalt der Erzählung. Es heißt zwar, bevor der Name Klöterjahns fällt: "Sogar ein Schriftsteller ist da, ein excentrischer Mensch, der den Namen irgendeines Minerals oder Edelsteines führt und hier dem Herrgott die Tage stiehlt..." (9/129-130), - den Namen aber erfahren wir nicht. Auch später, als er bereits der "Frau, die Herrn Klöterjahns Namen trug", begegnete, wissen wir immer noch nicht, wie er heißt. Der Autor wiederholt sich hier beinahe: "Ein Schriftsteller, der seit paar Wochen in 'Einfried' seine Zeit verbrachte, ein befremdender Kauz, dessen Name wie der eines Edelsteines lautet, verfärbte sich geradezu, als sie auf dem Korridor an ihm vorüberging, blieb stehen und stand noch immer wie angewurzelt, als sie schon längst entschwunden war" (9/132-133). Sogar zum drittenmal wird der Schriftsteller erwähnt und vorgeführt, ohne daß sein Namen genannt würde, diesmal begegnet er Herrn Klöterjahn gerade, als dieser mit einem Stubenmädchen scherzt, "... ein kleiner, humoristischer Vorgang, zu dem der betreffende Schriftsteller eine lächerlich angeekelte Miene machte" (9/134-135). Der Name des "betreffenden Schriftstellers" bleibt hier mit Absicht mehrmals unerwähnt. Erst nach dieser dritten Anspielung auf den Namen führt ihn uns Thomas Mann vor: "Spinell hieß der Schriftsteller, der seit mehreren Wochen in 'Einfried' lebte, Detlev Spinell war sein Name" (9/135).

Nach diesem langen Zögern folgen dann rasch aufeinander die Erkundigungen nach dem Namen des anderen, was aber nicht unmittelbar, sondern über den Leiter des Sanatoriums geschieht. Der Vorgang ist etwas umständlich, um auch damit die Namen von beiden Seiten noch mehr in den Mittelpunkt des Interesses zu rücken. Zuerst kommt Frau Klöterjahn zu Wort: "'Wie heißt der Herr?' fragte sie ... 'Spinelli'? Ich habe den Namen nicht verstanden.' - 'Spinell ... nicht Spinelli, gnädige Frau. Nein, er ist kein Italiener, sondern bloß aus Lemberg gebürtig, soviel ich weiß'..." (9/137). Das lange Zögern, den Namen Spinells zu nennen und das sich hier sofort anschließende "Mißverstehen" des Namens sowie die Antwort auf etwas, wonach überhaupt nicht gefragt wurde, nämlich: "... er ist kein Italiener, sondern bloß

aus Lemberg gebürtig", haben im Novellenzusammenhang ihre konkreten Funktionen. Der irrtümlich genannte Name Spinelli war für den zeitgenössischen deutschen Leser ein Hinweis auf den italienischen Opernkomponisten Nicola Spinelli (1865-1909), dessen Kunst Gabriele d'Annuzios ästhetische Anschauungen wesentlich beeinflußte. So wird durch diesen "Irrtum" eine Verbindung hergestellt zwischen dem Ästhetizismus eines d'Annuzio, der zu dieser Zeit auf Thomas Mann noch große Wirkung ausübte und von der in gewissem Maße auch das Verhalten Spinells in der Novelle bestimmt ist. Die Identität des Vornamens Frau Klöterjahns mit dem d'Annunzios (beide heißen Gabriele) unterstreicht gerade mit Hilfe der Namen diese Anspielung.

Kaum hat sich dies aber im Novellengeschehen ereignet, wendet sich der Schriftsteller Spinell an Herrn Dr. Leander, um zu erfahren: "'Wie ist der Name des Paares?'... 'Klöterjahn', antwortete Doktor Leander und ging schon wieder." Der Name klingt etwas ungewöhnlich, und so muß er wiederholt werden: "'Klöterjahn heißen sie!'" (9/1938). Und nun wird der Name Klöterjahn unter die Lupe genommen. Spinell findet bald Gelegenheit, sich bei Frau Klöterjahn nach ihrem Mädchennamen zu erkundigen: "Sie werden gerecht sein und einräumen, gnädige Frau, daß, wer Sie 'Frau Klöterjahn' nennen wollte, die Peitsche verdiente... Ja gnädige Frau, ich hasse diesen Namen aus Herzensgrund, seit ich ihn zum erstenmal vernahm. Er ist komisch und zum Verzweifeln unschön, und es ist Barbarei und Niedertracht, wenn man die Sitte so weit treibt, auf Sie den Namen Ihres Herrn Gemahls zu übertragen" (9/144-145). Spinell erfährt dann auch den Mädchennamen von Frau Klöterjahn, und dieser wirkt interessanterweise volkommen befriedigend auf ihn, denn "... 'Eckhof' hieß sogar ein großer Schauspieler" (9/144-145). Die Hinwendung zur Kunst und dadurch die Darlegung des großen Kontrastes zwischen dem Neubürger Klöterjahn und den Vertretern eines kunstfreudlichen Bürgertums beziehungsweise eines Künstlertums knüpft auf diese Weise wieder bei der wesentlichen Aussage der Novelle an.

Spinell begnügt sich nicht damit, der Frau seine Abscheu über den Namen auszudrücken, er teilt seine Meinung über den

"ordinären Namen" (9/171) in einem Brief auch Herrn Klöterjahn mit. Dadurch ist aber andererseits auch für den neureichen Kaufmann eine günstige Möglichkeit geschaffen, seine Meinung über den Namen auszusprechen: "Mein Name ist gut, mein Herr, und zwar durch mein Verdienst. Ob Ihnen jemand auf den Ihren auch nur einen Silbergroschen borgt, diese Frage mögen Sie mit sich selbst erörtern, Sie hergelaufener Bummler!" (9/171).

All das wird durch die Bedeutung der Namen noch weiterhin veranschaulicht. So bietet Spinells Name nicht nur durch die Verwechslungsmöglichkeit mit Spinelli, sondern auch mit Hilfe der konkreten Deutung des Namens weitere Informationen. Die Verwendung eines Minerals als Künstlername in der Novelle ist geeignet, den Kontrast, der durch den Inhalt und durch verschiedene ästhetische Mittel zwischen Künstler und Bürger ausgedrückt werden soll, noch weiter zu verschärfen, wenn der Gegenpartner Klöterjahn ebenfalls durch die Bedeutung seines Namens dazu Gelegenheit bietet. In diesem Sinne ist der Mitteilungswert des niederdeutschen Dialektwortes Klot oder Klöt/e/n in der Doppelbedeutung von 'grober Kerl' und 'Genitalien' (vgl. u. a. Grimm V 1246-1248: Kloß - nd. Klot, nl. Kloet; Klot auch = Kugel, bzw. Klöterhengst = zweideutige, kosende Anrede), verknüpft mit dem Namen Jahn (= Johann), vielsagend. Einem durch Sterilität und fehlende innere Haltung gefährdeten Künstler steht eine derbe Fleischlichkeit und Sinnlichkeit gegenüber.

Auch weitere Namen der Novelle sind durch ihre Aussage oder ihren Klang von Bedeutung. Dem heimischen Arzt Hinzpeter mit dem durchschnittsdeutschen Namen wird der Name des Herrn Doktor Leander mit seiner Gewähltheit und Besonderheit gegenübergestellt. Unter den Patienten tritt in dieser Hinsicht die bereits erwähnte Magistratsrätin Spatz mit ihrem Namen hervor, die etwas später auch direkten Anschluß an Herrn Spinell findet, dessen Meditieren über das Frühaufstehen und gleichzeitige lange Schlafen sie genau kennenlernen möchte: "'Das müssen Sie nun erklären, Herr Spinell!' Auch die Rätin Spatz wollte es erklärt haben" (9/141). Am Schluß ist dann auch die sofort mit ihm einverstanden.

Diese Anwendung des "nomen est omen" als eine allgemein beliebte Charakterisierungsmethode ist beim jungen Thomas Mann oft vorzufinden. In der Königlichen Hoheit heißt der Prinzenerzieher nicht zufällig Dr. Raul Überbein: Er hat sein Leben auf Erfolg eingerichtet, das Gefühlsmäßige bei sich und auch bei seinem Zögling ausgeklammert und ist bereit, über Leichen zu gehen. Beim ersten Mißerfolg begeht er dann Selbstmord. Der Seifensieder der Residenzstadt heißt treffenderweise Unschlitt (7/94), und den abfahrenden Zügen winkt jedesmal ein Mann nach, als würde er das Zeichen zur Abfahrt geben: "... er heißt Fimmelgottlieb, denn er ist nicht ganz bei Troste, einen Nachnamen hat er schon lange nicht mehr" (7/145).

Die Jugendnovellen verbinden auf ähnliche Weise "Helden" und Namen miteinander. So heißt die Hauptgestalt der Novelle Der Kleiderschrank Albrecht van der Qualen, der wunderbare Geschichten erlebt. In seinem Hotelzimmer tritt abendlich eine schöne Frau aus dem Schrank und verbringt mit ihm gemeinsam die Nacht. All das wirkt aber wie ein Traum auf ihn, so daß er am Ende nicht mehr feststellen kann: "Wie lange dauerte das...? Wer weiß auch nur, ob überhaupt Albrecht van der Qualen an jenem Nachmittage wirklich erwachte und sich in die unbekannte Stadt begab; ob er nicht vielmehr schlafend in seinem Coupé erster Klasse verblieb und von dem Schnellzuge Berlin-Rom mit ungeheuer Geschwindigkeit über alle Berge getragen ward? Wer unter uns möchte sich unterfangen, eine Antwort auf diese Frage mit Bestimmtheit und auf seine Verantwortung hin zu vertreten? Das ist ganz ungewiß. 'Alles muß in der Luft stehen'..." (9/116). Dieser Traum, die Ungewißheit bringt tatsächlich etwas mit sich, was wie Qualen wirkt.

Eine Beziehung zwischen der Bedeutung des Namens und dem Charakter des Helden zeichnet sich auch in der Hauptgestalt der Erzählung Der kleine Herr Friedemann ab. Friedemanns einziges Ziel ist: "Ich will mich niemals wieder um dies alles bekümmern" (9/15). Er genießt "... diesen Schmerz, er gab sich ihm hin, wie man sich einem großen Glücke hingibt... er war ein Epikuräer" (9/17). Er wartet auf die zukünftigen Jahre,

die "... still und geräuschlos daherkommen und vorüberziehen wie die verflossenen, und ich erwarte sie mit Seelenfrieden" (9/18). Des weiteren stellt er sogar fest: "... ich bin im allgemeinen zufrieden", dies ist aber "... nicht die Ruhe im leeren und tauben Nichts, sondern ein sanftbesonnter Friede (9/33). Auch am Nachmittag seines dreißigsten Geburtstages fühlt er sich "... glücklich im Besitze des Friedens, ohne Furcht und Hoffnung über den Rest seines Lebens" (9/33).

Der "Held" der Novelle Der Weg zum Friedhof heißt "... Piepsam, Lobgott Piepsam, und nicht anders. Wir nennen ausdrücklich seinen Namen..." (9/1118), denn er spricht selbstredend für das weitere Schicksal dieses Mannes, der "... schwarz gekleidet, ... sich auf dem Wege zu den Gräbern seiner Lieben" befindet, mißhandelt wird und dadurch völlig aus der Fassung gerät. Er beginnt "... zu schreien und zu schimpfen; - ... es war gar keine menschliche Stimme mehr" (9/124). Am Ende bricht er zusammen und stirbt (vgl. Grimm 7 1844: piepsen = ein piepsender kleiner Vogel; kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen, bzw. Piepser = eine stets kränkelnde, schwächliche Person).

Noch auffallender ist der Titelheld einer anderen Novelle, der mit dem Namen Tobias Mindernickel durch das Monogramm T. M. auch eine Anspielung auf den Autor vermuten läßt. Sein Vorname scheint für die Kinder der Straße etwas besonderes zu bedeuten, denn sie "... ziehen ein gutes Stück Wegs hinter ihm drein, lachen, höhnen, singen: 'Hoh, ho, Tobias!'" (9/77). Verfolgt man die Beschreibung dieser Figur, so erfährt man, daß das "... Äußere Mindernickels ...auffallend, sonderbar und lächerlich" ist (9/77). "Es scheint ... ihm die natürliche, sinnlich wahrnehmende Überlegenheit zu fehlen, mit der das Einzelwesen auf die Welt der Erscheinungen blickt, er scheint sich einer jeden Erscheinung unterlegen zu fühlen, und seine haltlosen Augen müssen vor Mensch und Ding zu Boden kriechen" (9/77). Briefäußerungen Thomas Manns aus dieser Zeit bringen überzeugende Belege dafür, daß er vor dem ersten großen Erfolg der Buddenbrooks selbst ständig von solchen Zweifeln ge-

plagt wurde und mit Minderwertigkeitskomplexen dieser Art zu kämpfen hatte. So ist vielleicht die Deutung des Namens Mindernickel nicht zu weit von dieser Art Verhalten entfernt. Der Komparativ 'minder' mit dem Hauptwort 'Nickel' verbunden, scheint eine solche Vermutung zu rechtfertigen (vgl. Grimm VII 733-735: Nickel = silberweißes Metall; Zehnpfennigstück; beliebter Name kleiner Leute; unansehnlicher kleiner Mensch; Schelt- und Schimpfwort; zwergartige gespentische Erscheinung usw.)

* * *

Im späteren Schaffen tritt dieses Spiel mit den Namen etwas zurück, als wichtige Möglichkeit zur Charakterisierung bleibt es aber weiterhin erhalten und besonders als verhüllte Anspielung, als Bestandteil einer Montage, begegnen wir auch in späten Werken solchen mit ganz bestimmter Absicht eingebauten Namen. Einige davon können über die Entstehung eines Werkes beziehungsweise über die Anregungen, die dazu geführt haben, wesentliche Anhaltspunkte bieten. So ist heute nach eigenen Mitteilungen Thomas Manns bekannt, daß die Hauptgestalt der Novelle Tod in Venedig nicht zufällig den Vornamen Gustav trägt. Ein Konvolut, das sich im Nachlaß befindet, beinhaltet neben Zeitungsausschnitten, Aufzeichnungen, und Pressemeldungen über den Stand der Cholera-Epidemie in Palermo auch ein Profilbild Gustav Mahlers. Dies und Briefäußerungen aus der Entstehungszeit der Novelle sowie das Zusammenfallen von Thomas Manns Aufenthalt in Brioni und anschließend in Venedig mit dem Todesdatum Gustav Mahlers (18. 5. 1911) bekräftigen, daß hier die Identität des Vornamens nicht von ungefähr ist, sondern auf den Vorgang des Entstehungsprozesses verweist (de Mendelsohn 1975, 870 u. 877).

Die Namen finden eine einfache, aber sehr wirkungsvolle Verwendung, wenn Thomas Mann auf die Herkunft und die Nationalität seiner Gestalten hinweisen will. Bereits in Tonio Kröger wird diese Möglichkeit betont genutzt. Später, als er mit seinen Themen aus der deutschen in eine europäische Welt hinüberwechselt, erhält im Zauberberg dieses Verfahren eine zunehmende

Bedeutung. Vom Italiener Settembrini über den Kolonial-Holländer Pepeerkorn (wobei hier auch wieder die Bedeutung des Namens nicht unwichtig ist) bis zu den Mitgliedern des reichen und des armen Russentisches, zum Rumänen Mikosich ist die Zahl dieser gelegentlich schon mit dem Namen charakterisierten Figuren groß. An einigen Punkten gibt es aber auch über diese fremdklingenden Namen hinaus interessante Fälle der Namenbildung. Es ist bekannt, daß Katia Manns Aufenthalt in einem Schweizer Lungensanatorium und Thomas Manns mehrmaliger Besuch den unmittelbaren Anstoß zum Romanthema gaben. Dadurch haben nicht nur viele Einzelheiten ihren unmittelbaren Wirklichkeitswert in der Form erhalten, wie Katia sie mitgeteilt hatte, sondern manche Figuren sind auch in ihrer Konkretheit in die Handlung eingegangen. Es gibt unter ihnen welche, die ihren Namen behalten haben, andere mußten aber vorsichtshalber einen neuen bekommen. So wurde Professor Jessen, der tatsächliche Leiter des Instituts, in Hofrat Behrends umbenannt und für seinen Assistenten Dr. Moschytz der Name Krokowski gewählt. In seinem Falle ist zu beobachten, wie Thomas Mann darauf geachtet hat, den Grad des fremden Klanges eines Namens zu bewahren. Zwei Patientinnen, Frau Plühr und Frau Maus, sollten ursprünglich unter ihrem richtigen Namen eingeführt werden, doch ist Thomas Mann davon abgegangen. Erfahrungen seit den Buddenbrooks haben ihn in dieser Hinsicht vorsichtig gemacht. Aus dem Namen Maus wird einfach Iltis (also ein sehr nahestehendes Nagetier), beim Namen Plühr werden durch die Abänderung auf den Namen Stöhr der Klang und besonders das Schriftbild weitgehend bewahrt. Verfolgt man die Figur Frau Stöhrs, gewinnt man jedoch den Eindruck, daß ihr Namenswechsel noch im frühen Stadium der Arbeit eingetreten sein muß, denn zwischen der Bedeutung des Zeitwortes stören und der Charaktereigenschaft der Gestalt gibt es unzweifelhaft Entsprechungen. Bereits als Hans Castorp zum erstenmal von seinem Vetter Ziemßen beim Essen den Tischgenossen vorgestellt wird, fiel ihm doch "Frau Stöhrs Person und Namen" auf, "... und daß sie ein rotes Gesicht und fettige aschblonde Haare hatte" (2/62). Auch später kann er "... die Reden der kranken und dummen Frau Stöhr bei Tische" (2/167) kaum er-

tragen, er fand "... entsetzlich, wie Frau Stöhr sich zierte" (2/215).

Wenig Gelegenheit zu Anspielungen mit Namen bietet verständlicherweise der biblische Stoff, denn die wichtigsten Namen sind bekannt und festgelegt. Hier kann allein die Analyse der Herkunft beziehungsweise eine "dichterische" Etymologie betrieben werden, wozu es auch tatsächlich Beispiele gibt. In einigen Fällen ergänzt aber Thomas Mann die biblischen Namen. So sind aus dem Alten Testament die Namen des Elternpaares von Potiphar, Huij und Tuij, nicht zu belegen, bei denen das Klangspiel dem naiven Verhalten der Eltern und ihres an aller Unschuld begangenen "großen Fehlers" ganz besonders entspricht, und sie uns zwischen Naivität und Senilität vorführt. Auf ähnliche Weise tritt ein anderes Namenpaar aus der Tetralogie hervor, das wir ebenfalls vergeblich in den Quellen suchen würden; - es sind die Zwerge Gottlieb und Dudu. Wieder soll auch der Name für die Haupteigenschaften der beiden das Wichtigste aussagen: "Gottlieb, das Närrchen, war gut und offenbar beseelt und bestellt, ihm (d. h. Joseph) zu helfen. Dudu war ein Feind - solange er's blieb ..." (4/155). Bei Gottlieb deckt sich sein Wohlwollen Joseph gegenüber mit der Aussage des Namens. Dudu dagegen vertrat eine "erhaltende Weltanschauung" und ist gegen jeden Fremden, so auch gegen Joseph, eingestellt. Er wird deshalb von Joseph abgelehnt, als er ihn in eine unsaubare Sache hineinziehen möchte (4/415). Selbst Potiphar,in dessen Dienste Dudu steht, lehnt ihn ab: "Dieser Dudu ist ja ein Knirps, ein Zaunkönig und Gernegroß, das Viertel eines Menschen ist der ja und ein spaßhaft verminderter Tropf..." (4/391-392). Während Gottlieb als Name in jedem deutschen Namenverzeichnis vorzufinden ist, wirkt Dudu der Schreibweise nach als alter und fremder Name, ist aber höchstwahrscheinlich eine Erfindung Thomas Manns. Durch eine Verdoppelung des Personalpronomens du wird eine schelmisch wirkende, aber dabei nicht ungefährliche Drohnung erzielt, und so treffen sich wieder Form und Bedeutung des Namens mit den Charakterzügen der Figur.

* * *

Auf die weitverzweigte Namensymbolik des Faustus-Romans wollen wir hier nicht eingehen. Sie würde den Rahmen dieses kurzgehaltenen Überblicks sprengen. Ein eigenartiges und für uns Ungarn besonders interessantes Kapitel bedeutet aber die Verwendung von ungarischen Namen in den verschiedenen Werken des Dichters. Bei einigen wie der von Rózsa in Felix Krull, ist der Ursprung kaum festzustellen. Namen wie zum Beispiel Esterházy und Festetics dienen dazu, im selben Roman die Atmosphäre der europäischen Aristokratie, in die der Hochstapler eingeführt werden soll, anzudeuten. Wir finden aber auch ungarische Namen bei Thomas Mann, deren Herkunft zu belegen ist, und die dadurch eine wichtige informative Funktion ausüben. So erfahren wir zum Beispiel im 6. Kapitel des Zauberbergs, daß Settembrini "... nicht mehr im internationalen Sanatorium 'Berghof', sondern bei Lukaçek..." wohnt (2/508). Aus dem Unterkapitel Noch jemand ergibt sich, daß "... der andere Aftermieter Lukaçeks, des Damenschneiders, Naphta mit Namen" war (2/528). Es ist bekannt, daß anläßlich seiner Ungarnbesuche 1922 und 1923 Thomas Mann Gast bei Joseph von Lukács, dem Vater Georg Lukács' war und daß jenes Unterkapitel erst nach dem Besuch 1922 geschrieben wurde. So könnte also diese Namenbildung mit seinem ungarischen Gastgeber im Zusammenhang stehe.

Der Einbau der Namen von Bekannten ist hier kein Einzelfall. In Doktor Faustus wird berichtet, daß anläßlich des Ungarnbesuches von Leverkühn "... aus der Feder des ungarischen Musikologen und Kultur-Philosophen Desiderius Fehér" (6/528) in der Wiener Musikzeitschrift 'Der Anbruch' ein Artikel erschienen ist. Geht man den Spuren dieses ungarischen Namens nach, so ergibt sich, daß Thomas Mann einen Schulfreund namens Fehér (vgl. Brief an Ernst Frisch, Oktober 1921) hatte und daß Thomas Mann dem Vornamen Desiderius (= Dezső) ausschließlich im Verkehr mit dem ungarischen Dichter und Briefpartner Dezső Kosztolányi begegnet ist. Leverkühns Ungarnbesuch bietet aber noch weitere Möglichkeiten ähnlicher Art. Seine unbekannte Wohltäterin wird als Madame de Tolna identifiziert, was eine Namenbildung aus dem ungarischen Komitatsnamen ist, ähnlich wie an anderen Stel-

len bei Thomas Mann Festetics de Tolna beziehungsweise Esterházy de Galanta vorkommen.

Zum Schluß betrachten wir eine Namenentdeckung und Identifizierung besonderer Art, die sich ebenfalls aus diesem Doktor Faustus-Kapitel ergibt. Ähnlich der Verewigung des Namens von Lukács im Zauberberg und des von Adorno mit seinem Vatersnamen 'Wiesengrund' "... als versteckte Dankbarkeitsdemonstration" (12/209) für seine musiktheoretischen Ratschläge in bezug auf den Roman Doktor Faustus stoßen wir im doppelten Ungarn-Kapitel des Romans auf den Namen des ungarischen Gastgebers der Jahre 1935, 1936 und 1937. Die etwas undurchschaubaren Erwägungen Fitelbergs über die Gefahr des Nationalismus münden völlig unerwartet und unvorbereitet bei der Nennung des Namens von Anatole France, um von seinem Namen (Identität von Familiennamen und Namen des Heimatlandes) eine Parallele zu Deutschland zu suchen. Sofort wird aber hinzugefügt: "Ein deutscher Schriftsteller könnte sich nicht gut 'Deutschland' nennen, so nennt man höchstens ein Kriegsschiff. Er müßte sich mit 'Deutsch' begnügen..." (6/553). Den Namen Deutschland gibt es tatsächlich nicht als Familiennamen, so blieb für Thomas Mann der Name Deutsch, den er in Ungarn "vorfand"; sein Budapester Gastgeber der Jahre 1935, 1936 und 1937, Lajos Hatvany, hieß mit seinem früheren Familiennamen nämlich wirklich 'Deutsch' (vg. Mádl 1975, 32-46).

Ohne nach Vollständigkeit zu streben, mögen die angeführten Beispiele beweisen, daß die Verwendung von Namen bei Thomas Mann ein wesentlicher Bestandteil einer zielbewußten schöpferischen Tätigkeit ist, den man von der Schaffensmethode des Dichters nicht trennen kann und der gelegentlich wichtige informative künstlerisch-ästhetische Funktionen ausübt.

Quellen

Thomas Mann: Gesammelte Werke. Bd. I-XII. - Berlin: Aufbau Verlag 1955.

Literatur

Mádl Antal: Zwei Donauländische Kapitel in Thomas Manns "Doktor Faustus". - In: Lenau-Forum 3, 1975, 32-46.

de Mendelsohn, Peter: Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann. Erster Teil 1875-1918. - Frankfurt am Main: S. Fischer 1975.

Lajos N é m e d i

Eduard Schulte: Gedichte. Coeln. 1850.

Schmaler, unansehnlicher Band. Einfacher Titel, vielleicht, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. In Ganzleinen gebunden. Auf dem inneren Titelblatt eine etwas unbeholfene Lithographie. Manner, bewaffnete Revolutionäre auf einer Barrikade, irgendwo, nicht in einer Stadt. Im Hintergrund Berge, auf einem von ihnen ein Schloß, in Brand gesteckt.

Über den Verfasser weiß man kaum etwas. Das deutsche Literaturlexikon von W. Kosch erwähnt ihn nicht. Bei Franz Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart (o.J.), lesen wir: E. Schulte, geboren am 30. Oktober 1823 zu Altena in Westfalen, besuchte die höhere Bürgerschule zu Lüdenscheid und die Gewerbeschule zu Hagen, verließ diese wegen Krankheit und erwählte nach seiner Genesung die Litographie als seinen Lebensberuf. Er erlernte sie in Krefeld und Düsseldorf und übte sie selbständig in Köln von 1847-1851 aus. Von dort zog er nach Hagen. Hier wurde er wegen seines Gedichtes Arm und reich in einen Presseprozeß wegen Erregung von Klassenhaß verwickelt, von den Geschworenen aber freigesprochen. Er starb in Hagen am 22. August 1870.

In den Sammlungen der politischen Dichtung der Jahre 1848-49 fand er bis auf den heutigen Tag keine Aufnahme. Wir suchen ihn vergebens im Band Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848-49 (1930) oder in dem Lesebuch für unsere Zeit Die Achtundvierziger (1952, 1962) oder im Reclam-Band Morgenruf. Vormärzlyrik 1840-1850 (1974). Der Band Noch ist Deutschland nicht verloren druckt 1970 endlich 2 Gedichte von Schulte ab (Arm und reich, Der Communist). Die Herausgeber, Walter Grab

und Uwe Friesel, datieren aber diese Gedichte nach der zweiten Ausgabe von Schultes Band falsch auf 1862 und stufen sie im Kapitel "Sozialistische Dichter" als Neuansatz nach Weerth und vor Herweghs Bundeslied (1863) ein. Durch dieses Verfahren verlieren Schultes genannte Gedichte viel von ihrem spezifischen Stellenwert. Es ensteht der Eindruck, als ob auf die Gedichte Weerths in der Englandzeit (1844-46) in der Geschichte der deutschen sozialistischen Dichtung 16 stumme Jahre gefolgt wären. Bei dieser Lage der Forschung und der Dokumentation ist es kein Wunder, daß Schulte auch im Band 8 der großangelegten Geschichte der deutschen Literatur unerwähnt bleibt.

Schulte und seine Gedichte hätten schon lange mehr Aufmerksamkeit verdient. [Manfred Häckel erwähnt ihn in seinem verdienstvollen Aufsatz Der Befreiungskampf des ungarischen Volkes 1848/49 in der deutschen Literatur der Zeit (1969) bloß in einem speziellen Zusammenhang und nur nebenbei!] Als der schlichte Band Schultes erschien, herrschte in Deutschland wieder die Reaktion. Viele Tausende Revolutionäre verließen das Land. Der Lithograph in Köln jedoch sammelte seine in den Revolutionsjahren in Lokalzeitungen erschienenen Gedichte in dem kleinen Band und gab sie, wahrscheinlich in wenigen Exemplaren, heraus. Daher ist diese erste wichtige Ausgabe eine Buchrarität. Mein Exemplar bekam ich vor Jahren als Geschenk.

Vielleicht ließe sich auf Grund von langen Nachforschungen in Köln und im Ruhrgebiet noch manches über Schulte ermitteln. Zu solchen Erkundigungen über den schlichten Mann hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit. Er gehört sicherlich zu den Menschen, in deren Leben ganz deutlich eine kurze Zeitspanne höchster Erregung und Wirksamkeit zu unterscheiden ist, wo sie, wenn sie Dichter sind, oder noch einschränkender gesagt, wenn sie Gedichte schreiben können, im Strome der Zeit, durchaus auf der Höhe der Spannungen und Kämpfe der Zeit, Bedeutendes leisten. Bedeutendes auch insofern, als ihre Gedichte uns auch noch beredte Zeugen dafür sind, wie die einfachen Mitstreiter der großen Sache, in unserem Falle der Revolution von 1848/49, dachten und fühlten.

Die Flamme hatte aber nach der Niederlage der Revolution ihren Brennstoff schnell aufgezehrt und sank in sich zusammen. Wie es bei Schulte in dem Gedicht Geständnis heißt: "... Und als nun der Morgen der Freiheit kam ... Der Mut, die heilige Glut erstand/ In meinen innersten Marken,/ Begeistert ich in die Saiten schlug/ Und sang meine jauchzenden Lieder -/ Jetzt aber wirft uns der alte Fluch/ In den Zwinger verbrecherisch nieder!" (S. 127).

Es ist auf jeden Fall eine verlockende Aufgabe ,wenigstens dem Kreise der Philologen Näheres über Schultes Gedichtband mitzuteilen. Diese Gedichte sind meiner Meinung nach von ihrem spezifischen Gehalt und von ihrer politischen Aussage her sehr bedeutsam, ja aufschlußreich für die Anfänge der sozialistischen Lyrik in deutscher Sprache. Die acht Gedichte, die Schulte den ungarischen Ereignissen in den Jahren 1848/49 widmet, erhöhen das ungarische Interesse an dem wackeren Handwerker. Der ungarische Freiheitskampf wird von Schulte konkret in europäischem Zusammenhang betrachtet, aus der Sicht eines deutschen Internationalisten dargestellt.

Schultes Gedichtband ist gedanklich sorgfältig durchkomponiert, wobei ich nicht unbedingt nur an die Reihenfolge der einzelnen Gedichte denke. So steht beispielweise ein sehr wichtiges im Anhang. Eine gesonderte Gruppe der Gedichte spricht über das persönliche Schicksal unseres Dichters. Ein Glück, daß er nicht ausschließlich die Leiden und Freuden seines Herzens besungen hat. Auch diese Gedichte zeigen einen liebenswerten jungen Menschen, der Achtung verdient. Im Lenz der Jugend sang er von Liebe. Enttäuscht und verkannt floh er zur Religion. Doch "der bildlichen Rede schwankenden Sinn" konnte er nimmer ergründen. Er gehört jetzt der hohen Vernunft, die ihm der Schöpfer gegeben. Er schwur, daß keine irdische Macht seinen strebenden Geist knechten solle (S. 126-7).

Den Band beschließt ein Notenblatt. Bei mehreren Liedern steht unter dem Titel, daß sie gleich nach ihrer Entstehung von einem - namentlich genannten - Kölner Musiker vertont wurden. Der gesellige Charakter mancher der Gedichte ist ganz klar. Sie

wurden für Gleichgesinnte, nicht für den Schreibtisch geschrieben. Sie erschienen - wenigstens zum Teil - in Lokalblättern der Umgebung Kölns.

In den folgenden kurzen Ausführungen wird der erste Versuch gemacht, den ideellen Kern des Gedichtbandes zu erörtern, Schultes politischen und sozialen Standpunkt zu umreißen. Es erübrigt sich über ästhetischen Wert oder Unwert der vorliegenden politischen Gedichte zu debattieren. Kampflieder gab es bei jedem Volkskrieg, auf jeder Barrikade. Sie hatten in den Stunden ihrer Entstehung durchaus ihre Funktion. Ihren Verfassern - und auch den Zuhörern oder Lesern - gaben sie in diesen Tagen das erhebende Gefühl, einmal in ihrem Leben am großen Geschick der Völker und des Volkes tätig oder gefühlsmäßig teilzuhaben, ihr kleines Selbst für Stunden oder Tage zu bisher ungeahnten Dimensionen erweitert zu sehen. Darf man da noch fragen, ob das Dichtertum sei oder nicht?!

Als Ausgangspunkt bietet sich das Gedicht Arm und reich an (S. 81-83). Es ist das, wofür der Dichter wegen Erregung von Klassenhaß 1851 in Hagen in einen Presseprozeß verwickelt wurde. Die Zeitgenossen urteilten in ihrem Sinne ganz richtig: Dieses Gedicht ist der Schlüssel zur Gedankenwelt Schultes. Er sprach nicht zu den Armen, sondern im Namen der Armen, der Proletarier, und wollte durchaus Klassenhaß erwecken. Er ist eine andere Frage, daß die Geschworenen es für klüger hielten, den Mann trotzdem freizusprechen. - Das Gedicht hebt an:

Wohl raucht dein Angesicht im Zornesschweiße,
Wenn unermüdlich ohne Ruh und Rast
Du stets geschafft mit redlich treuem Fleiße
Und doch kein Brot am Tisch zu brechen hast.
Dann magst du an die Brust verzweifelnd schlagen
Und knirschend grollen den empörten Fluch,
Dann magst du grübelnd das Gestirn befragen,
Denn solch ein Rätsel löst kein Bibelbuch.

Nicht besser wirds! und magst du niedersinken
Und händeringend auf zum Himmel flehn,
.....

Wenn du nicht selbst mit rauher Donnerstimme
Entgegentrittst dem feindlichen Geschick....

Es folgen aufrüttelnde Worte vom Prassen der Reichen, vom

Knallen der Champagnerpfropfen, von "des Mammons toller Siegesfreude", von dem edlen Wein, der der Armen Herz nie erfreut, obgleich sie "die Scholle mit ihrem Schweiß gedüngt" haben.

Du murmelst hungernd deine heil' gen Schriften
Und bleibst dabei ein guter Untertan.
.....

Treibt nicht der Zorn dir alles Blut zum Hirne?
Färbt nicht die Scham dein rußig Angesicht?
.....

Stets höher türmt das Elend seine Scheiter
Und auf dein Haupt man neue Lasten trägt,
Noch einmal ruf: "Bis hierher und nicht weiter!"
Und dann zum Schwerte, wenn die Stunde schlägt!

Diesem wichtigen Gedicht gehen im Bande solche voran, die die einzelnen Gruppen der "Armen" vorführen: Der Proletarier. An der Oder. Der schlesische Weber. Der Auswanderer. Der polnische Sensenmann. Sicherlich ist das Gedicht Wir und die Andern - ideell dem erstgenannten zugehörig - nur aus Versehen oder Hast in den Anhang geraten (S. 153-4). Es führt die Feinde der Armen einzeln vor und stellt sie mit Zorn und Leidenschaft an den Pranger:

Die schnöden Buben, diese Junkerbrut,
Die sich behängt mit Bändern und mit Orden,
.....

Die unser Heer verwildert, daß es kehrt
Die Waffen gegen Vater, gegen Mutter!
Die Teufelschar - nichts Bessres ist sie wert,
Als nur den Raben einst zum blut'gen Futter!

Um kein Haar besser kommen die feisten Bourgeois weg:

Die Mammonsknechte, die für blanken Sold
Die ew'gen Rechte in den Staub zertraten
Und die, in Sorge für ihr rotes Gold,
Das Vaterland verschachert und verraten!

Und dann kommen die Dritten im feindlichen Lager, die Pfaffen:

Doch die vor allem mit geschor'nem Haupt,
Die an der Stirn die geile Wollust tragen,
.....

Und die da pochen auf ihr Bibelbuch
Und die Vernunft, die göttliche, zertreten!
.....

Sie haben uns das Gottes-Wort verhunzt
Und uns verpfuscht des Heilands hohe Lehren!

"Die Andern", "unsre Feinde" sind also: Das Gold, die Pfaffen und das Junkertum, "die dreifach bösen". "Unsere" Aufgabe ist es, das Vaterland von seiner Schmach zu erlösen!

"Friede den Hütten! Krieg den Palästen!" So hieß es schon 1834 in Büchners Hessischem Landboten. Ganz derselbe ist der Gedankengang in Wilhelm Weitlings 1838/39 in Paris erschienener Schrift: Die Menschheit wie sie ist und wie sie sein sollte. Auf Zitate, die eine Übereinstimmung bis in einzelne Ausdrücke beweisen würden, müssen wir hier verzichten, da es uns vor allem darauf ankommt, Schulte bekannt zu machen, dessen Gedichte so gut wie unbekannt und unzugänglich sind.

Wie für Büchner oder Weitling, so besteht auch für Schulte kein Zweifel daran daß das ausgebeutete Volk sich selber mit Gewalt, ja mit dem Schwert von seinen Bedrängern befreien soll. Die ersten Gedichte des Bandes feiern die Berliner Revolution vom 18. März 1848 und den Wiener Aufstand im Oktober 1848. Die bereits erwähnten Ungarn-Gedichte frohlocken über die Siege im Frühjahr 1849. Die meisten Revolutionsdichtungen rufen aber Ende 1849, Anfang 1850 zu einem erneuten Kampf auf: "Hurrah! du letzter, geheiligter Streit!", der die in dem ersten Ansturm beinahe erworbene Freiheit und Gleichheit endgültig sichern wird. Die Anerkennung der Revolution (S. 38-39) beschwört die großen Toten aus ihren finsteren Grüften: "Ja sprecht es aus mit lauter Stimme: /Das Volk, wir haben's frei gemacht..." Die feige Rechte, "der Camarilla schnöde Knechte", ließ die Reaktion siegen. Das Volk rafft sich aber zu einem neuen Kampf auf: "Und schaffen uns mit starker Hand,/ Ob alle Kronen niederschmettern,/ Ein großes, freies Vaterland!"

Das unmittelbar nachfolgende Gedicht Entladung (S. 40-41) kennt nur eine Alternative zum Sieg: "Eh sinken wir verblutend nieder/ In ein gemeinsam Heldengrab!" Die weiteren Gedichte Erlösung, Der Tag der Rache, Erhebung, An die Urwähler, und An unsere Verbannten variieren die gleichen Gedanken und Gefühle.

Wie der allgemeine, Fürsten, Adel und Reiche wegfegende Volksaufstand vonstatten gehen wird oder soll, darüber hat unser Dichter nur sehr allgemeine und recht verschwommene Vorstel-

lungen. Büchner appelliert an die religiösen Vorstellungen der Bauern, Weitling ist ein überzeugter Christ. Auch Schulte umschreibt die Befreiung, ja die Selbstbefreiung des Volkes immer noch mit christlichen Metaphern."Erlösung" muß es sein, wozu auch ein "Erlöser" notwendig ist: "O freue dich, du mein Vaterland,/ Bald wird der Erlöser sich zeigen..."

Das Gedicht Die Linke (S.58-59) hält ausdrücklich diese für den neuen Messias, der nach Sokrates und Jesus Liebe und Recht predigt:

> D'rum lehre die Liebe mit heiligem Mut,
> Du pochende Linke, Du Herz voller Blut,
> Verkünde die Freiheit, verkünde das Recht,
> Erhebe zum Gotte das Menschengeschlecht;
> Dann wird Dir - ein neuer Messias auf Erden -
> Der Dank des frohlockenden Volkes werden!

Die Geburt des Heilands (S. 60-62) spricht von den Henkern Jesu, und gleich danach heißt es:"Fluch und Schande...auch denen, die den Heiland unsrer neuen Zeit verkannten."

Dies ist der schwächste Punkt in Schultes Gedankenwelt. Noch viel weniger als bei Weitling spiegelt sich in seinen Gedichten ökonomisches Denken wider. Das Wesen des Kapitalismus, und wie dieser aus den Angeln gehoben werden kann, ist ihm nicht klar. Man sieht, daß der biedere, nicht ungebildete junge Mann alles, was er sagt, sehr ehrlich meint, auch vor Gefahren nicht zurückschreckt. Wenn er aber an dem entscheidenden Punkt von "Erlösung" und vom "neuen Messias" redet, so ist das nur ein Zeichen seiner "ideologischen" Hilflosigkeit. Er ist eben "... einer der seit 1845 im westlichen Deutschland so häufigen Gemütskommunisten...", von denen Engels spricht, wobei er als Beispiel den merkwürdigen Willich anführt.

Ganz eindeutig progressiv ist dagegen Schultes Einsicht, daß dieser "letzte, geheiligte Streit" international sein muß, ein Völkerfrühling, und am Ende nur ein Völkersieg stehen kann, wenn dann "alle Schranken fallen, die die Völker feindlich trennen" (Die Geburt des Heilands). Seine für uns so wichtigen und teuren Ungarn-Gedichte stehen ganz im Zeichen dieses selbstverständlichen Internationalismus, konsequenter als manche "Magya-

ren-Lieder" anderer deutscher Dichter jener Zeit.

Lenaus Gedichte vom Anfang der vierziger Jahre bestimmen das romantische Ungarnbild in Deutschland für Jahrzehnte, ja fast bis in unsere Tage hinein. Seiner gedenken in den Revolutionsjahren manche Dichter als eines Mannes, der früher für die Freiheit sang und jetzt vom Wahnsinn umnachtet in Döbling liegt. Ein Ferdinand Gregorovius begeisterte sich in seiner Jugend für Lenau und steht wohl in seinen Polen-und Magyarenliedern (1849) unter dessen Einfluß. Lenau entdeckte für sich und wohl für die Welt die ungarische Pußta und ihre Bewohner, die Hirten, die Bauern, die Zigeuner usw., jedoch noch unter ganz anderen Umständen. Wenn aber bei Gregorovius auch 1848 in der Schenke lustig getanzt wird und die "Csikosz, Honved und Husaren" "Mädchen schlank, mit schwarzen Haaren" in ihren Armen fest und herzend halten, findet man das doch nicht mehr so richtig am Platze (Hönig, 1914, 83).

Von dem einmal geprägten romantischen Ungarnbild mit seinen obligatorischen Requisiten kann sich selbst ein Großer wie Ferdinand Freiligrath nicht freimachen, wie sein bekanntes Gedicht Ungarn.Silvester 1848 zeigt. Die Donau, die Heidefrau, singt auch bei ihm: "Glück auf, ihr braunen Horden,/ Du heißes Ungarblut!/ Ihr Hirten und ihr Jäger,/ Ihr wilden Zimbelschläger,/ Ihr Geiger unverzagt!/ Ihr, die Ihr als die Letzten/ Zur Schlacht mit dem zerfetzten/ Panier der Freiheit jagt" (Underberg, 1930, 194-195). Auch Schulte, der Westdeutsche, kennt Lenau und besingt ihn merkwürdigerweise eben dann, als er Ungarns Fall beweint: "Wohl weinte ich..... Als Lenau! ich von Deinem Wahnsinn hörte" [Ungarns Fall] (S. 23). Er unterliegt aber dem von Lenau geschaffenen romantisierten Bild nicht, wenn es darauf ankommt, Ungarns Anteil an dem großen Streit zu besingen.

Schulte singt - im Sinne eines konsequenten Internationalismus - als deutscher Dichter, der für sein Vaterland Freiheit und Einheit wünscht. Er ist frei von jeglicher Spur von deutschem Nationalismus und wünscht das Heil seines Volkes in keiner Weise auf Kosten der anderen. Er achtet jedes Volk, Polen, Italiener, Ungarn, Franzosen. - Seine reine Gesinnung leuchtet

noch mehr auf, wenn man seiner Dichtung Gegenbeispiele - und bei weitem nicht die krassesten - zur Seite stellt. Bleiben wir bei Gregorovius, für ihn ist Lenau,so liest man in seinen Jugenderinnerungen, ein Poet "des Weltschmerzes auf der Grenze zwischen der germanischen Kultur und der slawisch-magyarischen Barbarei, aus welcher er so viel fremdartige Töne in sein sentimentales Empfinden aufgenommen hat (Hönig, 1914,15)." Diese Gegenüberstellung von Kultur und Barbarei benötigt keine Kommentare! - Man kann es aber auch anders wenden. Moritz Hartmann, der deutsche Dichter aus Böhmen, Mitglied des Frankfurter Parlaments, stellt am 1. Juli 1848 dem Parlament den Antrag, ein Bündnis mit den revolutionären Ungarn zu schließen, und er begründet es wie folgt: "Wer bedenkt, daß jetzt die Ungarn zum zweiten Male die Bestimmung haben, der Vorposten zu sein gegen die Barbarei, daß sie das Lager der Slawen teilen, der wird begreifen, welche Motive meinem heutigen Antrage zu Grunde liegen". [Großer Beifall,steht noch im stenographischen Protokoll!] (Häckl, 1969, 311-312).

Von solcher Motivation ist der deutsche Handwerker in Westfalen himmelweit entfernt. Als Beweis könnte man viele Gedichte anführen, wir müssen uns mit einigen Hinweisen begnügen. - Josef Bem widmet er eine Ode. Der polnische General Bem spielte im Wiener Aufstand und danach in Ungarn eine große Rolle. Gregorovius erzählt lieber die Anekdote, wie Bem von polnischen Waffengefährten, die sich als Mönche verkleideten, in einem Sarg aus Wien hinausgetragen und gerettet wurde. Schulte feiert Bem als einen Helden Europas: "So groß wie die Welt! So groß wie die Zeit/ Sind des Helden Riesengedanken!/ Er fordert Europa, schlagbereit,/ In der Wahlstatt ehrne Schranken..." (S. 15-16).

In dem Gedicht Kossuth (S. 12-14) erscheint die führende Gestalt der ungarischen Revolution als Herold der Freiheit, der feierlich Rache schwört:

> Rache! Rache allen Würgern, die nach unserm Blute dürsten!
> Rache allen unsern Henkern; Fluch dem Lügengeist der Fürsten!
> .....

Auch für deine Trümmerhaufen, Wien! für deine großen Toten,
Und für deinen Blum, o Deutschland! wird dir Rache dargeboten!

In Blums Totenfeier, oder der 9. November 1849 (S. 34-35) werden Blum, der Abgeordnete des Frankfurter Parlaments, der in Brigittenau bei Wien von den Reaktionären standrechtlich hingerichtet wurde, und Kossuth in einem Atem genannt. Der ungarische General polnischer Abstammung Dembinski hält in dem gleichbetitelten Gedicht "in den Händen Europas Los und wird uns die Freiheit verkünden."

Die ungarischen Siege im Frühjahr 1849 erregten wieder neue Hoffnungen in den deutschen revolutionären Herzen. Diese Stimmung widerspiegelt sich in der letzten Nummer der verbotenen Neuen Rheinischen Zeitung. Der wichtigen Schlacht bei Waitzen (Vác) widmet Schulte ein eigenes Gedicht (S. 20-21) und schließt:

Durch alle Lande geht der Geist
Von eurem Kampf mit finsterm Schreiten,
Ihr steht nicht einsam und verwaist,
Zum Sturm wird sich die Welt bereiten!
Es knirscht der Po! die Tiber rollt
Erzürnt durch Romas Marmorsteinen!
Die stumme Weichsel stöhnt und grollt,
Sie wird noch Freudentränen weinen!

Als auch aus den ungarischen Händen die Fahne fiel, ging ein Trauergesang durch die Welt. Schulte beweint Ungarns Fall und verflucht Haynau, den blutrünstigen Henker der Freiheitshelden (S. 28):

Doch einstens wird die Schlachtposaune klingen
Fern von Gibraltar her bis zum Ural!
Gewappnet werden wir zu Rosse springen!
Dann, Brüder heißt es: Haltet Fuß bei'm Mal!...

Im Gedicht zum Jahrestag der Hinrichtung Blums erscheint Kossuth als dessen Rächer. In dem Gedicht Der Tag der Rache (S. 44-46) fordert der Dichter Rache für Wien, Dresden, Brigittenau, Schlesien, Polen, Italien: "Sprengt donnernd... Ihr Völker, eure Eisengitter." - Nach dem Sieg der Reaktion wird des Dichters Stimme immer dröhnender, ja heiser. Die ferne Zukunft erscheint vor seinem geistigen Auge als gewaltige Vision:

.....
Hurrah! du letzter, geheiligter Streit!

Hurrah! ihr blutenden Sieger!
Die Rechte, die uns der Schöpfer verlieh,
Sie werden uns wieder gegeben!
Hurrah! dann kommt die Reihe an sie
Zu spulen, zu spinnen, zu weben!

Es ist also klar, daß Schulte einen konsequenten Internationalismus verkündet: Die Völker können nur gemeinsam ihre Fürsten vertreiben und sich befreien. Auch nach der vorläufigen Niederlage glauben noch immer viele Revolutionäre, daß bald eine neue revolutionäre Welle komme, vielleicht schon 1850. Der letzte, geheiligte Streit wird den Sieg bringen.

Aber was dann? Wie soll eine neue Welt errichtet werden, die alle Wunden heilt? Besagen das die letzten Zeilen des vorhin zitierten Gedichtes: "Dann kommt die Reihe an sie zu spulen, zu spinnen, zu weben"? Es klingt, als ob nach dem Sieg des Volkes, der "Armen", fortan die gestürzten Herren, die Reichen, arbeiten müßten. - An diesem Punkt zeigt sich wiederum die Schwäche, ja die Hilflosigkeit der Ideologie der elementaren deutschen Arbeiterbewegung. Ohne eine ergiebige Kenntnis der Ökonomie, ohne die klare Einsicht in die wahre Natur des geschichtlichen Vorganges, dessen Träger sie selbst sind, verlieren sich die "Gefühlskommunisten" an dem entscheidenden Punkt in Allgemeinheiten und Halbheiten.

Daß der Sieg den Sturz der Monarchie bedeuten würde, ein Ende des Pfaffenregiments und der Geldsäcke, ist so ungefähr klar. Daß das Spiel mit den Wahlen, daß die vielen Reden im Frankfurter Parlament nichts halfen, daß die liberale Bourgeoisie die gemeinsame Sache verraten hat, ist klar geworden. Wer aber von Produktionsverhältnissen und Produktivkräften keine richtige Vorstellung besitzt, der kann nur wie Schulte singen:

Die Kronen, die rollen am tiefen Grund
.....
Im Donnergang der großen Zeit
Wird die Zukunft sich glänzend entfalten,
Aus den Trümmern erloschener Herrlichkeit
Wird die Welt sich verjüngend gestalten.

Die Linke, "ein neuer Messias auf Erden", wird Liebe und Recht predigen. Die Liebe "adelt zum Fürsten den niederen Knecht".

Sie predigt: "Ihr Brüder seid einig und gleich... Wo die Hymne der Freiheit jubelnd erklungen, da hält Euch mein magischer Gürtel umschlungen." - Freiheit, Gleichheit, Liebe, Recht: Es ist immer noch das Erbe der Französischen Revolution von 1789. -- Daß hier Gleichheit wirtschaftliche Gleichheit bedeutet, darüber läßt Schulte keinen Zweifel aufkommen.

Wie geht aber diese Welt ihren Weg weiter? Werden jetzt die Herren arbeiten? Und was tun die siegreichen Armen? - In der schwungvollen Ode Der Communist (S. 84-85) heißt es eindeutig:

Mein ist der Arbeit Ehrestand!
Mein ist des Fleißes reicher Segen!
Wer wagt's, die trotzige Räuberhand
Frech an mein Eigentum zu legen?!

Ja, die "Armen" arbeiten. Nach dem Sieg entsteht aber eine neue Welt, in der es kein Privateigentum mehr gibt, wo die Arbeit eine Sache der Ehre geworden ist, wo des Fleißes reicher Segen von keinen Drohnen enteignet werden kann: "Hoch! die ganze Welt wird unser eigen!" Es ist der Kommunismus, von dem Schulte träumt, wenn auch die Lebensformen der menschenwürdigen Zukunft bei ihm noch recht poetisch verschwommen und ungestaltet erscheinen.

Unser Dichter ist ein Deutscher, ein treuer Sohn seines Vaterlandes. Er vergißt es auch als überzeugter Internationalist nie, und auch wir dürfen es nicht vergessen. Was sagt er nun über die Rolle der Deutschen im gewaltigen Zeitwandel? - Das erste, was auffällt, ist die tiefwurzelnde Verwandtschaft mit der Klopstockschen Haltung 1789: Sie und nicht wir! Im Gedicht Bem (S. 15-16) heißt es:

O, hätten wir ihn, mein Vaterland,
O, wär er unser, der Schläger;
Wir wären vom Rheine zum Donaustrand
Seiner Würden gewappnete Träger!

Nach der Beschreibung von Dembinskis Siegen denkt Schulte (S. 17-19) gleich daran, daß viele Deutsche auf der Seite der Würger der Freiheit kämpften und starben:

Und da liegen sie nun zum Schimpf und Hohn,
Die im Dienste der Knechtschaft starben,
Darunter ist wahrlich manch deutscher Sohn
Mit klaffenden Wunden und Narben!
O, hätten für Volk und Vaterland
Sie freudig den Degen geschwungen,
Wir hätten der rächenden Ehrenhand
Unsterbliche Lieder gesungen!

Der künstlerisch recht gelungene Rückblick, oder letzte Stunde des Jahres 1848 (S. 63-65) schildert pessimistisch und sarkastisch den Ablauf des so bedeutungsvollen Jahres, in einem Ton also, der bei Schulte selten zu finden ist. "... O eitles Blendwerk voller Trug/ Von deutscher Einheit, deutscher Größe!/ O, daß ein lumpig Bettlertuch/ Bedecke diese Schmach und Blöße!" - Ende 1849, Anfang 1850 kommen wieder chiliastische Erwartungen und Hoffnungen auf einen zukünftigen Sieg der guten Sache: Das Volk wird ein großes, freies Vaterland schaffen, "ob alle Kronen niederschmettern". "O, freue dich, mein Vaterland,/ Bald wird der Erlöser sich zeigen..." Von dem neuen Jahr 1850 fordert er stolz und kühn: "O, neues Jahr bring uns den Krieg!/ Bring uns das Schwert! bring uns die Sühne!/ Bring uns den heiligen Völkersieg!" (S. 67).

Schulte stand mit diesen wahrhaft chiliastischen und unbegründeten Hoffnungen nicht allein. Nur Marx und Engels kamen bald zu der Einsicht, daß 1850 und in den folgenden Jahren keine Aussichten mehr auf einen erneuten Aufschwung der Revolution bestünden. Marx schrieb bereits im Oktober 1850: "Bei dieser allgemeinen Prosperität, worin die Produktivkräfte der bürgerlichen Gesellschaft sich so üppig entwickeln, wie dies innerhalb der bürgerlichen Entwicklung überhaupt möglich ist, kann von einer wirklichen Revolution keine Rede sein (Marx-Engels, 1977, II/113)." "Diese kühle Affassung der Lage", berichtet rückblikkend Engels 1885, "war aber für viele Leute eine Ketzerei zu einer Zeit, wo Ledru-Rollin, Louis Blanc, Mazzini, Kossuth, und von kleineren deutschen Lichtern Ruge, Kinkel, Goegg und wie sie alle heißen, sich in London.... zu provisorischen Zukunftsregierungen... zusammentaten..." (Marx-Engels, 1976, II/255). Es ist wohl "Revolutionsmacherei", der auch unser Dichter in Köln anheimgefallen ist.

Trotzdem ist es nicht überflüssig zu fragen: Welche Rolle dachte nun unser Dichter den Deutschen nach dem ersehnten Völkersieg über Despotismus und Ausbeutung zu? - Nur mit Erschütterung und Hochachtung kann man - ob Deutscher oder Angehöriger welcher Nation auch immer - das große Gedicht des einfachen deutschen Handwerkers: Deutschlands Schwur lesen: (S. 56-57):

O, Vaterland, sieh! wir stehen bereit
Zum Kampfe auf Tod und Leben!
Wir opfern...
Dir liebebegeistert Gut und Blut:
Wir schwören, wir schwören, wir schwören!
.....

Nie werden wir fürder in Bann und Haft
Ein Volk verräterisch stürzen
.....

Wir geben Dich frei, O Polenland,
Und frei Deine blutenden Söhne!
Nimm hin unsere männliche Freundeshand,
Italiens herrliche Schöne!
.....

Die gleißenden Reden im Parlament,
Sie werden uns nimmer betören,
Das Volk seine heilige Pflicht erkennt:
Wir schwören, wir schwören, wir schwören!
.....

Wir haben der Blutschuld schon genug
Auf gebeugtem Nacken zu tragen!
.....

Wir erkennen unsere heilige Pflicht:
Wir schwören, wir schwören, wir schwören!

Dieser Schwur grenzt das "proletarische", das "arme" Deutschland von dem Deutschland der Junker und der liberalen Bourgeoisie deutlich genug ab. Die gleißenden Reden im Parlament bewiesen, daß die hier gemeinte heilige Pflicht der Deutschen anderen Völkern gegenüber die deutsche Bourgeoisie nie erkennen und nie anerkennen wird. Diese Pflicht ist nur auf der Grundlage eines konsequenten Internationalismus zu erfüllen, aber auch dann nur in einem gesellschaftlichen Zustand, in dem das Privateigentum nicht mehr vorhanden ist.

Den schmalen Band von 160 Seiten schließt ein Blatt mit Noten zu dem Gedicht Des freien Mannes Vaterland ab. In Musik gesetzt von J. Steinmetz (S. 53).

Wo sind, Du freier, stolzer Mann,
Die Marken Deiner Landesgrenzen?
Ob Ocean, ob Felsen, ob Ströme die Grenzen bilden? Nein:
So weit die Herzen mutentbrannt
Für Recht und Freiheit jubelnd schlagen,
So weit hinaus dehnt sich das Land, Wo meine Marken
schimmernd ragen.
Wo meine Marken schimmernd ragen!

Am nächsten liegt dem Deutschen deutsches Land, wo deutsch gegrüßt wird, so z.B. am Rhein oder in der Schweiz. Aber auch an der "klagenreichen" Weichsel, "wo der finstre Pole, ernst und bleich/ Still über sein Verhängnis sinnet", oder an der Oder klagt man dem Dichter, was man geduldet. Er grüßt aber auch Frankreich, das "große Ehrenland": "Du Land des Lichts! Du Land der Sonne!" In Italien, "Wo stolz die heil'ge Römerstadt/ Auf sieben Hügeln herrlich thronet,/ Auch dort führt mich ein blumiger Pfad/ Zum Herd, an dem mein Bruder wohnet." Über dem Meer winkt ihm grüßend Amerika: "Dort dient der Freiheit hohes Glück/ Dem edlen Volk zum Heil und Segen/ Und freudig tritt mit heitrem Blick/ Der freie Mann mir frei entgegen."

Des freien Mannes großes Vaterland ist also die ganze Welt, wo "die Herzen für Recht und Freiheit jubelnd schlagen."

x x x

Diese Ausführungen über den deutschen Dichter Eduard Schulte haben ihr Ziel erreicht, wenn sie die Aufmerksamkeit der wirklich Sachverständigen erwecken, die den Platz dieser Gedichte in der Geschichte der sozialistischen Lyrik deutscher Sprache sachkundiger bestimmen können, als es mir bei diesem ersten Anlauf gelungen ist. - Wir Ungarn ehren Eduard Schulte, den deutschen Handwerker und Dichter, auch als einen, der unseren Anteil am Völkerfrühling 1848/49, unsere Siege und unseren Fall - im Stile der Zeit meist mit deklamatorischem Pathos, das das nüchterne Heute befremdet, aber stets mit Begeisterung und Hochachtung - besang.

Literatur

Häckl, Manfred: Der Befreiungskampf des ungarischen Volkes 1848-49 in der deutschen Literatur der Zeit - zitiert die Rede Hartmanns. Im Sammelband: Studien zur Geschichte der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen, Berlin, 1969.

Hönig, Johannes: Ferdinand Gregorovius als Dichter, Stuttgart, 1914, zitiert das Gedicht von Ferdinand Gregorovius: In der Csarda.

Marx, Karl - Engels, Friedrich: Ausgewählte Werke, Bd.II., Bd. VI., Berlin 1976-77.

Underberg, Elfriede: Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848-49, Leipzig, 1930. (Eine der häufigen Anthologisierungen von Ferdinand Freiligraths Gedicht: Ungarn. Silvester 1848.)

Miklós S a l y á m o s y

Eine philologische Novelle (Hertha von Polenz)

Von den drei Figuren der im Titel angedeuteten Novelle dürfte Wilhelm von Polenz dem wohlinformierten Leser halbwegs bekannt sein. Um die zweite, Hertha von Polenz, geht es in ihr. Die dritte muß jedoch zunächst etwas ausführlicher vorgestellt werden: Alfred Knobloch.

Wilhelm von Polenz lernte ihn im Vitzhumschen Gymnasium zu Dresden kennen. Die Freundschaft mit ihm sollte ihn fortan Jahrzehnte seines Lebens begleiten. Alfred Knoblochs Großvater, Karl Wilhelm (1789 - 1856), war Advokat und Notar in Cottbus; sein Vater Wilhelm (1831 - 1907), unehelich geboren, zunächst Landwirt. Er mußte diesen Beruf aufgeben und erhielt eine Stellung als Landmesser bei der Eisenbahn. Seine Mutter war Ida von Vitzthum (1832 - 1890). Er selbst wurde am 9. Januar 1859 in Wilhelmsfeld bei Rothenburg geboren, begann das Gymnasium in Breslau, konnte aber zu Ostern 1873 nach Dresden ins Vitzthumsche Institut dank der Tatsache überwechseln, daß die Schule eine Stiftung der Familie der Vitzthums von Apolda, verwandt mit seiner Mutter, war. Er verließ sie nach dem Abitur 1878, studierte Jura in Breslau, war zunächst Referendar und wurde in den 80er Jahren Assessor. 1890 ist er im Staatsdienst in Posen und dann bis 1910 erster Bürgermeister in Bromberg, um 1900 Mitglied des preußischen Herrenhauses, 1910 Direktor des neugegründeten Hansabundes. 1912 geht seine um 1890 geschlossene Ehe auseinander, und er übersiedelt nach Berlin als Rechtsanwalt beim Kammer- und Landgericht. Gegen Ende seines Lebens ist er unter dem Pseudonym Benjamin Corda mit literarischen Werken auch vor die Öffentlichkeit getreten, mit Romanen, Novellen und Dramen: Mit

Letzteren allerdings nur im Selbstverlag. Einsam und von allen verlassen starb er in den schweren Kriegszeiten 1916.

Die Freundschaft der beiden jungen Leute - Alfred Knobloch war nicht nur zwei Jahre älter, er war außerdem in der Schule vier Klassen weiter als Wilhelm von Polenz - dürfte bald nach dessen Eintritt in die Schule begonnen haben.

Benno von Polenz, der jüngere Bruder Wilhelm von Polenz', kannte Knobloch gut; 1884 hat dieser sogar eine Korrespondenz mit ihm angeregt, die zwar nicht lange dauerte, jedoch von einem persönlichen Verhältnis zwischen den beiden zeugt. Das gibt der Schilderung Knoblochs aus Benno von Polenzens Feder eine gewisse Authentizität, der ausführlichsten übrigens überhaupt unter den direkten, die wir über ihn besitzen.

"Alfred Knobloch hatte keine so ungetrübte Jugend gehabt wie Wilhelm von Polenz. (...). Die Familie lebte ... in Breslau Die Verhältnisse waren, besonders im Anfang, bescheiden. Alfred, das älteste Kind [er hatte noch zwei Schwestern], besuchte Breslauer Schulen, auf denen er sich nicht wohl fühlte, und die ihm wenig Anreiz boten, Geist und Phantasie ernsthaft zu bestätigen. Den persönlichen Bemühungen der Mutter ... gelang es, ihrem Sohne eine Freistelle im Internat des Vitzthumschen Gymnasiums zu verschaffen. Hier erst kam die zweifellos große Begabung Alfred Knoblochs zur ungehemmten Entfaltung. Seine besondere Liebe war dem Schrifttum des In- und Auslandes zugewendet. Schon frühzeitig entwickelte sich in ihm das Verständnis für künstlerische Werte. Aber er nahm nicht bloß in sich auf. Vielmehr hatte er schon als junger Mensch das ausgesprochene Bedürfnis, das, was er wertvoll erkannt hatte, anderen mitzuteilen, und wenn er selbst ergriffen worden war, andere mit fortzureißen. Hierbei kam ihm seine rednerische Begabung, sein lebhaftes Temperament und vor allem die Fähigkeit zustatten, andere Menschen rasch zu durchschauen. Ein so gearteter Charakter mußte notwendigerweise die Mitschüler daraufhin prüfen, ob sie sich zum Resonanzboden seiner Gedanken eigneten. Und so war denn auch sein Blick verhältnismäßig zeitig auf Wilhelm von Polenz gefallen, obwohl dieser wesentlich jünger war und vier Klassen unter ihm saß. Vielleicht mag gerade dies einen besonderen Anreiz für Knobloch

abgegeben haben, der sich sicherlich im innersten Herzen als Menschenbildner fühlte. Auf jeden Fall hat er bald genug herausgefunden, daß hier eine Begabung vorlag, die mit der eigenen vieles gemeinsam hatte. Vielleicht auch hatte er, ohne sich dessen bewußt zu werden, gefühlt, daß der zweifellos vorhandene Unterschied des Naturells für beide eine glückliche Ergänzung der eigenen Persönlichkeit verheiße" (Benno von Polenz, S. 111/112). Er "übte auf jüngere Menschen einen bestrickenden Zauber, einen im besten Sinne des Wortes dämonischen Einfluß aus. Ich kann das aus eigener Erfahrung berichten. Ich fühlte mich, um mit den Worten meines Bruders zu sprechen, von Alfred Knobloch angezogen 'wie die Motte vom Lichte'" (Ders., S. 113).

Diesem Bild des inneren Menschen widersprechen keineswegs zwei Fotos, die in den Familienalben der Familie Polenz erhalten geblieben sind. Zu weit wollen wir in der Deutung von Fotografien nicht gehen, soviel aber können wir vielleicht sagen: Die Bilder zeigen einen Fanatiker des Ehrgeizes und des Willens, eine fast ostentative Selbstbeherrschung und Hemmungen, Tatendrang und einen Hang zum Herrschenwollen in dem hochgeschossenen, mageren, brünetten jungen Mann mit starken Zügen, stechenden Augen und schmalen Lippen.

Tiefer gehen selbstverständlich die nicht spärlichen, direkten und indirekten Charakterisierungen durch Künstlerhand: die des Freundes Wilhelm von Polenz selbst.

Das Einleuchtendste, was er über den Freund geschrieben hat, steht in einem Brief und in einem Roman. Die Briefstelle lautet:

"Du hast Züge von Basaroff, ja du würdest ihm vielleicht sehr ähnlich sein, hättest du selbst, deine Familie und Freunde nicht dafür gesorgt, daß die Flamme der Menschenliebe nicht in dir ausging" (Leipzig, 1.6. 1885).

Und wir haben einen echten Polenzschen Basarow, eine wichtige Nebenfigur seines ersten Romans "Sühne", Konrad Burt. Was in diesem Amalgam Basarow - Burt - Knobloch für alle drei gemeinsam und infolgedessen auch für Knobloch charakteristisch sein dürfte, ist eine düstere und zugleich edle, aufopferungswillige Prinzipienreiterei, eine (bei Basarow konkretere und bei Burt diffusere und

noch inkonsequentere) Ablehnung des Bestehenden, hervorragende Gaben des Verstandes, der schon einmal erwähnte Fanatismus, der selbst die eigenen Gefühle nicht schont, ein schamhaft verborgener und verdrängter, aber deshalb nicht weniger explosiver Ehrgeiz, Gefühlsarmut, aber trotzdem aufrichtige Neigung zu einem anderen Mann, der nicht nur jünger, sondern beinahe sein Jünger ist und: die grenzenlose mit Ehrfurcht gemischte Verehrung desselben Jüngers für ihn. (Dies letzte Moment gilt für die erste Hälfte der Turgenewschen Romanhandlung und des Polenzschen Lebensromans.)

Wir haben aus den gemeinsamen Schuljahren eher nur die Kenntnis von dem Vorhandensein der Freundschaft als deren Formen und konkrete Wirklichkeit. Über den Inhalt immerhin so viel, daß Knobloch für seinen jungen Freund ein Führer und Ratgeber in Sachen der Literatur war. "Auch auf dem Vitzthumschen Gymnasium scheint Wilhelm von Polenz sich weiter mit Schiller beschäftigt zu haben. Nun aber setzte der Einfluß Knoblochs ein. 'Er wies mich' schreibt Polenz, 'vor allem auf Shakespeare hin. Ebenso wurde ich auch durch ihn erst . iher mit Goethe und Lessing bekannt ...'". (Benno von Polenz, S. 113). Und etwas weiter: "Knobloch und Polenz standen mit ihren literarischen Neigungen nicht allein. Um Knobloch herum kristallisierte sich ein literarischer Zirkel. Wilhelm von Polenz berichtet: 'Mehrere von uns gründeten damals einen Klub, in dem abends vorgelesen wurde. ... alles Primaner, während ich Tertianer war. Unsere Vorlesungen fanden in einer Klasse statt. Knobloch war die Seele des Ganzen'"(Ders., S. 114).

Die Freundschaft blieb trotz der zunächst dreieinhalbjährigen Trennung nach dem Abitur Knoblochs zu Ostern 1878 bestehen, und nachdem er den Primaner Polenz in den ersten Oktobertagen 1881 in Dresden besucht hatte, nahm sie ihre dauerhaften Formen an: ständige Korrespondenz und gegenseitige, im Anfang sogar mehrwöchentliche und manchmal monatelange gegenseitige Besuche auf dem Landsitz der Familie Polenz in Obercunewalde bei Bautzen einerseits und in Breslau bzw. an den wechselnden Aufenthaltsorten Knoblochs in Schlesien, später in Posen und

zuletzt in Bromberg. Es war eine echte und große Freundschaft zwischen Männern. Und ihr Vorhandensein, ihre Dauer und Intensität müssen wir, wenigstens was Polenz betrifft, umso höher schätzen, da seine sonstige Zurückhaltung, wenn nicht angeboren, so doch Inhalt gewordene Form seiner Natur war. Sie hinterließ ihre Spuren übrigens auch in der Korrespondenz: In den beinahe hundert Briefen, die wir seit 1881 haben, kommt nur dreimal "Dein Wilhelm" bzw. "Dein Freund Wilhelm" als Unterschrift vor. Zweimal nach dem längeren Zusammensein im Jahre 1882 und einmal im Jahre 1885, was vielleicht auch eine später zu behandelnde, ganz besondere Ursache hat. Sonst lautet es immer mit dem vollen Namen "Dein Wilhelm von Polenz". Die ersten Male hielt sich Alfred Knobloch im Frühherbst 1883 und 1884 als Gast in Obercunewalde auf. Insofern scheint es eine höfliche Übertreibung zu sein, wenn Polenz 1875, d. h. nach höchstens zwei solchen Besuchen, sein Bedauern über das Ausfallen des dritten in die Worte kleidet: Knobloch fehlte ihnen "besonders bei Jagd, Fischfang und Kuchenessen, es ist beinahe wie eine stillschweigende Abmachung, daß Du Ende September zu uns kommst, hoffentlich bildet nur dieser Herbst eine traurige Ausnahme" (Obercunewalde, 7.9. 1885). Es ist zwar nur noch ein Besuch zu Lebzeiten Polenz' - vom 13. September bis 6. Oktober 1894 - belegt, der war aber sicherlich nicht der einzige seit 1884. 1895 lesen wir: "Zu meinem großen Bedauern kannst Du also nicht hierher kommen in diesem Jahre!" (Obercunewalde, 18.11. 1895).

Übrigens geht die Häufigkeit des Briefwechsels von 1890 an merklich zurück, und der Inhalt der Briefe Polenz' (es sind bis auf eine einzige Ausnahme nur seine Briefe erhalten geblieben) bezieht sich vornehmlich auf seine literarischen Arbeiten, nach 1895 hört er beinahe ganz auf. (Wilhelm von Polenz erwähnt einen Brief Knoblochs im Jahre 1901.) Trotzdem hielt die Freundschaft bis zum Grab und darüber hinaus. Am Abend des Begräbnisses des Dichters "saßen Onkel Benno, mein Vater [Xaver von Lentz] und beide Knoblochs [d. s. Mann und Frau] im Eckzimmer und lasen Onkel Willos letzte Gedichte" - erinnert sich seine Nichte (Marie-Luise von Lentz). Und zum letzten Mal war Alfred Knobloch vom

20. bis 30. September 1912 in Obercunewalde.

x x x

Die Geschichte der Jugend Polenz' ist mit der Gestalt seiner mittleren Schwester Hertha eng verflochten. Er hatte drei ältere Schwestern. Die älteste, Ida Thekla ("Illa"), geboren am 1. Januar 1855, heiratete 1876 den damaligen Offizier und späteren Grundbesitzer Klemens Xaver von Lentz. (Ihre Tochter Marie-Luise hat die Erinnerungen niedergeschrieben, die wir hier hin und wieder zitieren.) Die jüngste, Johanna Marie, in der Familie "Marka" (wir sind in der Lausitz, wo die Sorben leben!) genannt, geboren am 24. Juni 1858, ist jung, mit 22 Jahren, am 29. Mai 1880, gestorben.

Über Hertha (Klara Elisabeth, geb. am 5. Mai 1856) schreibt ihr Bruder 1882: ... diejenige Frau, die auf der ganzen Welt meinem Herzen am nächsten steht" (an A. Knobloch, [Dresden], 31. 12.). Das war auch schon früher so, und diese ihre Monopolstellung wurde nur zeitweilig durch eine Cousine, Marie von Metzradt, gefährdet; und es ist für einige spätere Jahre im wesentlichen genauso geblieben. Wenn wir später bei den Biographen Wilhelm von Polenz' (O. Frommel, S. 304, H. Ilgenstein, S. 6) über sie gleichlautend lesen können: "... ein genial veranlagtes Mädchen stürmischen, widerspruchsvollen Temperaments von äußerst vielseitiger Begabung", können wir überzeugt sein, auch wenn einer von ihnen nicht unmißverständlich darauf hinweisen würde, daß diese Worte aus den autobiographischen Aufzeichnungen stammen, die Wilhelm von Polenz ihnen zur Verfügung gestellt hat. Ähnliches formuliert sich, nur eben in der Sprache eines zur Zeit der Erfahrung kindlichen Bewußtseins, bei Marie-Luise von Lentz: "Die lebhafte Tante Hertha fesselte alle Menschen durch ihre Erzählungen und Ideen." Aber mit ihren Ideen und Einfällen konnte sie die Menschen nicht nur fesseln. Ihre Beobachtungen, beruhend auf ihrer Menschenkenntnis und zum Ausdruck strebend kraft ihrer Selbständigkeit und Selbstsicherheit, machten sie gegenüber menschlichen Schwächen rücksichtslos, und ihre Träger fürchteten sie. Tante Helene, die Schwester der Mutter, die Stiftdame in

Fulda war, "ist zu komisch, aber von Herzen gut. Sie und Hertha zusammen zu sehen, ist allerdings ein Spaß für Götter. Sie fürchtet sich vor Hertha wie vor dem Teufel" (Tagebuch IV, S. 422). Und bei einer kritischen Beurteilung der "adelsstolzen" Sophie von Polenz, einer seiner Tanten, in der u.a. geschildert wird, daß sie als die Frau des Kommandanten des Ulanen-Regiments in Oschatz ihrem Ehrgeiz genugtun kann ("jetzt endlich ist sie Commandeursfrau und unbestrittene 'erste Dame' der Gegend") und wobei vornehmlich ihre "Vorurteile" ins grelle Licht gestellt werden, sagt Wilhelm von Polenz noch: "Du wirst begreifen, daß sich eine so beschaffene Frau mit meiner Schwester nicht stehen kann, doch werden die äußeren Formen beobachtet" (Leipzig, 1.6. 1885).

Auf Fotografien erscheint sie als ein sehr schönes, reifes Mädchen, mit entwickelten Formen - sozusagen nach dem Geschmack der Zeit -, mit einer überwältigend reichen blonden Haarkrone und feinen - dem Bruder ähnlichen - Gesichtszügen, einem vielverstehend-überlegenen, beinahe spöttischen Gesichtsausdruck, dem sogar ein Zug der Weisheit nicht abgeht; später als eine in sich ruhende, harmonisch-ausgeglichene junge Frau.

In ihrer Jugend hat sie die standesgemäß-anspruchsvolle Erziehung und Ausbildung in der höheren Mädchenschule des Luisenstiftes in der Lößnitz erhalten. Eine ihrer ehemaligen Schulkameradinnen wird noch im Lebenslauf und im Werk ihres Bruders auftauchen, eine Reise zu einer anderen nach Bessarabien vermittelte ihr ein nicht alltägliches Erlebnis und eine Bekanntschaft besonderer Art mit Menschen und Landschaft, die gleichfalls ins Werk ihres Bruders Eingang findet.

Vor unseren Augen erscheint sie erst als nicht mehr ganz junges Mädchen von 25 Jahren. Nach der Heirat ihrer älteren und dem Tod der jüngeren Schwester lebt sie allein mit den Eltern in Obercunewalde; die Brüder sind auf der Schule. "Unsere Augen" sind natürlich die des zwanzigjährigen Bruders, und in ihnen erscheint sie noch großartiger, als es die späteren und doch etwas reflektierten Meinungen spüren lassen. Während der Pfingstferien 1881 lesen sie zu dritt mit "Mariechen" Metzradt den "Faust", und

der Gesprächstoff ging nie aus: "Das Gefühl, mich zwei so schönen und großartig angelegten Mädchen so nahe verbunden zu fühlen, berauschte mich ...", "... für die eine glühte noch eine alte Leidenschaft in meinem Herzen, in der anderen war ich gewöhnt von Jugend auf ein wunderbares ungewöhnliches Geschöpf und meine Meisterin und Lehrerin zu erblicken" (Tagebuch III, [S. 16/17). Er scheut sich nicht, zu dieser Hochachtung, die gegenüber älteren Geschwistern beliebigen Geschlechtes nicht außergewöhnlich ist (wenn die Leidenschaftlichkeit des Bekenntnisses auch auffällt) in seiner Ehrlichkeit und natürlich nur für sich, noch etwas fast Zwielichtiges hinzuzufügen: "Ich vergaß, daß die eine dieser Frauen meine Schwester war und glaubte oft ein mir gänzlich fremdes Wesen zu erblicken, in das ich maßlos verliebt sei. Ihr Geist berauschte mich wie Champagner."

Damals war Hertha von Polenz verlobt mit einem Engländer namens Moriarty, den sie kurz davor, während einer Reise in Gesellschaft der Eltern in Südfrankreich, im Februar 1881, kennengelernt hatte. Das war - nach der Erinnerung ihrer Nichte - eine von ihren drei Verlobungen und zu dieser Zeit schon in Auflösung begriffen. Kurz nachher zeichnet der Bruder auf: "Herthas Verlobung wegen Moriartys Krankheit, die eine Heirat nicht zuläßt, aufgehoben" (Daselbst, [S. 26]). Dabei wäre "diese so passende Partie ... eine herrliche Lösung für die schwierigsten Verhältnisse." (Diese Bemerkung ist zugleich ein Beweis dafür, daß die oben zitierte "Liebeserklärung" poetisch zu verstehen und keineswegs triebbedingt ist.) Moriarty sei "verrückt mit Bewußtsein" und gebe den Eheplan nicht auf, reise hastig hin und her. "Auch Mama ist jeden Augenblick auf Moriartys Ankunft in Cunewalde gefaßt" (Daselbst, [S. 63]). Noch ein Jahr später hielt "eine wichtige Pflicht" (Brief an A. Knobloch, Nizza, um d. 10.4.1882) Wilhelm von Polenz in Nizza auf, und dahinter vermuten wir noch immer Nachforschungen nach dem unglücklichen Verlobten. Die Verbindung wurde aber schon im Juli 1881 als gescheitert angesehen. Wie der Verlust des (in welchem Maße?) geliebten Mannes Hertha von Polenz getroffen hat, wissen wir nicht; nichtsdestoweniger war es jedoch ein harter Schlag: ein Rückfall ins kaum Erträg-

liche, das dadurch noch bedrückender wird. "Die Zwecklosigkeit ihres Daseins muß sie ja unglücklich und unzufrieden machen ... Mama und Papa wünschen Hertha sobald wie möglich aus dem Hause und auch diese selbst fühlt, daß es so nicht länger fortgeht und trägt sich nach ihrer Art mit abenteuerlichen Plänen. Eine Stiftstelle ist leider noch nicht für sie frei. Augenblicklich arbeitet sie viel und lernt vor allem neue Sprachen" (Tagebuch III, [S. 62]).Die heute sinnlos und brutal anmutende Härte einer traditionsbestimmten Lebensform haucht uns in diesen Zeilen an. Zugleich aber beeindruckt uns der Mensch, der seine inneren Kräfte mobilisiert und der Zermalmung durch eine schicksalsgegebene (wir müßten eher "gesellschaftsgegebene" sagen, wenn es das Wort gäbe) Situation entgegenstemmt. "Die drei leben ungeheuer einsam, doppelt einsam, da jeder nur seinen eigenen Interessen nachgeht. Für Hertha geht den Eltern jegliches Verständnis ab. Hätte sie nicht eine so herrlich elastische Natur, sie könnte ein solches Dasein unmöglich aushalten. So treibt sie allerhand, liest sehr viel und verfertigt Arbeiten" (Tagebuch IV, S. 415). Wir gehen kaum fehl, wenn wir den Worten einer Schwester zu ihrem Bruder in einem späteren Polenzschen Stück autobiographischen Charakter zuschreiben: "Du hast deine Idee, für die du kämpfst. - Wenn du leidest, so weißt du wofür. Aber ich! ... Ich kann dir versichern, Bruder, ich weiß manchmal nicht, wie ichs ertragen soll" (Neuland, [123]).

Die Arbeiten sind zunächst weibliche Handarbeiten. Ein paar Wochen später berichtet aber der Bruder von einer Beschäftigung anderer Art: "Augenblicklich schreibt Hertha an einem Romane. Ein eigentümliches Sujet, er spielt in Neapel, und trägt viele Reminiszenzen ihrer letzten Reise nach Nizza in sich. Die Charaktere sind zum Teil nach wirklichen Persönlichkeiten gezeichnet, ebenso einige Situationen. Das Ding kann recht gut werden, Hertha hat unverkennbares Talent zum Novellenstil. Sie las mir vor, was sie fertig hatte und legte mir den ganzen Plan dar. Täglich arbeiteten wir dann zusammen an dem Werke, zur großen Verwunderung der anderen, die nicht wegbekommen konnten, was wir trieben ..." (Tagebuch IV, S. 421/422). Von jetzt an scheint ihr Lebensproblem

gelöst zu sein. Nur noch ein einziges Mal lesen wir: "Meine arme Schwester fühlt sich gegenwärtig sehr vereinsamt, nachdem ich nun ebenfalls gegangen bin" (Brief an Knobloch, Berlin, 11.11.1883). Sonst wird Jahre hindurch nur im Zusammenhang mit ihrer literarischen Tätigkeit über die Schwester gesprochen, meistens in Form von Mitteilungen über das eifrige "Durcharbeiten" und "Korrigieren" ihrer Schriften seitens des Bruders. Zur Mitarbeit wird die große, unter anderem auch literarische Autorität Alfred Knobloch aufgefordert, und er folgt dem Ruf mit Freude und gebührendem Ernst. Davon haben wir seit Mitte 1882 Kenntnis. Ende August wird schon für seine Kritik gedankt: "So lernt sie von vorherein große Anforderungen an sich stellen und wird von der Gefahr bewahrt, ihr Talent an unbedeutende Stoffe zu verschwenden" ([Obercunewalde], 28.8. 1882). Nach wieder anderthalb Monaten: "Meine Schwester schreibt fleißig an ihrem Romane und wird ihn Dir zur Beurteilung zuschicken, wenn er fertig ist" (Dresden, 8.10.1882). Knobloch wird sogar erlaubt, das Manuskript seiner Familie vorzulesen, und als Dank für sein tätiges Interesse erhält er zu seinem Geburtstag, dem 9. Januar (1883), eine Fotografie der vielversprechenden Autorin: "Sie hofft, daß Du dieses Geschenk nicht mißverstehen wirst. Ich selbst habe ihr zugeredet [sie hatte also Bedenken], Dir auf diese Weise ihren Dank auszudrücken, da ich weiß, wie wichtig Dir das Äußere eines Menschen bei seiner Beurteilung ist, und wie sehr Dir die Gabe eignet, von dem Äußeren auf das Innere zu schließen" (Dresden, 31.12. 1882). Sie leistet auch einen Gegenbeitrag: "Meine Schwester ist im Abschreiben Deiner Novelle bereits über die Hälfte vorgeschritten" (Obercunewalde, [Mitte Nov. 1884]). Dabei wirkt es leicht peinlich, daß die von sachkundigen Korrektoren und selbstsicheren Ratgebern so eifrig bevormundete Autorin wirklich Erfolg hatte: Ihr Roman "Capriccio!" erschien in der Tat im Jahre 1884 unter dem Pseudonym Léon Sloët bei Bergmann in Leipzig, während die selbsternannten Kritiker und Werkverbesserer noch lange Jahre warten mußten, bevor sie ihre Werke im Druck sehen konnten. Sie schreibt inzwischen mit noch ungestörterer Lust weiter "an ihrem Roman 'Sünden der Väter'" (Brief an Knobloch, Dresden, 17.8. 1884), und die brüderliche

Hilfe steht ihr bei: "... ich habe das Vorwort (von "Sünden der Väter") gänzlich umgeschrieben. Dasselbe war meiner Ansicht nach für buchhändlerische Zwecke völlig ungeeignet" (Brief an Knobloch, Obercunewalde, 27. 11. 1884). Es muß inzwischen auch ein Mißverständnis zwischen den Geschwistern gegeben haben, dessen Ursache uns unbekannt ist (wenn nicht gerade ein zu scharf empfundenes kritisches Wort übelgenommen wurde): "Mit Hertha stehe ich jetzt in sehr lebhafter Korrespondenz hauptsächlich literarische Dinge betreffend. Rubana hat sie nach meinem Plane umgearbeitet. Der Verkehr zwischen uns hat wieder einigermaßen die alte Herzlichkeit angenommen" (Leipzig, 17. 5. 1885). Es ist nach all dem nicht verwunderlich, daß er zu Pfingsten 1885 eine Schwester vorfindet, die "sehr frisch ist und jugendlicher denn je aussieht. Sie betreibt jetzt eine sehr vernünftige Lebensweise mit der ihr eigenen Konsequenz" (Leipzig, 1. 6. 1885). Dazu hat sie allen Grund: Im Jahre 1885 wird auch ihr zweiter Roman, diesmal in Jena bei Costenoble, "Sünden der Väter", herausgebracht. Zwei Jahre später folgt ihm noch eine Erzählung: "Der Raugraf", erschienen in Dresden bei Heinrich Minden. Er wird dann auch der erste Verleger ihres Bruders sein.

Damit ist die Reihe ihrer Werke, die gedruckt wurden und von denen wir Sicheres wissen, zu Ende. Es ist wohl möglich, daß einige ihrer Novellen in Zeitschriften erschienen.

Währenddessen ist aber auch noch eine andere Entwicklung im Gange. In den Briefzeilen über die wiederaufgenommenen herzlichen Beziehungen zwischen den Geschwistern hätte uns ausfallen können, daß anstelle des üblichen "meine Schwester" "Hertha" steht. Das ist ein Zeichen der schriftlichen Vertraulichkeit seitens Wilhelm von Polenz', das bei ihm sehr selten vorkommt und hinter dem eine andere wachsende Vertraulichkeit zu vermuten ist. (Im nächsten Brief, dem vom 1. 6. 1885, unterschreibt er auch wieder einmal mit "Dein Wilhelm".) Damals korrespondierte Hertha von Polenz schon mit Alfred Knobloch: "Meine Schwester hat Deinen ausführlichen Brief soeben erhalten und läßt Dir durch mich ihren Dank aussprechen" (Obercunewalde, 27. 11. 1884). Dieser neue Briefwechsel dürfte hin und wieder

sogar noch intensiver gewesen sein als der zwischen den beiden Männern: "Ich erfahre nur auf dem Umweg über Cunewalde, durch meine Schwester, etwas über Dich ...", schreibt Polenz aus Leipzig am 17. 5. 1885. Kurz davor will Alfred Knobloch die Korrespondenz mit dem Jüngsten unter den Geschwistern, Benno von Polenz, aufnehmen. Wilhelm rät seinem Bruder dazu: "Auf keinen Fall lasse dir diese Gelegenheit entgehen, einem Menschen, wie wenige in der Welt herumlaufen, näher zu treten" (ohne Ort, 28. 4. 1884). Wir täuschen uns kaum, wenn wir annehmen, daß dabei nicht nur der pädagogische Eifer Alfred Knoblochs im Spiele war, sondern auch die Absicht, der Familie der jungen Dame durch erweiterte Beziehungen näher zu kommen. Die Bekanntschaft blieb auch nicht beim Verschicken von Fotografien; wie wir wissen, besuchte Alfred Knobloch im Herbst 1883 und 1884 Obercunewalde. Bei der Rückfahrt der Geschwister Polenz aus Ungarn im August 1885 kommt es auch zu einer Begegnung mit der Familie Knobloch in Breslau; geplant war sogar ein Besuch bei der Wohltäterin der Familie Knobloch, bei Frau von Oertzen: "Hertha war vollständig gewillt, Frau von Oertzen und ihren Gatten kennenzulernen, ja sich vorgenommen hatte, dieser bewährten Freudin Eurer Familie ihren Besuch persönlich abzustatten." Der Plan sei nicht ausführbar gewesen, Knobloch solle ihr Bedauern aussprechen (Obercunewalde, 11. 8. 1885). Das sieht ganz nach einem Vorstellungsbesuch einer künftigen Braut aus. Und daß es sich nicht nur Knobloch so vorstellte, sondern auch Wilhelm von Polenz, spüren wir aus dessen Eifer, die Beziehungen so eng wie nur möglich zu knüpfen (und das Nichtzustandekommen einer geplanten Beziehung in seiner Bedeutung nachträglich herunterzuspielen). Anfang 1887 teilt Alfred Knobloch Hertha den Erfolg seiner zweiten Staatsprüfung mit. (Das erfahren wir nur indirekt aus einem Brief Wilhelm von Polenz' an Alfred Knobloch [Dresden, 10. 2. 1887], bei dem die untere Hälfte des zweiten Blattes abgeschnitten ist. Auf der beschriebenen anderen Seite der oberen Hälfte des zweiten Blattes steht nur: "... ist noch nicht reif, obgleich sie lange genug am Baume hängt." Was die fehlende Frucht sein dürfte, ist leicht zu erraten.) Was da bald herauskam, schien nur Hertha von

Polenz bis dahin ein Geheimnis gewesen zu sein; vielleicht war sie wirklich überrascht. Auf jeden Fall tat sie so, vielleicht auch nur aus vermeintlicher Wohlerzogenheit, die das Unstatthafte offen nicht einmal zur Kenntnis nimmt, wenn es sie auch vor den Kopf stößt. Mit Sicherheit wissen wir nur soviel, daß sie die Korrespondenz mit Alfred Knobloch kurz nach der Mitteilung Knoblochs abgebrochen hat: "... Die Korrespondenz mit Assessor K. habe ich aus gutem Grunde abgebrochen, sie nahm eine von vornherein nicht beabsichtigte Wendung und sind beide Teile davon durchdrungen, daß es so und nicht anders am besten ist. Ich wünsche dem jungen Mann sehr, daß er sich bald und glücklich verheiratet. Er kann manche Frau recht glücklich machen" (Hertha von Polenz an Anna Frietzsche, Obercunewalde, 3. 7. 1887). Das ist eine klare Sprache.

Was sich da abgespielt haben mag, können wir einem späteren Roman Wilhelm von Polenz' ungefähr entnehmen. Seine Romanfigur - Sohn eines bürgerlichen Geometers und einer adeligen Mutter! - schreibt in einem Brief an die junge Dame, die sein leidenschaftliches Werben, ein Ausbruch nach langer Verschwiegenheit, verschmäht hat: "... neben vielen anderen Demütigungen auch eine, die mir am heißesten auf dem Bewußtsein brennt: wie ein Bettler habe ich vor Ihnen gestanden. Das sollte ein Mann niemals tun" (Thekla Lüdekind, S. 220). Nicht nur der Mannesstolz wurde verletzt, sondern auch die Empfindlichkeit des niedriger Geborenen, der selber Sklave einer Vorstellungswelt ist, gegen die er ankämpft und deren Folge, einen Minderwertigkeitskomplex, er zu verdrängen sucht. (Dabei wollen wir keineswegs behaupten, daß Hertha von Polenz ihn wegen seiner Geburt oder gesellschaftlichen Position ablehnte; Knobloch war auch bedeutend jünger als sie. Das ändert nichts an seiner Erbitterung und seiner Überzeugung von der vermeintlichen Ursache der Ablehnung. Sonst hätte er den Wert seiner Männlichkeit als nicht anerkannt ansehen müssen, was natürlich viel schlimmer ist.)

Er wollte fortan Hertha von Polenz nie mehr persönlich gegenüberstehen und vermied jahrelang beflissentlich jede Situation, die eine Begegnung mit sich gebracht hätte. Ostern 1891

wollen sich die beiden Freunde in Berlin treffen: "Ich hatte eigentlich die Absicht, gestern und heute bei Dir in Berlin zu sein", schreibt er am Sonntag vor Ostern. "Nun will ich versuchen, einen oder die nächstbeiden Feiertage bei Dir zu sein. Schreibe es ganz ehrlich. Am Ende willst Du Deine Schwester an einem dieser Tage zu Mittag sehen. Dann würde ich nicht kommen" (Alfred Knobloch an Wilhelm von Polenz, [Posen], 22. 3. 1891).

Immerhin ging durch diesen Vorfall beinahe sogar die Freundschaft der Männer in die Brüche. Wilhelm von Polenz beanstandet am 17. 9. 1887, daß er von Knobloch seit zwei Monaten keinen Brief erhalten habe. Die beiden nächsten Briefe, schon aus dem Jahre 1888, muten wie ein Versuch der Neuaufnahme von Beziehungen an, die wenigstens seitens Knoblochs abgebrochen gewesen zu sein scheinen: "Durch Frau Oberpfarrer Hoche [Knoblochs künftige Schwiegermutter, die in Berlin lebte] erfahre ich, daß Du für mehrere Wochen Urlaub genommen hast ..." (Berlin, 6.1. 1888). Polenz will ihn in Berlin sprechen; dann erhält er doch zwei Briefe auf einmal von ihm. Er hält es aber für angebracht, noch anderthalb Jahre danach zu versuchen, seinen Freund zu trösten und zu beschwichtigen: "Über das Fehlschlagen Deiner Hoffnungen will ich kein Wort verlieren; das trostreichste, was man in solchen Fällen noch denken kann, ist 'Wer weiß, wozu es gut ist'", und die Möglichkeit, daß Knoblochs Familie in seine Nähe nach Hirschberg ziehe, müsse ihn "für manches entschädigen" (Obercunewalde, 10.6. 1889). Die Freundschaft hat jedoch nie mehr die alte Vertraulichkeit wiedergewonnen. Was wir noch sagen können, ist, daß sie korrekt und hilfsbereit blieb und mit der Zeit die Weihe des Vergehens und des Vergangenen erhielt.

Anlaß zum Trost und zur Beschwichtigung gab damals die Eheschließung Hertha von Polenz'; sie erfolgte am 25. April 1889 in Dresden. Ihr Mann, Ernst Ludwig von Jagow (1853 - 1930), war damals Landrat in der Altmark, später Regierungspräsident in Posen und schließlich Oberpräsident in Westpreußen. Die Neuvermählten lebten zunächst in Gerhof bei Seehausen, später in Posen. Zur gleichen Zeit lebte übrigens auch der schon gleichfalls verheiratete Alfred Knobloch dort. Sie haben ein persönliches Tref-

fen wahrscheinlich mit Erfolg gemieden. (Immerhin gestaltet Wilhelm von Polenz in einem späteren, übrigens nicht veröffentlichten Drama unter dem Titel "Ein Opfer!" eine ähnliche Situation: Ein mittlerer Beamter mit Familie gerät mit einer Dame, die er noch aus der Jugend her kennt und die jetzt die Frau des führenden Vertreters der Staatsmacht in einer östlichen Provinz des damaligen Deutschland ist, in einen Beinahe-Konflikt.) Hertha von Jagow brachte am 2. März 1891 einen Sohn, Matthias, zur Welt.

Nach allem, was wir wissen, erlebte sie keine Enttäuschung in ihrer Ehe, und ihr Glück wurde auch dadurch nicht beeinträchtigt, daß ihr Mann als eine Bedingung der Ehe bestimmt hatte, sie müsse die schriftstellerische Tätigkeit aufgeben. In seinen Kreisen hat man so etwas nicht einmal bei einem Mann als standesgemäß akzeptiert - einiges davon wird noch auch Wilhelm Polenz spüren müssen - von einer verheirateten Frau ganz zu schweigen. "... ich besuchte Hertha in Gehrhof. Sie sieht besser aus denn je, auch ihr Junge gedeiht. Ihre Elastizität und ihr Anpassungsvermögen sind außerordentlich. Sie ist glücklich mit ihrem Mann" (Obercunewalde, 4. 11. 1891). Sie selber schreibt auch in diesem Sinne von ihrem Eheleben in den Briefen an Fräulein Frietzsche. Diese Berichte, hauptsächlich, wenn wir "die Elastizität und das Anpassungsvermögen" vor Augen halten und an das "Schreibverbot" denken, schließen nicht aus, daß ihre Lage als Wirklichkeitsgrundlage zu einer Schilderung diente, deren Gegenstand die Schwester eines Polenzschen Romanhelden ist: "Auf den Gedanken, daß man als erwachsene Person auf eigene Faust einem Interesse nachgehen könnte, schien sie nicht gekommen zu sein. ... Zu sehen, daß sie unter (ihres Mannes) unzarter Behandlung leide, war eben nicht schwer. Aber konnte man ihr helfen? - (Sie) hatte ihr Schicksal selbst gewählt. Durch ihre Nachgiebigkeit war sie zum Echo und Schatten geworden des Gatten. Selbst wenn dazu aufgefordert, würde er es abgelehnt haben, sich in die Verhältnisse dieser beiden einzumengen" (Wurzellocker, S. 430, 431/432). Was diese "Nachgiebigkeit" bedeuten kann, dazu zitieren wir aus einem ihrer Briefe: Ihr Mann sei "wirklich

der schönste, liebste, klügste, großdenkendste seines Geschlechts, der mir jemals vorgekommen. Er ist mir in jeder Beziehung über und da ist Unterordnung nicht nur eine Pflicht, sondern sogar ein Vermügen" (an Anna Frietzsche, Oberounewalde, 2.6. 1890). Zwischen "Elastizität und Anpassungsvermögen" bzw. "Nachgiebigkeit und Echo und Schatten des Gatten" mögen die Zeit - zwischen der Briefstelle und dem Roman liegen zehn Jahre - und der schärfer gewordene Blick des auf die früher so hochgehaltene Eigenart der Schwester stolzen Bruders sein.

Immerhin spielte sie im Leben, Denken und Fühlen des Bruders nicht mehr die Rolle wie in den 80er Jahren. Sie starb auch früh an Masern, mit denen sie sich bei der Pflege ihres Sohns angesteckt hatte, am 20. März 1898 in Posen. Ihr Mann heiratete bald wieder, und zwar die kurz zuvor, im September 1899 geschiedene Helene Freifrau von Puttkammer. Herthas Sohn fiel in Litauen im Sommer 1915.

So blieb von ihr nur, was sie geschrieben hat: die Werke von Léon Sloët. Sie sind die Produkte einer regen und lebendigen Phantasie, eines Geistes, der spielerisch-dilettantisch, aber mit erstaunlicher Selbstsicherheit und Unbeschwertheit bunte Geschichten erzählt, der eigene Erlebnisse in gewissem Maße episch zu objektivieren, fremde Schicksale und Milieus zu erfinden und beinahe glaubhaft zu gestalten vermag, und sich dabei im Phantastischen, Abenteuerlichen, gruselig Überraschenden gerne delektiert. Ihre Sünden der Väter und Capriccio! lassen sich mit Interesse zu Ende lesen (Der Raugraf ist nicht mehr aufzufinden), wenn wir die sich selbst auch nicht immer ernstnehmende Trivialromantik genießen können. (Und das tun wir meistens.) Sie sind aber im Strom der Unterhaltungsliteratur untergegangen. Ihre Schriften sind Zeugnisse eines eigenartigen Menschen zu einer Zeit, die mitunter sogar ihre Privilegierten zu quälender und selbstzerstörerischer Passivität und Funktionslosigkeit verurteilte, und als menschliche Dokumente in diesem Sinne beachtenswert.

Literatur

Knobloch, Hellmuth: Briefe an Erich von Polenz vom 9.1. 1966 und 30.3. 1966. - Sie sind wie alle im folgenden aufgezählten Hand- und Maschinenschriften in der Sächsischen Landesbibliothek Dresden unter der zusammenfassenden Signatur Msc. Dresd. App. 1203 im Nachlaß von Wilhelm von Polenz zu finden. Die im Haupttext zitierten Briefe, wenn nicht anders bezeichnet, stammen von Wilhelm von Polenz und sind an Alfred Knobloch gerichtet.

Nachwort zu Alfred Knoblochs Roman "Heimat", Berlin 1917. (Abschrift).

Polenz, Benno von: Wilhelm von Polenz als Schüler des Vitzhumschen Gymnasiums. - In: 100-Jahrfeier des Vitzhumschen Gymnasiums zu Dresden 1828-1928. Dresden (1928), S. 106-137.

Tagebuch III von Wilhelm von Polenz (von Ostern bis zum 5. 11. 1881).

Tagebuch IV von Wilhelm von Polenz (vom 6. 11. 1881 bis zum 3. 3. 1882). - Auch gedruckt: Salyámosy Miklós (Hrsg.):Wilhelm von Polenz: Tagebuch 1881-1882. In: Acta Litteraria Ac. Sc. Hungaricae (Nrn 3/4)/Bd 14, S. 408-437.

Frommel, Otto: Wilhelm von Polenz. - Deutsche Rundschau, Bd. 118 (Nr 5)/(Jg. 30), (Febr. 1904), S. 303-307.

Ilgenstein, Heinrich: Wilhelm von Polenz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte der Gegenwart. Berlin 1904.

Lentz, Marie-Luise von: Jugenderinnerungen. Das Haus Obercunewalde. Wie ich es erlebte. (Masch. geschr.)

Polenz, Wilhelm von: Neuland. (1203 D 9)

Salyámosy Miklós: Das Ungarnbild eines deutschen Schriftstellers. In: Annales Univ. Sc. Budapestinensis, Sectio Phil. Mod., Bd. 2, 1971, S. (3)-25.

Polenz, Wilhelm von: Thekla Lüdekind. Gesammelte Werke, Bd. IV, Berlin 1909.

Polenz, Wilhelm von: Wurzellocker. Wie oben, Bd. VI, Berlin 1909.

Péter V. S i m o n

Gottlieb August Wimmer (1791-1863). Ein deutscher Sohn des ungarischen Reformzeitalters

Es ist bekannt, daß das ungarländische Deutschtum im Gegensatz zu den meisten Nationalitäten des Landes die Revolution von 1848-49 unterstützte. Die Schwierigkeiten der Organisation der Heimwehr in Pozsony und die schwankende Haltung von Temesvár zeigen, daß von einem einheitlichen Hungarismus - wie etwa um die Jahrhundertwende - nicht mehr die Rede sein kann, aber die Kräfteverhältnisse zwischen den verschiedenen Schichten der sich spät ausbildenden deutschen Nationalität blieben immer noch ausgeglichen. Die heutige ungarische Geschichtswissenschaft erklärt diesen Umstand - insofern sie das Deutschtum überhaupt als Nationalität akzeptiert - einseitig mit dem Mangel an einer territorialen, ökonomischen, gesellschaftlichen und sprachlich-kulturellen Einheit der Deutschen und übersieht dabei, daß die deutsche Volksgruppe trotz ihrer Zersplitterung eine hohe Stufe bürgerlicher Entwicklung in der ungarischen feudalen Gesellschaft darstellt (Windisch 1964, 635-640).

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte eine Reihe von Veränderungen in das Leben des ungarländischen Deutschtums. Im Kreise der 1 273 677 Deutschen zeigten sich die ersten Spuren einer Vereinheitlichung der Mundarten, und die gesellschaftlichen Unterschiede, die die stolzen Nachfolger der "hospites Theutonici" des Mittelalters von den kürzlich eingesiedelten Schwaben trennten, verschwanden allmählich (Angabe s. Fényes 1842, I. Bd. 33). In den Jahren der Assimilation entfalteten sich neue Gegensätze in bezug auf die von Kölcsey verfaßte neue Zielsetzung: Vaterland und Fortschritt. Die Sachsen von Sieben-

bürgen und die Patrizier von Ober- und Westungarn betrachteten die ungarischen sprachlich-kulturellen Bestrebungen und die gegen feudale Überreste gerichteten Reformversuche mißtrauisch. Dabei wuchs eine neue Generation deutscher Intelligenz heran, deren Vertreter sich in vielen Fällen mit den Reformideen des ungarischen Adels identifizierten und das Landvolk im Banat sowie in den Komitaten Vas und Tolna zum Schutze der Revolution mobilisierten (Varga 1953, 339).

Zu den hervorragenden progressiven Gestalten dieser Reformgeneration gehörte Gottlieb August Wimmer. Sein Lebenswerk zeigt etliche Ähnlichkeiten mit dem von Stephan Ludwig Roth; auch er war Pädagoge, Publizist, Fachschreiber, Aufklärer und Organisator seiner deutschen Gemeinschaft. Seine kirchliche Tätigkeit wurde bereits von den Zeitgenossen hochgeschätzt; im heutigen Österreich hält man ihn sogar für die bedeutendste Persönlichkeit des Protestantismus im Reiche der Habsburger des 19. Jahrhunderts (Mitteilungen 1963, Nr. 20 u. 22.). Wimmers Lebensbahn wich 1848 von dem Weg seines großes sächsischen Zeitgenossen endgültig ab. Er stellte sich in den Dienst der ungarischen Revolution und führte wichtige diplomatische Missionen in London, Paris und Berlin aus. Kossuth wollte ihn 1849 zum Kultusminister ernennen, und die Emigranten zählten ihn auch noch in den Jahren der Bremer Verbannung zu den führenden Repräsentanten des gestürzten freien Ungarns (Szántó 1934, 77). Die vorliegende Abhandlung faßt Wimmers Wirksamkeit in der Vormärzperiode zusammen und will die Wurzeln seiner Haltung 1848/49 darlegen.

Wimmer bezeichnete in seiner Selbstbiographie (Auszüge aus dieser Schrift sind von Kurz 1895 veröffentlicht) den 20. August 1793 als Geburtsdatum, obwohl seine Taufe am 20. August 1791 in die Matrikel der Matzleinsdorfer Kirche in Wien eingetragen wurde. Er stammte von armen Eltern. Sein Vater, Matthias Wimmer, diente Baron Zadeler, seine Mutter Maria Magdalena Roth, kam aus Regensburg nach Wien (Magyar 1910, 6-8). Er verlor im Kindesalter beide Eltern. Drei Jahre nach dem Tode seiner Mutter verließ er Wien. Sein Weg führte nach Selmecbánya in Ungarn, wo er einen Onkel aufsuchen und seine Studien beginnen wollte. Die abenteuer-

liche Wanderung im Sommer 1803 erzählte er später oft seinen Töchtern; einmal nahm ihn ein deutscher Bauer aus Mosonmagyaróvár auf, ein anderes Mal übernachtete er in einem Kloster. Nach der Familientradition soll er András Kubinyi, den späteren weltlichen Inspektor des Bergdistriktes, der ihn zu seinen ersten "Ämtern" in Osgyán und Gyönk verhalf, in diesen Tagen getroffen haben. Das erste Studienjahr absolvierte Wimmer in Selmecbánya, die nächsten vier Jahre verbrachte er im Hause eines ungarischen Adligen in Osgyán, wo er den Sohn des Hausherrn unterrichtete, während er selbst weiterlernte. Hier wurde er emotionell zum Ungarn und legte den Grund für seine ungarischen Sprachkenntnisse, obwohl er das Ungarische nie vollkommen erlernen konnte (V.Simon 1978).

1809-1811 studierte Wimmer in dem berühmten Kollegium von Eperjes. Hier machte er bald mit einem viel jüngeren Schulkameraden, Lajos Kossuth, Bekanntschaft. Kossuth soll die wertvollen Eigenschaften seines älteren Freundes gleich erkannt haben, denn die hier entstandene Freundschaft begründete ihre Zusammenwirkung zur Zeit des Freiheitskrieges (Zimmermann 1942, 147-185 u. V. Simon 1978). Das theologische Studium begann Wimmer 1811 in Besztercebánya, aber im nächsten Jahr ging er nach Sopron, um sich im dortigen, patriotisch gesinnten Seminar weiterzubilden. Hier gewann er solche Freunde wie Michael Biberauer, der nach Jahrzehnten die Leiche von Haynau in Graz auf eine verachtende Weise einsegnete (Kurz 1895, 19), und Matthäus Haubner, der seine "aufrührerische Tätigkeit" im Jahre 1848 mit sechs Jahren Festungsarrest in Kufstein büßte (Payr 1924, I. Bd. 900). In Sopron verbrachte Wimmer drei "traurige Jahre der Prüfung, der Läuterung" (Selbstbiogr. bei Kurz 1895, 19). Er gab Privatstunden, erwarb sich Stipendien und die Erlaubnis, im letzten Studienjahr den Unterricht der deutschen Sprache im Progymnasium von Gyönk zu übernehmen.

1814 erhielt Wimmer das theologische Diplom. Nachdem er sich zwei Jahre lang im Hause eines Gutsbesitzers in Oberungarn als Hauslehrer betätigt hatte, ging er nach Jena. Von Oktober 1816 bis Mai 1817 besuchte er die Vorlesungen der bekanntesten Professoren an der Universität. Die Lehren von Gabler, Schott,

Stark, Luders, Münchov, Eichstädt, Bachmann und Köthe prägten sich tief in die Seele des jungen Geistlichen ein. Er kehrte als Anhänger des Pietismus und begeisterter Propagandist der Ideen von Francke nach Ungarn zurück (Magyar 1910, 13-15 u. Kurz 1895, 19 20).

Auf die Ernennung brauchte er nicht lange zu warten; er bekam einen Einladungsbrief aus Felsőlövő, wo ihn Superintendent János Kis, Mitarbeiter von Kazinczy und Kisfaludy, am 28. Januar 1818 in das Amt des Kaplans einführte. Die Ortschaft im westlichen Teil des Komitats Vas hatte damals 700 Einwohner (Vasvármegye 1848, Nr. 920); an der Spitze der evangelischen Gemeinde stand Pfarrer Pál Raics, der aber schon seit Jahren schwer krank war und noch im selben Jahre starb. So wurde Wimmer bereits 1818 zum Pastor erwählt und ernannt. Über die in Felsőlövő herrschenden Zustände schrieb er später: "Die 300-340 Schulkinder waren in einer Stube zusammengepfercht, wo ein Lehrer sie unterrichtete. Dieser Lehrer war früher in Steiermark Holzknecht, hatte etwas Orgelschlagen gelernt und sich diesem Fach gewidmet ... In Unterschützen war ein alter Bauer, ebenfalls ungelehrt, in Willersdorf ein alter Schafhirt noch unwisender ... Die Gemeinde war durch den sittenverderbenden Hausierhandel, durch den Schmuggel über die nahe Grenze, durch ihr Feudalverhältnis zu den herrschaftlichen Behörden und durch Prozesse unter sich und mit den benachbarten Ortschaften auf eine Stufe der Armut, Irreligiosität und Verderbnis herabgesunken, die nur der beurtheilen kann, der berufen war, die dicke Luft dieses Augiasstalles etwas zu reinigen" (Selbstbiogr. bei Kurz 1895, 27-28).

Wimmer heiratete 1819 Magdalene Schmidt und hatte bald drei Töchter. Den Töchtern wurde eine sorgsame, gute Erziehung zuteil, ihr Vater schickte sie sogar nach Győr, damit sie sich die ungarische Sprache aneignen. Das Familienleben blieb aber nicht ungestört, die erste Phase von Wimmers Tätigkeit in Felsőlövő (1818-1833) war von Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten belastet. Wimmers Pietismus und Bestrebungen zur Vereinigung der protestantischen Kirchen waren den kirchlichen Vorgesetzten, vor allem Superintendenten János Kis, zuwider. Wimmer erörterte seine An-

sichten in den Spalten des "Protestantischen Kirchen- und Schulblattes" (Protestáns egyházi és iskolai lap) sowie auf den Versammlungen des evangelischen Kirchendistrikts. Die in der Gemeinde eingeführten Reformen konfrontierten den jungen Pfarrer mit einer Gruppe der Unzufriedenen. Diese Gruppe zeigte Wimmer bereits 1821 wegen Eigenmächtigkeit an.

Superintendent János Kis charakterisierte Wimmer und die Gründe der Streitigkeiten um ihn und mit ihm auf folgende Weise: "... er hielt herzbewegende Reden an seine Zuhörer ...er sorgte für die Erziehung der Jugend, vielen Armen half er mit Pockenimpfungen (Wimmer impfte insgesamt 15.000 Kinder gegen Pocken - P.S.), kostenlosen Arzneien und auf andere Weise, im Gespräch wusste er das Herz von Aristokraten und Gemeinen für sich zu gewinnen; in dieser und jener Hinsicht zählte er also zu unseren besten Predigern, aber es ist auch nicht zu leugnen, ... dass er Mehrere seiner Zuhörer mit einer nicht nur der Liebelosigkeit, sondern der Grausamkeit angrenzenden Härte behandelte ... seine Hoffart und Herrschsucht durch hochmütige Verachtung der benachbarten Amtskollegen, in der Zwietracht mit ihnen, durch Beleidigung der kirchlichen und weltlichen Vorgesetzten sowie durch Übertretung der bestehenden kirchlichen Gesetze öfters zeigte ..." (Kis 1890, 673 Übersetzung P.S.). Die Lage wurde immer schlimmer, bis Wimmer 1833 die Einladung von Modor annahm und mit seiner Familie ins Komitat Pozsony übersiedelte (Magyar 1910, 18-24 u. Kurz 1895, 31-34).

Modor hatte eine wesentlich kleinere evangelische Gemeinde als Felsőlövő, und Wimmer konnte seine Familie aus den verminderten Einkünften nur schwer unterhalten. Er empfing also die bereuende Annäherung seiner früheren Gemeinde gern und nahm die erneuerte Einladung aus Felsőlövő an, wobei er aber seine Rückkehr von mehreren Bedingungen abhängig machte. Superintendent Kis und die Kichenversammlung verweigerten dagegen der Übereinkunft zwischen Pfarrer und Gemeinde ihre Zustimmung.

Felsőlövő wandte sich an Palatin Joseph, den obersten weltlichen Inspektor der evangelischen Kirche Ungarns. Wimmer bat den Kanzler um eine Audienz und trug die Sache auch Erzherzogin

Maria Dorothea vor. Die zweite Frau des Palatins war deutscher Herkunft und zeigte reges Interesse für den Stand des Protestantismus in Ungarn. Sie empfing den talentierten Dorfpfarrer mit Vertrauen, und Wimmer erwarb sich bald die Sympathie und Freundschaft der erzherzöglichen Familie. Er kehrte auf seinen Reisen oft ins Haus des Palatins in Pozsony, Buda oder Alcsut ein und gab Ratschläge zur Erziehung der beiden Söhne des Erzherzogs (Magyar 1910, 24, Zimmermann 1939, 737 u. Zimmermann 1942, 150-152).

Das Kirchengericht sagte in seinem Urteil vom 6. November 1834, daß Wimmer für die vakante Stelle in Felsőlövő kandidieren kann, wenn er sich beim Superintendenten, bei seinen kirchlichen und weltlichen Vorgesetzten entschuldigt, die kirchlichen Gesetze befolgt, seine Fehler einsieht und sich mit seinen Amtskollegen und Feinden versöhnt. Das Urteil wurde am 15. Juli 1835 in der Versammlung des Kirchendistrikts zu Győr verkündet. Felsőlövő zahlte 1500 Forint Strafgeld und Gerichtsgebühren für seinen Pfarrer (Kis 1890, 674-679).

Die Jahre 1835-1848 bedeuteten eine Zeit vielseitiger Reformtätigkeit in Wimmers Leben und eine echte Blütezeit für Felsőlövő. Die Veränderungen faßte Wimmer während der Emigration in einem knappen Bild zusammen: "Wer die Gegend, in welcher ich in Oberschützen wirkte, besah, als ich sie verlassen musste, und die Menschen, die ich herangebildet, kennenlernte, wird schwer glauben, was sie war, als ich sie betrat. Die schönen, wohlgebauten Fluren, guten Wege, herrlichen Obstanlagen, guten Wohnungen und ein Volk, das für das Gute empfänglich ist, waren damals ein Bild günstiger, moralischer, religiöser und culturlicher Verkommenheit" (Selbstbiogr. bei Kurz 1895, 30).

Die erste und wichtigste Aufgabe sah Wimmer in der Reform des Schulunterrichts. Er lud ausgezeichnete Pädagogen aus dem berühmten Berliner Progymnasium von Otto Schulz ein. Die zweite Generation seiner Helfer wuchs bereits in der Bildungsanstalt heran, die Wimmer 1841-1845 als erste Ausbildungsstätte der evangelischen Lehrer in Ungarn errichtete. Zu den Baukosten trugen Erzherzogin Maria Dorothea mit 2000 und der preußische

König Friedrich Wilhelm IV. mit 10.000 Forint bei. Wimmer nahm sicherlich auch die Hilfe der "British and Foreign Bible Society" und des Gustav-Adolf-Vereins in Anspruch. Dorfschulze Georg Poster zeichnete auf, daß die Gesamtkosten 33.381 Forint und 45 Kreutzer ausmachten, wobei die Deckung nur 6904 Forint und 54 Kreutzer betrug. Die Grundsteinlegung fand 1842 statt, und der Einweihe des neuen Gebäudes am 13. Mai 1845 wohnten sogar Gábor Klauzál und Graf Lajos Batthyány bei (A felsőlövői ...1895, 7).

In den Schulanstalten wandte man die Lehrmethode von Pestalozzi an. Die Realschule und das Progymnasium waren mit Schulbibliothek und naturwissenschaftlichen Sammlungen versehen; die Zeitgenossen nannten sie "scolem sic dictam exemplarem" (Lang 1976, 60). In den ersten Jahrgang der Lehrerbildungsanstalt nahm Wimmer zwölf Bauerjungen auf. Auf das Niveau des Unterrichts läßt die Tatsache schließen, daß die Öffentlichkeit der evangelischen Schulen in Felsőlövő selbst von der Thunschen Schulreform, die alle protestantische Schulen zu Privatschulen degradierte, nur provisorisch berührt wurde (Zsilinszky 1907, 652).

Wimmer schrieb mehrere Schulbücher für deutschsprachige Schüler. Er bemühte sich besonders um die Verbreitung ungarischer Sprachkenntnisse. Das Vorwort seines "Neuesten Lesebuches" erläutert nicht nur seine pädagogische Auffassung, sondern auch die kämpferische Religiosität und Vaterlandsliebe, die ihn später, zur Zeit der Revolution, leiteten. Er schrieb: "In diesem Lesebuch ist die Methode der Buchstabierung verwendet... 2. Die Regeln der ungarischen Sprache sind praktisch dargestellt, damit die Schüler ihre Muttersprache etwas praktisch erlernen können... 3. Die schönen biblischen Geschichten sind ins Buch aufgenommen worden, damit sich die Schüler an die Sprache der Bibel rechtzeitig gewöhnen, da diese schon immer die klassische Sprache des Volkes war... 4. Aus der heimatlichen Literatur wurden ebenfalls einige Stücke vorhanden, damit sich die Schüler mit ihrer Nationalität befreunden..." (Wimmer 1846, 3-4). Das größte Aufsehen erregte jedoch Wimmers Verlagstätigkeit, insbesondere die Veröffentlichung zweier Werke von Christian Gottlob Barth.

Wimmer lernte den berühmten Gründer des Calwer Verlags-

vereins nach langer Korrespondenz 1838 auf einer seiner Deutschlandreisen kennen. Das große Werk von Barth erschien unter dem Titel "Christliche Kirchengeschichte für Familien und Schulen" und erlebte in Deutschland insgesamt 24 Auflagen. Wimmer schätzte die Verbreitungsmöglichkeiten der Calwer Kirchengeschichte in Ungarn falsch ein, indem er Barth optimistisch informierte: "In Ungarn kann keine Polizei gegen Christum gehezt werden, weil keine da ist und der Bücherverbreitung steht kein politisches Hinderniss im Wege" (Zimmermann 1942, 151). Als Barth Felsőlövő besuchte, kam eine Vereinbarung zur Verbreitung des Buches in Ungarn zustande.

Die Rezeption der Kirchengeschichte schien anfangs wirklich günstig zu sein. Superintendent Matthäus Haubner und die Kirchenversammlung empfahlen das Werk als Lehrstoff. Die Zensur machte um so mehr Schwierigkeiten, und schließlich griff die Statthalterei ein. Unter dem Druck der staatlichen Behörden faßte die Kirchenversammlung am 2. April 1845 folgenden Beschluß: "... Da die realistische Darstellung der vielen religiösen Verfolgungen und Folterungen die unreifen Schulkinder unseren katholischen Mitmenschen gegenüber mit Hass erfüllen könnte..., verbietet die Superintendantur hiermit den Gebrauch dieses Buches..." (A felsőlövői... 1895, 9. Übersetzung P.S.).

Aus den Geschäftsbüchern von Wimmer geht klar hervor, daß 2366 deutsche, 4030 ungarische und 3548 "slawische" Exemplare jedoch bereits vor dem Eingriff der Statthalterei in den verschiedenen Teilen des Landes gekauft wurden (A felsőlövői... 1895, 9). Von Barths "Biblischen Geschichten" verkaufte Wimmer insgesamt 150000 Stück (Zimmermann, 127). Beide Werke wurden in Kőszeg gedruckt, wo Wimmer auch Tausende selbstverlegter Bibeln drucken ließ.

In den 40er Jahren war nämlich Wimmer vielseitig im Dienste der Bibelverbreitung tätig. Anfangs wollte er eigentlich nur die Gemeinden von Felsőlövő und dem benachbarten calvinistischen Felsőőr mit Bibeln in Deutsch und Ungarisch versorgen. 1836 kam er aber mit der "British and Foreign Bible Society" in Verbindung. Er erhielt von der englischen Gesellschaft den Auftrag, die

Verbreitung der Bibel im Reiche der Habsburger als Kommissionsbuchhändler zu übernehmen. Er verfügte bald über das Bücherlager der Gesellschaft in Sárospatak. Im Besitz entsprechender Konzessionen und Kredite fing er an, die Bibel in den Sprachen aller Nationalitäten der Monarchie drucken zu lassen. Die katholischen Diozösen leisteten nur in Böhmen und Mähren Widerstand. Diese Hindernisse der Bibelverbreitung beseitigte Erzherzogin Maria Dorothea. Wimmer stand mit Robert Pinkerton, dem Vertreter der Bibelgesellschaft in Frankfurt am Main, in ständigem Kontakt. Er informierte den Engländer nicht nur über den Stand des Protestantismus, sondern auch über die politischen Verhältnisse in Ungarn. An der Bibelverbreitung beteiligte er 200 Amtskollegen und verkaufte 1838-1848 nicht weniger als 26487 Bibeln und 29857 Neue Testamente in Ungarisch, 11389 Bibeln und 17261 Neue Testamente in Deutsch, 16107 Bibeln und 19814 Neue Testamente in Tschechisch, 3472 Neue Testamente in Serbisch, 102 Neue Testamente in Rumänisch, 3771 Alte Testamente in Hebräisch, 100 Bibeln in Englisch, 6 Bibeln und 10 Neue Testamente in Türkisch, 70 Neue Testamente in Griechisch und 6 Neue Testamente in Arabisch (Zimmermann o. J., 130 u. A felsőlövői... 1895, 6). Als Honorar erhielt er 500 Forint im Jahr.

In der Sache der Bibelverbreitung bereiste Wimmer ganz Österreich-Ungarn. 1840 fuhr er das erste Mal nach London, und 1844 empfing ihn Friedrich Wilhelm IV. in Herrnhut. Der preußische König schätzte Wimmer nicht nur als einen der Vorkämpfer des Protestantismus, sondern auch als ausgezeichneten Geographen und innigen Freund von Alexander Humboldt hoch (Zimmermann 1939, 738).

Neben einer Reihe kleinerer theologischer Abhandlungen schrieb nämlich Wimmer Arbeiten über geographische Themen, die in großen Handbüchern der beschreibenden Geographie erschienen. So schrieb er über Asien, Amerika und die Balkanhalbinsel ("Neuestes Gemälde Asiens und der dazu gehörigen Inseln"; "Neuestes Gemälde von Amerika"; "Neuestes Gemälde der europäischen Türkei und Griechenlands") für die "Allgemeine Weltkunde" von Schütz (Wien 1829-1833, 2., 9., 10., 28. Bde.) Seine Aufsätze über die

Komitate Sopron und Abaujvár erschienen im "Pittoresken Österreich" (Wien, 1840-41). Des Werk "Die Enthüllungen des Erdekreises, oder allgemeine Geschichte der geographischen Entdekkungsreisen zu Wasser und zu Lande für alle Stände" (Wien, 1834, 5 Bde.) erreichte eine große Popularität und mehrere Auflagen (Petrik 1882, 3. Bd. 850 u. Szinnyei 1914, 14. Bd. 1571). Durch diese Werke erwarb Wimmer einen landweiten Ruf, aber sein Name wurde auch über die Grenzen hinaus bekannt. So schenkte ihm zum Beispiel der serbische Fürst Milosch Obrenovitsch eine goldene Tabaksdose zum Zeichen seiner Anerkennung.

Wimmers Ansehen und seine Verbindungen kamen natürlich auch Felsőlövő zugute. Der Dorfpfarrer war mit den Gutsbesitzern Kázmér und Lajos Batthyány befreundet; sie erwarben ihm die Tafelsrichterwürde. Als die Gesetzgebung der ungarischen Landesversammlung die freiwillige Ablösung der urbarialen Lasten ermöglichte, vermittelte er zwischen den Gutsherren und den Bauern mit Erfolg. Felsőlövő kaufte sich als zweites Dorf nach Kakasd in ganz Ungarn bereits 1842 frei (A felsőlövői... 1895, 10). Zu seiner sozialen Tätigkeit gehörte auch die Gründung des "Evangelischen Unterstützungsvereins", der bis 1923 in unveränderter Form bestand (Bericht... o.J. 3-5). Wimmer plante die Umwandlung von Felsőlövő in ein Dorf der Obstbäume. Er stellte Kalkulationen auf und brachte den Bauern die nötigen landwirtschaftlichen Kenntnisse bei. Seine politische Auffassung wurde von Eindrücken geprägt, die er im Kreise des Volkes gewann. Er schrieb darüber: "Unter den vielen Hindernissen, welche sich meinem Wirken entgegenstellten, befand sich auch der politische Zustand des Volkes und die unglaubliche Blindheit der Behörden, sowohl der geistlichen als weltlichen. Sie waren alle im Irrtum befangen: das feudal so bequeme System zwischen Grundherren und Bauern würde ewig dauern..." (Selbstbiogr. bei Kurz 1895, 30).

Die ersten Spuren seiner politischen Tätigkeit sind von 1842 an nachzuweisen. Im Sommer 1843 nahm er an der Arbeit des Landtagausschusses für Unterrichtswesen teil und beschäftigte sich mit den Vereinigungsmöglichkeiten der protestantischen

Kirchen. Daneben schenkte er der Frage der gemischten Ehen und den Zuständen in den Gefängnissen Aufmerksamkeit (Zimmermann o.J. 147-150).

Wimmer begrüßte die Märzrevolution begeistert, weil er in der bürgerlichen Gesellschaft auch die Gleichberechtigung seiner Kirche für möglich hielt. Im April bemühte er sich unter den Mitgliedern der Komitatsversammlung (Vasvármegye 1848, Nr. 910) um die Vorbereitung der kürzlich einberufenen Landesversammlung (Vasvármegye 1848, Nr. 911). Im Mai unternahm er die erste diplomatische Mission. Unter dem Vorwand eines geschäftlichen Besuchs bei der "British and Foreign Bible Society" verhandelte er über die Anerkennung der Souveränität Ungarns in London. Anfang August fuhr er als persönlicher Bevollmächtigter von Lajos Kossuth wieder nach London. Diesmal versuchte er über die diplomatische Anerkennung hinaus auch noch einen englischen Staatskredit von 3-5 Millionen Pfund Sterling zu erreichen. Gleichzeitig schmuggelte er 7000 Gewehre und die Druckmaschiene, auf der die Assignaten der Revolution gedruckt wurden, über die Grenze ins Land (V. Simon 1978).

In den Septembertagen übersetzte Wimmer das berühmte Manifest von Kossuth ins Deutsche. Die am Tage des Pester Volksaufstandes verfaßte Flugschrift wurde in 10000 Exemplaren in den deutschen Dörfern des Komitats Vas verteilt. Wimmer hielt an der Spitze eines Volksaufstandes die einbrechenden kroatischen Truppen von Todorović drei Tage lang auf. Regierungskomissar József Vidos hob in seiner Meldung an das Landesverteidigungskomitee (Országos Honvédelmi Bizottmány) Wimmers Rolle betont hervor (Varga 1953, 248).

Nach dem Einzug von Windischgraetz mußte Wimmer Felsőlövő endgültig verlassen. Er tauchte zuerst in der Schweiz auf, dann verteidigte er leidenschaftlich die Interessen der ungarischen Sache in London (Horváth 1936, 129-153). Kurz vor dem Zusammenbruch des Freiheitskampfes wandte er sich mit einem Memorandum an den früher so freundlichen preußischen König Friedrich Wilhelm IV. Seine letzte Hoffnung war, daß die preußische Dynastie die Stephanskrone annehmen und Ungarn retten würde (Waldapfel

1962, 315-317).

Nach den Wanderjahren der Verbannung über Paris, London, New York und Bremen starb Gottlieb August Wimmer am 12. Mai 1863 auf dem Rückweg nach Ungarn in seiner Geburtsstadt Wien. Ferenc Pulszky nannte ihn einen der besten Patrioten (Pulszky 1880, 2 Bd. 261). Felsőlövő - Oberschützen im heutigen Österreich - gedenkt seiner mit einer Statue. In Ungarn fand Wimmer seit mehr als zwei Generationen keine Würdigung mehr.

Quellen und Literatur

A felsőlövői á. h. ev. nyilvános tanintézetek - tanitóképezde, gymnasium, reáliskola és nevelőintézet - ötven éves fennállása alkalmából kiadott 1894-95. évi örömértesitője. (Jahrbuch 1894/95 der öffentlichen evangelischen Schulen von Oberschützen - Lehrerbildungsanstalt, Gymnasium, Realschule und Erziehungsinstitut - aus Anlaß ihres 50jährigen Bestehens). Felsőlövő 1895.

Bericht über die Entstehung und Wirksamkeit des evangelischen Unterstützungsvereins der Kirchengemeinde Oberschützen in den Jahren 1845-1885. Oberschützen o.J.

Fényes Elek: Magyarország statisztikája I-III. (Statistik Ungarns I-III). Pest 1842-43.

Horváth Jenő: A londoni magyar propagandabizottság 1849-ben (Der ungarische Propagandaausschuß in London im Jahre 1849). In: Budapesti Szemle 1936, 129-153.

Kis János superintendens emlékezései életéről maga által feljegyezve (Die Memoiren des Superintendenten János Kis über sein Leben). Budapest 1890.

Kurz, Samuel: Gottlieb August Wimmer weil. evang. Pfarrer A.C. in Oberschützen. Budapest 1895.

Lang, Ladislaus: Schul- und Bildungswesen im pannonischen Raum bis 1918 mit besonderer Berücksichtigung des niederen Schulwesens. In: Internationales Kulturhistorisches Symposion, Morgersdorf 1975. Eisenstadt 1976.

Magyar Győző: Wimmer Gottlieb Ágost, Felsőlövő nagy papja. (August Gottlieb Wimmer. Der große Pfarrer von Oberschützen). Budapest 1910.

Mitteilungen für die Presse. Eisenstadt 1963, Nr. 20 u.22.

Payr Sándor: A dunántuli evangélikus egyházkerület története. (Die Geschichte der evangelischen Diozöse Transdanubiens). Sopron 1924.

Petrik Géza: Magyarország bibliográfiája 1712-1880. (Die Bibliographie Ungarns 1712-1880). Budapest 1882.

Pulszky Ferenc: Életem és korom I-II. (Mein Leben und mein Zeitalter). Budapest 1880.

Simon V. Péter: Wimmer Ágoston 1848-as londoni küldetése. (Die Londoner Sendung von August Wimmer im Jahre 1848). In: A szombathelyi Tanárképző Főiskola Tudományos Közleményei, Szombathely 1978. Unter Druck.

Szinnyei József: Magyar írók élete és munkái I-XIV. (Leben und Werke ungarischer Schriftsteller). Budapest 1914.

Szántó Róbert: Egyházunk és a magyarság. (Unsere Kirche und das Ungarntum). In: Erős vár a mi Istenünk. Győr 1934.

Varga János: Népfölkelő és gerillaharcok Jellasics ellen 1848 őszén (Insurgenten- und Guerillakämpfe gegen Jellaschich im Herbst 1848). Budapest 1953.

Vasvármegye közgyülési iratai (Sitzungdokumente des Komitates Vas), 1848. Im Archiv von Szombathely.

Waldapfel Eszter: A független magyar külpolitika 1848-1849. (Die unabhängige Außenpolitik Ungarns 1848-1849). Budapest 1962.

Wimmer Ágoston: Legujabb olvasókönyv (Neuestes Lesebuch). Kőszeg 1846.

Windisch Éva: A magyarországi német nemzetiségi mozgalom előtörténete 1867-1900 (Die Vorgeschichte der Nationalitätsbewegung der deutschen Minderheit in Ungarn 1867-1900). In: Századok 1964. 635-660 und 1104-1129.

Zimmermann, Bernhard Hans: Gottlieb August Wimmer. Ein Bahnbrecher der Bibelverbreitung in Südosteuropa. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte des Kirchenwesens im ehemaligen und im neuen Österreich. 58. Jg. O.J., 125-150.

Zimmermann, Bernhard Hans: Gottlieb August Wimmers politische und diplomatische Wirksamkeit. Beiträge zur ungarischen Revolution und Emigration. In: Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 1942, 54. Bd. 147-185.

Zsilinszky Mihály: A magyarhoni protestáns egyház története (Die Geschichte der protestantischen Kirche in Ungarn). Budapest 1907.

Lajos S z a l a i

Die mhd. dentalen Spiranten (z und s) in der Sprache der Ödenburger Kanzlei in den Jahren 1460-70

1. Vorbemerkungen

1.1. In der Geschichte der deutschen Sprache nimmt die Periode des Frühneuhochdeutschen eine außerordentlich wichtige Stellung ein, weil nach den tiefgreifenden sprachlichen Veränderungen, die während des Übergangs vom Mhd. zum Nhd. erfolgten, die späteren Normen der modernen nhd. Sprache gerade in diesem Zeitabschnitt sich zu festigen begannen. Dieser Tatsache sind sich die Sprachhistoriker bereits seit langer Zeit bewußt, wovon die kaum noch zu übersehende Fülle der Arbeiten solcher Art zeugt.

1.2. Mit meiner im Dezember 1977 verteidigten Dissertation über die Sprache der Ödenburger (ung. Sopron) Kanzlei in den Jahren 1460-70, die unter der Leitung von Karl Mollay entstand, habe ich einen ähnlichen Versuch unternommen, um dadurch anhand des Sprachmaterials einer größtenteils deutschsprachigen Kanzlei, die außerhalb des deutschen Sprachgebiets lag, zur Erforschung der Herausbildung der nhd. Sprache beizutragen. Ich habe deshalb zehn Jahre aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gewählt, weil sich das Urkundenmaterial dieser Zeit sprachlich nicht bedeutend von dem der unmittelbar vorangegangenen und nachfolgenden Zeitabschnitten unterscheidet. So können wir uns also anhand der sprachlichen Erscheinungen der sechziger Jahre über die Sprache des gesamten Jahrhunderts ein Bild machen.

Der finnische Philologe I.T. Piirainen macht in seinem vorbildlichen Werk darauf aufmerksam, daß die sich vorwiegend mit

der schriftlichen Überlieferung der Texte beschäftigende historische Sprachwissenschaft oft intuitiv die Grenze zwischen der geschriebenen und gesprochenen Sprache überschritten hat, "ohne eine methodologische Begründung für die Erforschung des Zeichensystems zu erstellen" (Piirainen 1968, 14). Das Wort "intuitiv" ist hier besonders hervorzuheben, weil es auf einem Mangel hinweist, der vielen sprachwissenschaftlichen Arbeiten anhaftet, da ihre Autoren ohne eine exakte Methode, mit oder ohne Absicht, die besagte Grenze zwischen geschriebener und gesprochener Sprache unbeachtet ließen und dadurch ihre Forschungsergebnisse an Wert einbüßten. Ich bin mit Piirainen für Exaktheit, d.h. dafür, daß nur aus konkret wahrnehmbaren Materialien Schlüsse zu ziehen sind und die Intuition nach Möglichkeit zu meiden ist. Der auf dem Gebiet der historischen Grammatik Tätige - so auch der Erforscher der frnhdt. Periode - arbeitet mit einem toten Sprachmaterial, nur die überlieferten schriftlichen Zeugnisse sind befragbar. Wir sind nicht mehr imstande, die ehemalige gesprochene Sprache in ihrem ganzen Wesen wahrzunehmen, deshalb bleibt uns als einziger handfester Ausgangspunkt lediglich die Schrift übrig. Die Erforscher der lebenden Sprachen müssen die einzelnen Sprechlaute der Sprecher untersuchen, wenn sie phonetische und phonematische Resultate ermitteln wollen. Wir dagegen müssen die kleinsten Bestandteile der überlieferten Schriftzeugnisse, die einzelnen Schriftzeichen, unter die Lupe nehmen und anhand ihrer Wesenszüge auf die Beschaffenheit der Laute und Phoneme schließen, soweit das überhaupt möglich ist. Wenn das Schriftbild zu viele Unsicherheitsfaktoren aufweist, dann ist es besser, diesen zweiten Schritt zu unterlassen, als falsche Behauptungen zu äußern. Auch Karl Mollay berührt in einer Besprechung der Werke von G. Kettmann, Z. Masarik und P. Suchsland diese Problematik, indem er feststellt: "Alle drei Verfasser versprechen für den größten Teil ihrer Arbeit eine 'Lautlehre', liefern jedoch eigentlich eine - immerhin saubere - Darstellung der Schriftzeichen... Störend wirkt, daß man in der Darstellung bei Graphemen wie auch bei Phonemen in den meisten Fällen nur von Vokalen, Diphthongen und Konsonanten spricht und

nicht eindeutig erkennt, ob ein Lautzeichen oder eine Lautung gemeint ist" (Mollay 1970, 234).

Da man die kleinsten Bestandteile der geschriebenen Sprache, die Zeichen, untersuchen muß, um zu weiteren Erkenntnissen gelangen zu können, habe ich in meiner Dissertation die untersuchten Denkmäler unter diesem Aspekt bearbeitet. Der Wissenschaftszeig, der sich damit befaßt, ist die Graphematik. Ich möchte mich auf Piirainen und W. Fleischer berufen, die den Begriff "Graphem" fast in gleicher Weise definieren, indem Piirainen darunter "die kleinste Funktionseinheit..., die bei der Analyse der Schriftzeichen distinktiv festgestellt werden kann", versteht (Piirainen 1968, 19) und Fleischer das Graphem als "die kleinste distinktive Einheit geschriebener Sprache" bezeichnet (Fleischer 1966, 15). Die beiden Definitionen drücken eindeutig aus, daß Graphem und Buchstabe nicht identisch sind. Bei der Bestimmung der einzelnen Grapheme habe ich mir Piirainens Methode völlig zu eigen gemacht, die er folgendermaßen charakterisiert: "Innerhalb eines Lexems werden die einzelnen Zeichen, die Graphe, unterschieden. Die Graphe aller Belege...bilden das Zeicheninventar, dessen Teile miteinander konfrontiert werden; damit werden die funktionell wichtigsten Elemente, Grapheme, segmentiert. Die gleichbedeutenden Zeichen verteilen sich in Grapheme und Graphemvarianten in der Weise, daß die Distribution und die statistische Signifikanz das Graphem von seinen Varianten hervorheben. Die Definition wird jeweils aufgrund des Zeichenfeldes durchgeführt, ohne daß phonetische oder phonematische Parallelen die Graphembestimmung beeinflussen können. Die Grapheme bilden ihr autonomes System und sind von anderen Systemen bzw. Teilsystemen unabhängig (Piirainen 1968, 19).

1.3. In meiner erwähnten Arbeit habe ich 56 Ödenburger Schriftstücke aus dem 15. Jahrhundert untersucht, die in der Ausgabe von Jenő Házi (Házi 1926,-30,-36,-43) rund 162 Druckseiten ausmachen.Das Material habe ich in zwei große Gruppen eingeordnet: Die eine Gruppe bildeten die Urkunden, die von dem bekannten Ödenburger Stadtschreiber Johann Ziegler stammen, die andere stellte sich aus Schriftstücken zusammen, deren Verfasser

uns unbekannt sind. Bei der gründlichen Auswertung der Texte stellte sich aber bald heraus, daß sich die Schreibgepflogenheiten der unbekannten Hände nur in einem sehr geringen Maße von den von Ziegler unterscheiden, was bedeutet, daß sie gleichermaßen geschulte Schreiber oder gar Zieglers Schüler gewesen sein mögen.

Im folgenden lege ich das Kapitel der Arbeit vor, welches die Entwicklung der mhd. Dentalspiranten z und s in der Ödenburger Kanzleisprache darstellt. Aus dem ober erwähnten Grund mache ich hier keinen Unterschied zwischen den beiden Gruppen. Eine andere kleine Veränderung besteht darin, daß hier noch weitere 7 Schriftstücke herangezogen wurden, die bei der ersten Bearbeitung versehentlich unbeachtet blieben.

Für die Notation der Grapheme der untersuchten Texte sowie der als Grundlage betrachteten mhd. Grapheme müßten wir das Zeichen ⟨ ⟩ verwenden, das in der linguistischen Forschung international üblich ist, aber aus schreibtechnischen Gründen (an der Tabulatur der Schreibmaschinen fehlt dieses Zeichen) habe ich es durch runde Klammern ( ) ersetzt. Bei der Bezeichnung der Laute und Phoneme bedienen wir uns dagegen der üblichen Zeichen [ ] bzw. / /.

Den ersten und den zweiten Punkt des Kapitels bildet die statistische Darstellung der Zeichen der untersuchten Texte. Hier wird ein umfangreiches Beispielsmaterial zusammen mit der mhd. Vorlage angegeben. Die dabei stehenden Ziffern sind folgendermaßen zu verstehen: Die erste bedeutet, wie oft das Wort vorkommt, die zweite ist die Nummer des Schriftstückes, unter der es im Urkundenbuch von Házi steht, die dritte gibt die Nummer der Seite des ersten Vorkommens, die vierte die der Zeile an. Die untersuchten Urkunden sind im 5. Band des I. Teiles, im 1., 4. und 6. Band des II. Teiles veröffentlicht worden. Diese Angabe folgt immer nach den bereits erwähnten vier Ziffern. Sie kann also I:5, II:1, II:4 oder II:6 sein.

2. Statistische Darstellung

2.1. Mhd. (ȥ)

Das mhd. (ȥ)kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzlei-

urkunden in 923 Belegen vor.

2.1.1. Die Entsprechung (s) für das mhd. (ʒ) tritt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 651 Fällen, d.h. bei 70,5 o/o der Belege, auf.

im Inlaut intervokalisch: 1 Beleg = 0,1 o/o
dreyskisten 1,196,226,7 II:6 - mhd. drīʒigesten

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (ʒʒ)]: 2 Belege = 0,2 o/o
tarslusel 1,19,242,30 II:4 - mhd. torslüʒʒel
fürwaser 1,190,220,11 II:6 - mhd. vürbaʒʒer

im Inlaut präkonsonantisch: 80 Belege = 8,7 o/o
sampstag 1,249,207,1 I:5 - mhd. sambeʒtac
veslein 1,17,214,32 II:4 - mhd. veʒlīn
nuspawm 5,12,155,39 II:4 - mhd. nuʒboum
vascieher 5,12,163,30 II:4 - mhd. vaʒzieher
austaillen 1,191,221,11 II:6 - mhd. ūʒteilen

im Inlaut postkonsonantisch: 1 Beleg = 0,1 o/o
ambsigs 1,5,4,10 I:5 - mhd. emziges

im Auslaut postvokalisch: 544 Belege = 58,9 o/o
das 194,5,5,5 I:5 - mhd. daʒ
gslos 1,16,210,33 II:4 - mhd. gesloʒ
kürbis 2,189,219,6 II:6 - mhd. kürbiʒ
vas 1,41,38,11 I:5 - mhd. vaʒ
weis 4,14,170,27 II:4 - mhd. wīʒ

im Auslaut postkonsonantisch: 23 Belege = 2,5 o/o
ins 23,41,36,33 I:5 - mhd. inʒ

2.1.2. Die Entsprechung (ss) für das mhd. (ʒ) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 249 Fällen, d.h. bei 27,0 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch: 123 Belege = 13,3 o/o
dreyssig 1,196,226,11 II:6 - mhd. drīʒec
gniessen 1,125,95,10 I:5 - mhd. genieʒen
possel 1,188,210,13 II:6 - mhd. bōʒel
ruessigen 1,41,37,14 I:5 - mhd. ruoʒigen
vleyssigklich 1,16,210,16 II:4 - mhd. vlīʒeclīche

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (ʒʒ)]: 86 Belege = 9,3 o/o
gassen 2,304,254,10 I:5 - mhd. gaʒʒen

slosser 11,12,153,26 II:4 - mhd. slozzer
vassung 1,41,37,5 I:5 - mhd. vazzunge
vergessen 1,188,216,27 II:6 - mhd. vergëzzen
wissen 4,16,210,27 II:4 - mhd. wizzen

im Inlaut präkonsonantisch: 1 Beleg = 0,1 o/o
griessmell 1,188,216,16 II:6 - mhd. griezmël

im Auslaut postvokalisch: 39 Belege = 4,3 o/o
gross 2,41,37,22 I:5 - mhd. grōz
strawss 1,18,226,15 II:4 - mhd. strūz
traidmass 1,188,216,13 II:6 - mhd. treide māz
vleyss 8,5,5,17 I:5 - mhd. vlīz
weiss 1,189,217,17 II:6 - mhd. wīz

2.1.3. Die Entsprechung (ß) für das mhd. (z) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 14 Fällen, d.h. bei 1,6 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch: 6 Belege = 0,7 o/o
straß 3,16,210,30 II:4 - mhd. strāze
vbermaß 1,130,101,20 II:1 - mhd. übermāze
vbermaß 1,131,104,19 II:1 - mhd. übermāze
vergäß 1,131,102,10 II:1 - mhd. vergaeze

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (zz)]: 1 Beleg = 0,1 o/o
geuaßt 1,16,210,28 II:4 - mhd. gevazzet

im Auslaut postvokalisch: 7 Belege = 0,8 o/o
daß 1,22,259,16 II:4 - mhd. gevazzet
strawß 1,16,203,22 II:4 - mhd. strūz
vleyß 4,16,211,9 II:4 - mhd. vlīz
vleyß 1,131,104,10 II:1 - mhd. vlīz

2.1.4. Die Entsprechung für das mhd. (z) fehlt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 5 Fällen, d.h. bei 0,5 o/o der Belege.

im Inlaut präkonsonantisch: 1 Beleg = 0,1 o/o
sambtag 1,129,98,4 II:1 - mhd. sambeztac

im Auslaut postvokalisch: 4 Belege = 0,4 o/o
varendgut 1,124,94,9 II:1 - mhd. varndez guot
varundgut 3,121,93,2 II:1 - mhd. varndez guot

2.1.5. Die Entsprechung (zz) für das mhd. (ȥ) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 2 Fällen, d.h. bei 0,2 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch: 1 Beleg = 0,1 o/o

lazzen 1,19,238,40 II:4 - mhd. lāȥen

im Auslaut postvokalisch: 1 Beleg = 0,1 o/o

furfuezz 1,188,210,24 II:6 = mhd. vürvuoȥ

2.1.6. Die Entsprechung (z) für das mhd. (ȥ) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 1 Fall, d.h. bei 0,1 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch: 1 Beleg = 0,1 o/o

lazen 1,19,237,26 II:4 - mhd. lāȥen

2.1.7. Die Entsprechung (cz) für das mhd. (ȥ) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 1 Fall, d.h. bei 0,1 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch: 1 Beleg = 0,1 o/o

hayllnfüczel 1,17,216,18 II:4 - mhd. heilen vüeȥel

2.2. Mhd. (s)

Das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 4715 Belegen vor.

2.2.1. Die Entsprechung (s) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 4539 Fällen, d.h. bei 96,0 o/o der Belege, vor.

im Anlaut prävokalisch: 1380 Belege = 29,3 o/o

sach 5,31,27,12 I:5 - mhd. sache

satler 2,191,221,3 II:6 - mhd. sateler

sawr 1,12,160,22 II:4 - mhd. sūr

sewberleich 1,18,261,4 II:4 - mhd. siuberlīche

silber 2,130,101,16 II:1 - mhd. silber

im Anlaut präkonsonantisch: 635 Belege = 13,3 o/o

sneyder 5,189,219,25 II:6 - mhd. snīdaere

stain 1,22,259,32 II:4 - mhd. stein

stallung 1,16,212,26 II:4 - mhd. stallunge

straff 8,5,4,6 I:5 - mhd. strāfe

swarcz 4,42,39,19 I:5 - mhd. swarz

im Inlaut intervokalisch : 288 Belege = 6,1 o/o

gewesen 2,16,212,23 II:4 - mhd. gewēsen
hawsung 1,42,39,12 I:5 - mhd. hūsunge
hosen 2,188,227,14 II:6 - mhd. hosen
kayser6,34,29,2 I:5 - mhd. keiser
weiser 2,16,212,14 II:4 - mhd. wīsaere

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (ss)]: 13 Belege = 0,3 o/o
ansagnus 1,16,212,28 II:4 - mhd. ansagnisse
gedēchtniis 3,122,93,12 II:1 - mhd. gedaehtnisse
liechtmes 1,199,230,2 II:6 - mhd. liehtmēsse
past 1,188,213,21 II:6 - mhd. passet
vennkniis 1,5,4,8 I:5 - mhd. vencnisse

im Inlaut interkonsonantisch: 183 Belege = 3,9 o/o
ernst 2,16,197,39 II:4 - mhd. ernst
erst 17,41,36,12 I:5 - mhd. ērst
fürsten 1,39,34,1 I:5 - mhd. vürsten
gersten 1,189,217,9 II:6 - mhd. gērsten
hengst 29,12,151,16 II:4 - mhd. hengst

im Inlaut präkonsonantisch: 751 Belege = 15,8 o/o
dinst 4,188,154,1 I:5 - mhd. dienest
kuersner 1,19,241,25 II:4 - mhd. küersenaere
velsen 1,13,166,2 II:4 - mhd. velsen
vnser 61,31,26,2 I:5 - mhd. unser
zynnse 2,34,29,3 I:5 - mhd. zinse

im Auslaut postvokalisch: 735 Belege = 15,6 o/o
gras 6,12,160,18 II:4 - mhd. gras
haws 23,42,39,11 I:5 - mhd. hūs
leibs 3,5,5,11 I:5 - mhd. lībes
rais 6,12,152,22 II:4 - mhd. rīs
ros 2,16,212,25 II:4 - mhd. ros

im Auslaut postkonsonantisch: 238 Belege = 5,0 o/o
als 72,5,4,4 I:5 - mhd. als
grēbleins 1,196,226,27 II:6 - mhd. grebelīns
judleins 1,122,93,8 II:1 - mhd. jüdelīns
zymermans 1,18,222,38 II:4 - mhd. zimermans
zyns 2,5,4,24 I:5 - mhd. zins

2.2.2. Die Entsprechung (ss) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 145 Fällen, d.h. bei 3,04 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch: 13 Belege = 0,3 o/o
gebessen 5,13,167,9 II:4 - mhd. gewēsen
jawssen 1,188,209,7 II:6 - mhd. jūsen
kaysser 3,19,236,33 II:4 - mhd. keiser
plassen 1,130,100,6 II:1 - mhd. blasen
tawssent 1,19,242,30 II:1 - mhd. tūsent

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (ss)]: 110 Belege = 2,3 o/o
gewissen 1,123,94,16 II:1 - mhd. gewissen
kressling 1,188,216,10 II:6 - mhd. kresselinc
messel 9,188,216,4 II:6 - mhd. mēssel
pressen I,41,37,32 I:5 - mhd. prēssen
rossen 1,17,217,24 II:4 - mhd. rossen

im Inlaut präkonsonantisch: 1 Beleg = 0,02 o/o
tamasskein 1,130,100,5 II:1 - mhd. damaschīn

im Inlaut postkonsonantisch: 11 Belege = 0,2 o/o
vnsser 5,188,154,1 I:5 - mhd. unser
vnsserem 3,16,236,33 II:4 - mhd. unserem
vnsserm 1,19,237,32 II:4 - mhd. unserem
vnssers 2,19,238,1 II:4 - mhd. unseres

im Auslaut postvokalisch: 9 Belege = 0,2 o/o
geczeugnüss 3,225,188,7 I:5 - mhd. geziugnus
hawss 1,322,272,5 I:5 - mhd. hūs
reyss 1,188,214,35 II:6 - mhd. rīs
riess 1,188,212,22 II:6 - mhd. ries
weiss 2,250,207,1 I:5 - mhd. wīs

im Auslaut postkonsonantisch: 1 Beleg = 0,02 o/o
vnss 1,13,167,9 II:4 - mhd. uns

2.2.3. Die Entsprechung (ß) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 14 Fällen, d.h. bei 0,32 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (ss)]: 13 Belege = 0,3 o/o
erlaubnuß 1,16,211,29 II:4 - mhd. erloupnisse
beuelhnuß 1,16,211,4 II:4 - mhd. bevēlhnisse

küß 1,128,97,24 II:1 - mhd. küsse
meß 6,123,94,6 II:1 - mhd. mëesse
zeugnüß 1,131,104,14 II:1 - mhd. ziugnisse

im Auslaut postvokalisch: 1 Beleg = 0,02 o/o

kwß 1,128,97,31 II:1 - mhd. kus

2.2.4. Die Entsprechung (czs) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 9 Fällen, d.h. bei 0,2 o/o der Belege, vor.

im Auslaut postvokalisch: 9 Belege = 0,2 o/o

diczs 9,40,34,13 I:5 - mhd. dis

2.2.5. Die Entsprechung (cz) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 6 Fällen, d.h. bei 0,12 o/o der Belege, vor.

im Auslaut postvokalisch: 1 Beleg = 0,02 o/o

rechcz 1,19,239,6 II:4 - mhd. rëhes

im Auslaut postkonsonantisch: 5 Belege = 0,1 o/o

alcz 4,19,234,4 II:4 - mhd. als
yemancz 1,188,155,4 I:5 - mhd. iemans

2.2.6. Die Entsprechung (z) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 1 Fall, d.h. bei 0,02 o/o der Belege, vor.

im Auslaut postvokalisch: 1 Beleg = 0,02 o/o

dez 1,18,232,31 II:4 - mhd. dës

2.2.7. Die Entsprechung (sch) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 1 Fall, d.h. bei 0,02 o/o der Belege, vor.

im Inlaut präkonsonantisch: 1 Beleg = 0,02 o/o

geschworenn 1,124,95,4 II:1 - mhd. geschwornen

2.2.8. Die Entsprechung (sz) für das mhd. (s) kommt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 1 Fall, d.h. bei 0,02 o/o der Belege, vor.

im Inlaut intervokalisch [für mhd. (ss)]: 1 Beleg = 0,02 o/o

mesz 1,196,228,7 II:6 - mhd. mëesse

2.2.9. Die Entsprechung für das mhd.(s) fehlt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden in 1 Fall, d.h. bei 0,02 o/o der Belege.

im Inlaut interkonsonantisch: 1 Beleg = 0,02 o/o
lantmërwaise 1,16,212,9 II:4 - mhd. lantmaerswīse

3. Analyse und Resultat

3.1. Die graphematische Darstellung der Entsprechungen für das mhd. (ȥ) zeigt ein recht buntes Bild. Das Zeichen (s) ist in 651 Fällen, d.h. bei 70,5 o/o der Belege zu finden. Abgesehen von den 4 Belegen in den Positionen im Inlaut intervokalisch und postkonsonantisch, kommt (s) nur im Inlaut präkonsonantisch und im Auslaut vor. In der Stellung im Inlaut präkonsonantisch steht (s) ausnahmslos in solchen Lexemen, die präfigierte Formen mit aus- (mhd. ūz-) oder Komposita sind, deren erster Bestandteil ein mhd. (ȥ) im Auslaut aufweist. Demnach können wir feststellen, daß die Entsprechung (s) praktisch auf die auslautende Position beschränkt wird. Prozentual betrachtet begegnet neben (s) die Entsprechung (ss) am häufigsten, da es in 27,0 o/o der Belege steht. Sein Gebrauch ist an keine Position gebunden, weil es selbst im Auslaut häufig verwendet wurde, wo, wie wir gesehen haben, das Zeichen (s) die überwiegende Mehrheit der Belege einnahm. Neben (ss) verwenden die Schreiber die Entsprechung (ß) in 1,6 o/o der Belege, die nur im Inlaut intervokalisch und im Auslaut begegnet. Außer diesen drei Zeichen bedienen sich die Verfasser auch noch der Entsprechungen (z), (zz), (cz), die im Inlaut intervokalisch in je einem Beleg stehen; (zz) begegnet einmal auch im Auslaut postvokalisch. Aus dieser Zeichenverteilung läßt sich ableiten, daß zwar das Zeichen (s) in den Belegen prozentual dominiert, daß es aber an e i n e Position gebunden ist, während (ss) und die anderen Entsprechungen für alle Stellungen charakteristisch sind, auch wenn sie prozentual hinter dem (s) zurückbleiben. Dementsprechend sehen wir in der Entsprechung (ss) das Graphem, welches das mhd. (ȥ) repräsentiert, und (s), (ß), (z), (zz) und (cz) sind seine Varianten. Bei den Entsprechungen für das mhd. (s) bedienen sich die Schreiberhände auch einer breiten Skala der Zeichen, unter denen (s) dominiert. Man gebraucht es in 96,0 o/o der Fälle, und zwar in jeder möglichen Position. Die Prozentzahlen sind so hoch, daß wir schon

im voraus - ohne Kenntnis der Frequenz der anderen Zeichen - behaupten können, daß (s) das Graphem ist, welches das mhd. (s) repräsentiert. Neben diesem Graphem kommen noch die bereits unter den Entsprechungen für das mhd. (ʒ) vorhanden gewesenen Zeichen (ss) und (ß) vor, die 3,04 o/o bzw. 0,32 o/o der Belege einnehmen. Wir sehen also, daß sie hier eine wesentlich geringere Rolle als im vorangehenden Falle spielen. Ihre Verwendung ist unregelmäßig, was bedeutet, daß sie in den gleichen Positionen und Lexemen wie (s) stehen, nur viel seltener. Über die Entsprechungen (czs), (cz), (z) und (sz), die alle sehr selten verwendet werden, können wir dasselbe sagen. Alles in allem können diese Entsprechungen wegen ihrer niedrigen Frequenz und der Unregelmäßigkeit ihres Gebrauchs keinen eigenen Graphemwert gehabt haben, und so betrachten wir sie als Varianten des Graphems (s).

3.2. Bei 0,5 o/o der Belege fehlt in den untersuchten Ödenburger Kanzleiurkunden die Entsprechung für das mhd. (ʒ) und in 0,02 o/o der Fälle die für das mhd. (s). Dieses Fehlen ist aber in allen diesen Fällen morphologischer Natur, und so kann es bei der Graphembestimmung nicht als relevant erscheinen.

3.3. Eine Schreiberhand verwendet in einem einzigen Beleg das Zeichen (sch) für das mhd. (s) im Inlaut präkonsonantisch, und zwar vor dem Konsonantenzeichen (w). In den übrigen Fällen steht sonst überall in der gleichen Stellung die Entsprechung (s), deshalb können wir (sch) nicht als relevant bei der Graphembestimmung betrachten.

3.4. Aufgrund des Zeicheninventars für das mhd. (ʒ) und (s) bei den untersuchten Schreiberhänden können wir versuchen, auf die Lautung der Entsprechungen zu schließen. Da aber die Zeichen - besonders (s) und (ss) - so sehr miteinander verflochten sind, wird unsere Lautbestimmung stärker eine Hypothese als eine sichere Behauptung sein. Den Zeichen (ʒ) und (s) entsprachen im Ahd. und im Mhd. zwei durch die abweichende Artikulationsstelle deutlich geschiedene Dentalspiranten. (ʒ) soll ein stimmloser [s]-Laut entsprochen haben, von dem die Lautung von (s) insofern abwich, als es [s̬]-ähnlich geklungen hat

(Braune 1911, 141 f, 156 f). Dieser Laut konnte im Mhd. der Stellung gemäß stimmhaft und stimmlos lauten (Mettke 1970, 33; 35). Aufgrund der von uns untersuchten Zeichen können wir eine solche Trennung nicht vermerken, da die häufigsten Zeichen (s) und (ss) in beiden Fällen auftauchen. Demnach schreiben wir den Graphemen generell die Lautung des stimmlosen Spiranten [s] zu. Wegen der relativ hohen Anzahl der Belege mit (ss) in den Positionen im Inlaut intervokalisch nehmen wir jedoch an, daß der Laut hier eine Fortis gewesen ist.Das ist besonders charakteristisch, wenn der nachfolgende mhd. Vokal erhalten geblieben ist. In solchen Fällen, in denen der Vokal infolge verschiedener Assimilationsvorgänge geschwunden war, ist die (ss)-Schreibung auch nicht so häufig, dort wird oft (ß) gebraucht. (ss) und (ß) kommen zwar auch in anderen Stellungen vor, hier ist aber (s) viel häufiger. Zusammenfassend nehmen wir also an, daß den mhd. Graphemen (ʒ) und (s) in der gesprochenen Sprache der Ödenburger Kanzlei der stimmlose Spirant [s] entsprach, welcher im Inlaut intervokalisch eine Fortis, sonst eine Lenis war.

3.5. Nach V. Moser entwickelte sich mhd. [s] im Anlaut vor [w], [m], [n], [l], [p], [t] und im In- und Auslaut nach [r] seit dem 13. Jahrhundert zu [š], schriftlich wurde es aber bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts kaum bezeichnet (Moser, 1923-51, I:3, 222; 229). Ein einziger Beleg (geschworenn) weist ein (sch) vor (w) auf, die anderen stehen mit (s). Uns fehlt also die graphematische Unterstützung, um diesbezüglich Verbindlicheres aussagen zu können.

3.6. Aufgrund der phonetischen Analyse läßt sich für die Phonematik die Schlußfolgerung ziehen, daß die Opposition, die im Mhd. zwischen /ʒ/ und /s/ vorhanden war, in der gesprochenen Sprache der Ödenburger Kanzlei völlig neutralisiert wurde. Den beiden mhd. Phonemen /ʒ/ und /s/ entspricht hier der Phonem /s/.

Literatur

Braune, Wilhelm: Althochdeutsche Grammatik. Halle 1911.

Fleischer, Wolfgang: Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen. Berlin 1966.

Házi, Jenő: Sopron szabad királyi város története [Geschichte der königlichen Tavernikalstadt Ödenburg], I:5, II:1, II:4, II:6. Sopron 1926,-30,-36,-43.

Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, I-II-III. Leipzig 1872,-76,-78.

Mettke, Heinz: Mittelhochdeutsche Grammatik. Leipzig 1970.

Mollay, Karl: Drei Arbeiten über die frühneuhochdeutsche Kanzleisprache. In: Acta Linguistica XX/1-2. Budapest 1970, 234 ff.

Moser, Virgil: Frühneuhochdeutsche Grammatik, I:1, I:3/2. Heidelberg 1923-1951.

Piirainen, Ilpo Tapani: Graphematische Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen. Berlin 1968.

Ferenc S z á s z

Der k. u. k. Leutnant um 1900 aus österreichischer und ungarischer Sicht

Die Armee war in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie von besonderer Wichtigkeit. Man denke bloß daran, daß sämtliche Franz-Josef-Portraits den Kaiser in militärischer Uniform darstellen. Das Kriegsministerium, die Offiziere, aber auch die einfachen Soldaten genossen trotz der beinahe vierzig Jahre lang währenden Friedenszeit ein außergewöhnliches Ansehen. Die Sonntagvormittage der Kleinstädte Mitteleuropas von Bregenz bis Lemberg und von Marienbad bis Kronstadt bestimmte die Platzmusik der Kapelle des dort stationierten Regiments. Die Wiener und Budapester Operetten sind ohne einen feschen Leutnant oder Kavalleriehauptmann unvorstellbar. Die Armee war aus ungarischer Sicht neben der Person des Kaisers das einzige Sinnbild für die Einheit dieses Vielvölkerstaates, denn sie war mindestens in den gemeinsamen Regimenten, mit dem Deutschen als Kommandosprache, übernational. In ihr herrschte auch eine gewisse Gleichheit: Deutsche und Ungarn, Slowaken und Rumänen, Kroaten und Polen hatten denselben Dienst, ein Leutnant war Leutnant, unabhängig davon, ob er der Sohn eines jüdischen Fabrikanten oder des Fürsten Esterházy war, und er konnte den anderen mit Du ansprechen.

So ist es geradezu selbstverständlich, daß die Soldaten, und die Offiziere auch in den literarischen Werken die in der k. u. k. Monarchie entstanden sind, oft eine wichtige Rolle spielten, und wenn man auch die epischen oder dramatischen Darstellungen aus den zwanziger und dreißiger Jahren über die k. u. k. Zeit in Betracht zieht, ist die Zahl jener Helden, die einen militärischen Beruf hatten, noch größer. Dieser kleine Essay kann kein

zusammenfassendes Bild über die Militärproblematik in der österreichischen und ungarischen Literatur geben, er will nur drei bzw. vier Werke herausgreifen und durch ihren Vergleich auf einige parallele bzw. unterschiedliche Charakterzüge zwischen der österreichischen und der ungarischen Literatur um die Jahrhundertwende hinweisen.

Die im Mittelpunkt stehenden Werke sind drei Erzählungen: Sándor Bródy: Samu Kaál (1894), Arthur Schnitzler: Leutnant Gustl (1900), Kálmán Mikszáth: Die Hochzeit des Herrn von Noszty (1906/1907). Zur Beweisführung wird noch als viertes Werk Arthur Schnitzlers Drama "Der Ruf des Lebens" (1907) herangezogen. Zwei von den Autoren, Schnitzler (geb. 1862) und Bródy (geb. 1863), gehörten derselben Generation und derselben gesellschaftlichen Schicht an, beide waren jüdische Intellektuelle. Der dritte, Mikszáth (geb. 1847), war um 15 Jahre älter, hatte zur Zeit der Entstehung seines vorletzten Werkes schon große dichterische Erfolge hinter sich und war jahrelang Abgeordneter im ungarischen Parlament. Der Hauptheld oder eine der Hauptgestalten ist in allen drei Werken ein Leutnant der k. u. k. Armee.

Der Titelheld von Bródys Novelle, Samu Kaál, ist zwar ein Bauersohn, ein gemeiner Soldat, sein Schicksal kann aber von seinem Herrn, dem Leutnant Baron Brandel, nicht getrennt werden. Die Ulanen stationierten in einem kleinen Dorf Oberungarns. Die Offiziere langweilten sich und machten den Frauen den Hof. Als eines Abends aber Baron Brandel der Frau des Kreisarztes eine Serenade darbringen will, kommt ihr Mann aus dem Haus, und auf die eigenwillige Antwort des Barons "Ich will", gibt er ihm eine Ohrfeige. Der Leutnant kann nicht zurückschlagen, denn der Arzt hat eine Pistole in der Hand. Nach Hause zurückgekehrt, bietet der Baron seinem Offiziersburschen, Samu, Wein an und überredet ihn mit falschen Versprechungen, bei Morgendämmerung den Arzt zu erschießen. Samu Kaál kommt ins Gefängnis, beim Verhör bekennt er seine Tat und verrät seinen Herrn nicht. Noch bei der Hinrichtung glaubt er daran, daß der Baron ihn retten und er früher nach Hause kehren und sich ein Stück Boden kaufen wird. Die Novelle schließt mit folgenden Sätzen: "'Herr Leutnant,

lassen Sie mich nicht...' Mehr konnte er nicht sagen. Es war ein Spaß. Es ging zu Ende. Der Offizier kommandierte zum Gebet."

Schnitzlers Erzählung ist ein einziger Monolog des Hauptheldens, des jungen Leutnant Gustl. Zu Beginn der Novelle sitzt er in einem Konzert und langweilt sich. Er bekam die Karte zufällig, und da er am Vorabend beim Kartenspiel Schulden gemacht hatte und seine Freundin mit einem reichen Mann ausgegangen ist, kam er zum Zeitvertreib hierher. Er denkt an den nächsten Tag, an dem er sich mit einem gewissen Doktor, der die Offiziersehre beleidigt hatte, duellieren muß. Er wird immer nervöser. Endlich ist das Konzert zu Ende. Im Tumult bei der Garderobe gerät er mit einem Bäckermeister namens Habetswallner in einen Konflikt. Auf die frechen Worte des Leutnants nennt ihn der Bäcker einen "dummen Bub". Gustl ist machtlos, er kann den Bäckermeister weder an Ort und Stelle niederschlagen, noch zum Duell herausfordern. Ein Bäckermeister ist nicht "satisfaktionsfähig". Wenn er aber sich und der Offiziersehre keine Genugtuung schafft, wird auch er selber satisfaktionsunfähig. Es gibt nur zwei Auswege: Entweder quittiert er seinen Dienst, oder er erschießt sich. Gustl entschließt sich für Letzteres. Vorher aber schlendert er noch durch die dunklen Straßen des nächtlichen Wiens, geht in den Prater und denkt nach, wie seine Verwandten und Bekannten auf die Nachricht seines Todes reagieren werden. In der Morgendämmerung kehrt er in sein Stammcafé ein, wo er erfährt, daß den Bäckermeister Habetswallner in der vergangenen Nacht der Schlag getroffen habe. Der kann also die Geschichte vom Vorabend niemandem erzählen. Gustl ist gerettet, und mit der Absicht, den Doktor im Duell "zu Krenfleisch" zu hauen, bedenkt er schnell, was er den Tag über zu erledigen hat.

"Die Hochzeit des Herrn von Noszty" ist ein Roman, war aber ursprünglich als Erzählung geplant. Der erste Abdruck in "Vasárnapi Ujság" (Sonntagsblatt) führte noch die Gattungsbezeichnung "Erzählung". Den Erzählungscharakter des Werkes beweist auch jene inhaltliche Zusammenfassung, in der Mikszáth einen großen Teil der Handlung kurz nacherzählt (Képes Folyóirat, 1909.Nr.1). Ferenc von Noszty, Sproß eines alten, aber schon verarmten Adels-

geschlechtes, dient als Leutnant in einer Kleinstadt in der Slowakei. Um Seine finanzielle Lage zu sichern, will er die Tochter des dortigen Bürgermeisters Velkovics heiraten. Zur Werbung braucht er Geld. Er wendet sich an seinen Rivalen, an den Besitzer eines Gasthauses. Dieser gibt ihm aber nur unter der Bedingung Geld, daß er auf dem Wechsel auch den Namen seines Obersten als Bürge unterzeichnet. Einen Tag vor Ablauf der Frist ruft Noszty seinen Vater, den Abgeordneten Pál von Noszty, in die Kleinstadt. Dem gelingt es, das Geld aufzutreiben, er muß aber dem Präsidenten der städtischen Bank, dem gutmütigen, aber ungebildeten slowakischen Baron Kopereczky, seine Tochter Vilma verpfänden. Die beiden Herren Noszty kommen jedoch mit dem Geld um einige Minuten zu spät zum Wirt. Kozsehuba hat den Wechsel dem Obersten bereits vorgelegt. Oberst Stromm bewahrt vor dem Zivilisten die Ehre des Offizierkorps und begleicht den Wechsel, ohne ein Wort gesagt zu haben, Feri von Noszty muß aber den Dienst quittieren. Vilma muß den Baron heiraten, der mit Hilfe der Beziehungen der Familie Noszty zum Obergespan in dem Komitat Bontó avanciert. So kann er den liederlichen Feri von Noszty zum Stuhlrichter (Bezirksverwalter) ernennen lassen. Jetzt kann die Jagd nach einem reichen Mädchen erneut beginnen. Er zielt Erfolge bei Mari Tóth, der Tochter eines aus Amerika zurückgekehrten reichen, aber allzu anständigen Bürgers, der der Hochzeit nicht zustimmen will. Jetzt greifen die Nosztys zur Gewalt: Sie bringen eine Situation zustande, in der Mari Tóth vor der Welt kompromittiert wird. Mihály Tóth gibt scheinbar seine Zustimmung zur Eheschließung. Am Tage der Hochzeit versammelt sich die ganze Noszty-Familie im Haus des wohlhabenden Bürgers, die Braut ist aber vor einigen Stunden abgereist, die Hochzeit findet nicht statt. Auf die Schimpfworte Feris erscheint in der Zimmertür sein einstiger Oberst, ein Jugendfreund von Mihály Tóth. Feri macht sich aus dem Staube, und in seiner Kutsche denkt er: "Schließlich - die Welt ist groß genug! Und es gibt so viele Mädchen darin, eines schöner, eines süßer als das andere. Auch die Mitgifter sind noch nicht verschwunden. Ei was - nur gesund muß man sein! Nur ein bißchen Glück im Spiel muß man haben!

(S. 585).

Die Ausgangssituation ist in den drei Erzählungen, wenn auch nicht völlig indentisch, so doch sehr ähnlich: Ein selbstsicherer Leutnant beleidigt frech einen Zivilisten, einen Bürger. Der Bürger hat aber auch schon genug Selbstvertrauen und gibt die Beleidigung zurück. So entsteht ein Konflikt gesellschaflichen Charakters. Diese Ausgangssituation gibt allen drei Autoren Möglichkeit, gesellschaftliche Gegensätze zu entdecken, die vom Leutnant repräsentierte Schicht kritisch zu gestalten. Wie die einzelnen Autoren jedoch den Konflikt lösen, wie sie die Eigenschaften und Charakterzüge des jeweiligen Leutnants und seiner Klasse darstellen, ist divergierend, und eben diese Divergenz ist aufschlußreich.

Die Art des Konfliktes ist am Anfang bei Bródy und Schnitzler sehr ähnlich. Die Beleidigungen sind zwar bei Bródy stärker und dementsprechend auch die Leidenschaften, die sie hervorrufen, aber darin besteht noch kein qualitativer Unterschied. Baron Brandel wählt aber zur Lösung seines Konfliktes einen Weg, der Gustl überhaupt nicht einfällt, er läßt seinen Beleidiger töten. In der zweiten Hälfte der Novelle verschiebt sich der Konflikt vom Gegensatz zwischen Bürger und Adligen auf das Verhältnis des Adligen zum Bauern, des Offiziers zum Untergebenen, und die Darstellung dieses unmenschlichen Verhältnisses ist Hauptanliegen der Novelle. Bródy will auf die unüberbrückbare Kluft zwischen dem Bauern und seinem Herrn aufmerksam machen. Das Leben des anderen ist für Baron Brandel eine Belanglosigkeit. Er hat überhaupt keine moralischen Hemmungen; daß zwei Menschen einer Laune wegen (der Frau des Arztes eine Serenade zu bringen) sterben müssen, stört ihn nicht im geringsten. Der einfache, ungebildete Bauersohn ist dagegen seinem Herrn völlig ausgeliefert. Samu Kaál sieht nur die Macht seines Leutnants und glaubt blind daran, daß dieser sein Leben retten wird. In seiner Sehnsucht nach Boden ist er in einem vom Alkohol getrübten Zustand auch zu töten bereit. Er ist moralisch gewiß nicht makellos, aber für sein Ausgeliefertsein trägt der Leutnant die Verantwortung.

Auch bei Schnitzler geht es um das Ausgelifertsein. Er läßt im Laufe der Novelle - ähnlich wie Bródy - den am Anfang dargestellten Konflikt fallen. Es ist ihm nicht darum zu tun, den gesellschaftlichen Gegensatz darzustellen: Weder der Doktor, noch der Bäckermeister Habetswallner sind die Ursachen von Gustls Unglück, sondern das Offiziersdasein überhaupt, die konventionellen moralischen Erwartungen der Gesellschaft, die sogenannte Offiziersehre. "Ehre verloren, alles verloren!" [S. 349] - zitiert Gustl die oft gehörte Losung, und er scheint selbst daran zu glauben: "... heiliger Himmel, es ist doch ganz egal, ob ein anderer weiß! ... ich weiß es doch, und das ist die Hauptsache! Ich spür', daß ich jetzt wer anderer bin, als vor einer Stunde" [S. 346], denkt er einige Minuten früher. Gustl spürt die Unhaltbarkeit dieser Logik, und mit Ironie stellt er fest: "Darauf möcht' keiner kommen, daß ich mich hab' totschießen müssen, weil ein elender Bäckermeister, so ein niederträchtiger, der zufällig stärkere Fäust' hat ... es ist ja zu dumm, zu dumm!" [S. 347]. Der Konflikt wird durch einen - vielleicht gar nicht so zufälligen - Zufall gelöst, der Bäckermeister hat der Schlag getroffen, Gustl kann weiterleben. Damit wird aber die Moral, die Offiziersehre, für leer und nichtig erklärt. Schnitzlers Novelle hat eben deshalb beim Offizierskorps der k. u. k. Armee große Empörung hervorgerufen, und er wurde wegen Beleidigung des Ansehens der österreichisch-ungarischen Armee seiner Offizierscharge als Oberarzt verlustig erklärt.

Sieben Jahre später gestaltet er dessen ungeachtet in seinem Drama "Der Ruf des Lebens", wie sich die blauen Kürassiere aus einem ähnlichen Grund - um die verlorene Ehre des Regiments wieder herzustellen - bis zum letzten Mann niedermetzeln lassen. Der Oberst schickt das Regiment in den sicheren Tod, weil er den Verdacht hegt, daß einer seiner Offiziere ihn mit seiner Frau betrügt. Als Vorwand gilt die Wiederherstellung der vor Jahrzehnten verspielten Ehre des Regiments. Doch zynisch bemerkt er selbst im zweiten Akt: "Daß das Regiment [einst] geflohen ist, daran ist natürlich kein Zweifel möglich, - aber daß gerade die blauen Kürassiere die Schuld an jener Niederlage

tragen, das ist möglicherweise nur erfunden, um unserem Ausmarsch einen Reiz mehr zu geben" [S. 997]. Vor dem Abmarsch erklärt er sich bereit, "jeden Mann nach Hause zu entlassen, der danach verlangte"[S. 995], aber - wie den herrschenden Konventionen nach zu erwarten war - drückt niemand einen derartigen Wunsch aus, obwohl für die meisten weder Kaiser, noch Vaterland, weder Fahne, noch Ehre eine sinnvolle Bedeutung haben. "Wär's auch für Kaiser und Vaterland", sagt Albrecht, einer der Offiziere, "mir schien's doch, als trüg' man uns für die Fahne eine wehende Narrenkappe voran" [S. 1003]. Die völlige Sinnlosigkeit des Militärdaseins in der k. u. k. Monarchie bringen die Worte des Obersten am klarsten zum Ausdruck: "Als ich in die Armee trat, war ich neunzehn, ich hatte Dienste genommen, um zu kämpfen, und an dem Tag, da ich ins Feld rücken sollte, wurde der Friede geschlossen. Da war mir natürlich zumute wie einem, dem man die Türe vor der Nase zuschlägt. Und vor der Türe stand ich zehn, zwanzig, dreißig Jahre - bis heute. Man tut da allerlei, um sich die Zeit zu vertreiben. Keinem anderen kann ja so was passieren wie unsereinem. Es gibt keinen Doktor, dem sie dreißig Jahre lang Puppen für Kranke in die Betten legen, - keine Advokaten, die an gemalten Verbrechern ihre Kunst probieren, - und sogar die Pfaffen predigen öfters vor Leuten, die wirklich an Himmel und Hölle glauben. Ich aber war gezwungen, meinen Beruf zu Spielerei zu machen" (S. 998).

Während bei Bródy und Mikszáth Baron Brandel bzw. Feri von Noszty ganz eindeutig Vertreter des Adels sind und die ihnen gegenüberstehenden Figuren auch klassische Vetreter jeweils anderer gesellschaftlicher Schichten sind, wird die gesellschaftliche Zugehörigkeit der Helden bei Schnitzler weitgehend verwischt. Ob Gustl adliger oder bürgerlicher Abstammung ist, ist für sein Schicksal indifferent; das ganze Regiment der blauen Kürassiere, gemeine Soldaten und Offiziere, Adlige, Bürger- und Bauernsöhne, gehen gleicherdings für etwas in den Tod, woran sie nicht mehr glauben können. Die gesellschaftliche Kritik des Wiener Intellektuellen Schnitzler richtet sich nicht gegen eine bestimmte Klasse, sondern gegen die ganze Gesellschaft, gegen

die Moral dieser Gesellschaft, die der Verfasser für völlig sinnlos und unmenschlich hält. Er wettert weder gegen Leutnant Gustl noch gegen den Obersten der blauen Kürassiere, beide sind Opfer einer Situation, die für Schnitzler nicht erklärbar, nur beschreibbar ist. Er ist bemüht, diese Situation so treu wie möglich darzustellen.

Bródy ist kein so außenstehender Beobachter. Er war überzeugt davon, daß Baron Brandel und seinesgleichen aus der Gesellschaft verschwinden müssen. Der bei allen drei Autoren - mit mehr oder weniger scharfen Kritik - dargestellten Figur des k. u. k. Leutnants kann allein Mikszáth einen positiven Gegenspieler gegenüberstellen. Mihály Tóth gehört zu jenem Typ des klassischen Bürgertums, dessen Verfall Thomas Mann in den "Buddenbrooks" schon ein halbes Jahrzehnt vor der Entstehung des Noszty-Romans darstellte. Die verspätete bürgerliche Entwicklung Ungarns ermöglichte zwar, daß ein Mihály Tóth oder ein anderer ähnlicher Charakter im Ungarn der Jahrhundertwende noch existierte, aber er war keinesfalls typisch. Man kann sogar noch weiter gehen. Wenn dieser Bürger im Reformzeitalter, im ungarischen Vormärz, das wirtschaftliche und politische Leben des Landes beherrscht hätte, wäre das für die gesellschaftliche Entwicklung sehr günstig gewesen, um die Jahrhundertwende war aber seine Existenz ein Widerspruch, fast eine Unmöglichkeit. Es ist charakteristisch für das ungarische Geistesleben am Anfang des 20. Jahrhunderts, daß sich Mikszáth als bürgerlicher Liberaler ohne Bedenken für diesen Typ einsetzt, als echter realistischer Schriftsteller aber schon die Schwächen des Liberalismus zum Ausdruck bringt. Während er einerseits seinen Helden als gesellschaftliches Vorbild postuliert, zeigt er anderseits die Unmöglichkeit seiner vorbildlichen Haltung. Im Kapitel "Das Sankt-Sebastian-Sanatorium und das Rekettyéser Gutshaus mit seinen Bewohnern" erzält Mikszáth über die wirtschaftliche und soziale Tätigkeit des reichen Bürgers. Dieser unterhält neben seinen Betrieben auch ein Sanatorium, ein Spital für die Arbeiter und für die Bevölkerung der Gegend. In einem Gespräch erwähnt der Direktor des Spitals, der zugleich der Betriebsarzt ist, daß er eine Statistik sowohl über

die Erkrankungen in den Betrieben als auch über die Behandelten im Sanatorium führe und die Zahl der Erkrankten weit die Zahl der Geheilten übersteige. Diese Mitteilung löst in Mihály Tóth einen inneren Konflikt aus. Er schließt die Betriebe, finanziert aber das Sanatorium auch weiterhin. Mikszáth weiß, daß diese Maßnahme keine tatsächliche Lösung ist, diese Episode stört ihn aber nicht im geringsten, auch weiterhin für Mihály Tóth zu schwärmen.

Ist Mikszáth ein schlechter Schriftsteller, ein Don Quijote des Liberalismus im zwanzigsten Jahrhundert gewesen? Wenn man die Theorie von William M. Johnston akzeptiert, müßte man darauf mit "Ja" entworten. In seiner Kultur- und Geistesgeschichte behandelt Johnston die Entwicklung Ungarns zwischen 1848 und 1918 unter dem zusammenfassenden und zugleich verurteilenden Titel "Der ungarische Illusionskult". Von Amerika und den westeuropäischen Ländern her gesehen, mag er Recht haben. Aber der Werdegang der klassischen kapitalistischen Länder war und ist nicht der einzig mögliche Weg der Entwicklung. Ungarn hat einen ganz anderen Weg eingeschlagen. Die liberalen Ideen des 19. Jahrhunderts und der bürgerliche Radikalismus, der diese Ideen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts weiterführte, gehören zu den besten Traditionen der Gegenwart des heutigen Ungarns. Wenn man die österreichische und die ungarische Literatur um die Jahrhundertwende mit der Absicht vergleichen wollte, sie aneinander zu messen, könnte man die Inhalte und die Formen der einen nur dann für wertvoll und zeitgemäß bezeichnen, wenn man gleichzeitig die andere unbedingt für schlecht und wertlos erklärte. Diese Art desVergleichens hätte aber keinen Sinn. Eine vergleichende Untersuchung kann nur dann sinnvoll sein, wenn man die jeweiligen Werke an der jeweiligen sozialen und geistigen Wirklichkeit mißt, der sie entstammen. Auch Werturteile können nur in diesem Sinne akzeptabel werden.

Die verglichenen drei Erzählungen weisen in diesem Sinne einen gemeinsamen Zug auf:Alle drei stellen eine Krisensituation dar, die Krise der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Wie und auf welcher Ebene diese Krise wahrgenommen wird, ist

aber unterschiedlich, und auf diesen Unterschied sind alle anderen Abweichungen zurückzuführen. Bei dem Wiener Intellektuellen Schnitzler erscheint diese Krise als eine Identitätskrise. Womit ist ein Mensch als Österreicher jener Zeit identisch? Daß der Österreicher kein Deutscher ist, daß sich die österreichische Literatur trotz der gemeinsamen Sprache von der deutschen unterscheidet, war schon in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts klar. Man könnte zahlreiche Belege dazu aus den Essays von Hermann Bahr anführen. Hier sei nur auf seine 1901 geschriebene Kritik über den ersten Band der "Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte" von J. W. Nagl und J. Zeidler hingewiesen. "Sie [die Österreicher] können darum nicht begreifen, wie man jetzt von einem 'vollständigen Zusammengehen von deutscher und österreichischer Literatur' reden mag, da man nach ihrem Gefühl eher das Fortgehen der österreichischen Literatur aus der deutschen schildern sollte: denn dieses sehen sie als den eigentlichen Sinn ihres Schaffens an" [S. 114]. Was das Spezifische der österreichischen Literatur ist, kann er nicht sagen, er gibt nur Vorschläge, wie man durch die Analyse der Werke z.B. von Altenberg und Andrian diese Frage beantworten könnte. Wenn das geleistet wäre "... würden wir erst wissen, was das Österreichische ist, könnten es schildern, betrachten, definieren und wären fähig, es zum Mass unserer Dinge zu nehmen" (S. 115). Die österreichischen Intellektuellen machen in den letzten Jahren vor dem ersten Weltkrieg in raschem Tempo einen sozusagen negativen Entwicklungsprozeß durch, alle Werte, an die man früher glaubte und die das Wesen des Menschen bestimmt hatten, erwiesen sich als sinnlos und nichtig. Für Leutnant Gustl war der sich desavuirende Wert nur die Offiziersehre, für die blauen Kürassiere gesellten sich noch Kaiser und Vaterland dazu. Für Rilke war - laut Zeugnis seines Malte-Romans - schon die Identität der Persönlichkeit mit sich selbst fragwürdig. Am tiefsten trat diese Krise in den Romanen und Erzählungen von Franz Kafka in Erscheinung. Das hohe künstlerische Niveau der Darstellung dieser Krise einerseits und andererseits die Tatsache, daß der europäische Durchschnittsbürger erst nach der Apokalypse des zweiten Welt-

krieges diese Krise erfaßte, erklärt die außergewöhnliche Popularität von Rilke und Kafka in den ausgehenden 40er und in den 50er Jahren. Selbst die begabtesten Österreicher haben diese Krise vor dem ersten Weltkrieg nur gespürt, ihre theoretische Reflektierung erfolgte erst nach dem Zusammenbruch der k. u. k. Monarchie.

Das Krisengefühl der Ungarn war ganz anderer Art. Es traf hier nicht die Werte, die man für allgemein menschlich oder für ungarisch hielt, sondern nur die Existenz einer einzigen gesellschaftlichen Klasse. Die Forderungen, die diese Werte an den Menschen stellten, waren in Ungarn noch immer reale Ziele, die man erreichen wollte. Ein typisches Beispiel für diese Einstellung ist die Kritik von Zoltán Ambrus, einem durch die erste Generation der jungen ungarischen Literatur hochgeschätzten Erzähler und Essayisten, über Schnitzlers auch in dieser Studie zitiertes Drama "Der Ruf des Lebens". Ambrus stand dem Theaterstück völlig verständnislos gegenüber, und seine Kritik über die Budapester Aufführung schloß er mit folgenden Sätzen: "Denn es ist eine Binsenwahrheit, daß wir wenig Gewißheiten haben, es ist aber nicht wahr, daß die Jahrtausende langen Ruhelosigkeiten der menschlichen Vernunft zu keinem Ergebnis geführt hätten, daß all jene Begriffe, die sich die Menschen über Gut und Böse bis zu unserer Zeit machten, nur Trugschlüsse seien. Um sich zu dieser Frage äußern zu dürfen, fehlt aber Herrn Arthur Schnitzler die nötige Ernsthaftigkeit" (Nyugat. 1911. II.919-920).

Diese Sonderstellung Ungarns erkannten auch die Österreicher, die zurückblickend die Identitätskrise ihrer Landsleute beim Namen nannten. In einem Brief vom 15. Juli 1922 äußerte sich Rilke an die Gräfin Sizzo in diesem Zusammenhang folgendermaßen: "Und wie wäre die Welt zu harmonisieren, wenn die Völker sich einander so zugeben wollten, jedes zu seiner Art und der des anderen ehrfürchtig und staunend zugestimmt. Dazu freilich ists not, daß man die Art rein erkenne, ja daß mans - ach - zur Art bringe und, und in der Mitte der Art, zur I d e e ! Wieviele Staaten könnten aus sich versichern, eine zu haben? Deutschland in den vierzig Jahren seiner Pseudo-Prosperität, lebte von einer Idée-fausse,

einer idée-fixe - und mißbrauchte sein Talent zur Idee in diesem eitlen Irrtum -, Österreich war zu nonchalant um sich zur 'Idee' zu durchdringen, die eine sehr gültige und versönliche hätte werden sollen; Ungarn müßte eine haben: denn sein Glauben an seine Krone, dieser stille, unbeirrliche Drang durch die Jahrhunderte hin, in einem D i n g das Unbegreiflichste der Macht sich rein zu erhalten, kann nichts anderes sein, als eine große verschwiegene Idee; die Stephanskrone wäre gewissermaßen der Akkumulator dieser ins Unantastbare und Gemeinsame hineingesparten Kraft: s i e d e n k t, es denkt in ihr wie in einem goldenen Haupte..." [S. 30. Hervorhebungen von R.M.R.]. Weniger mystisch formuliert kam Robert Musil in dem berühmten 98. Kapitel des ersten Buches des "Mann ohne Eigenschaften" zu ähnlicher Feststellung: "Die Österreicher brauchten aber dazu [zum Patriotismus] weit größere Kräfte als die Ungarn. Denn die Ungarn waren zuerst und zuletzt nur Ungarn, und bloß nebenbei galten sie bei anderen Leuten, die ihre Sprache nicht verstanden, auch für Österreich-Ungarn; die Österreicher dagegen waren zuerst ursprünglich nichts und sollten sich nach Ansicht ihrer Oberen gleich als Österreich-Ungarn oder Österreicher-Ungarn fühlen, - es gab nicht einmal ein richtiges Wort dafür" (S. 462).

Ob dieses Identitätsbewußtsein der Ungarn eine "Illusion" gewesen ist oder nicht, darüber könnte man streiten, was aber höchst wahrscheinlich zu keinem Ergebnis führen würde. Die Absicht der vorliegenden Studie war, an Hand von drei für typisch gehaltenen Erzählungen zu zeigen, wie die Krise Österreich-Ungarns jenseits und diesseits der Leitha wahrgenommen wurde. Es schien plausibel, dies an einem Thema zu untersuchen, das beiderseits der Leitha die gesellschaftliche Wirklichkeit ausschlaggebend bestimmte. Die Armee, bzw. ihr so oft dargestellter Repräsentant, der k. u. k. Leutnant, erwies sich dafür als das gegebene und vielsprechende stoffliche Objekt.

Literatur

Bahr, Hermann: Österreichisch. - In: H. B.: Bildung. Essays. - Leipzig 1901. S. 111-115.

Bródy Sándor: Kaál Samu. - In: B. S.: Husevők. Erzählungen. Hrsg. von András Bródy. Bd. 1. - Budapest 1960. S. 471-478. Deutsche Zitate v. Vf.

Mikszáth Kálmán: A Noszty fiu esete Tóth Marival. Bd. 1-2. Hrsg. von István Rejtő. - Budapest 1960. (=Mikszáth Kálmán összes müvei Bd. 20-21.) Deutsch: Die Hochzeit des Herrn von Noszty. ([Übersetzung von] Ita Szentiványi und Resi Flierl.) - Berlin 1953.

Musil, Robert: Der Mann ohne Eigenschaften. Hrsg. von Adolf Frisé. - Hamburg 1958.

Rilke, Rainer Maria: Briefe an die Gräfin Sizzo. 1921-1926. Hrsg. von Ingeborg Schnack. - Wiesbaden 1950.

Schnitzler, Arthur: Leutnant Gustl. - In: A. S.: Die erzählenden Schriften. Bd. 1. - Frankfurt am Main 1970. S. 337-366.

Schnitzler, Arthur: Der Ruf des Lebens. - In: A. S.: Die dramatischen Werke. Bd. 1.- Frankfurt am Main 1972. S. 963-1027.

István S z a t h m á r i

Vorwärtsweisende Tendenzen im sprachwissenschaftlichen Schaffen von Albert Molnár Szenci

1. Die wichtigste Aufgabe der Geschichte der Sprachwissenschaft besteht darin, die Sprachwissenschaft der einzelnen Epochen und in ihr das Schaffen einzelner Wissenschaftler vom jeweiligen "Heute" aus gesehen auf die Waagschale zu legen, d.h. zu untersuchen, aufgrund welcher Vorereignisse und wie sich diese wichtige Disziplin in ihren Methoden und Ergebnissen entwickelt hat, sowohl was die Theorie als auch was die Praxis anbelangt. Überhaupt nicht unwesentlich ist also herauszustellen, was in einer gegebenen Epoche, in einem gegebenen Lebenswerk vorwärtsweist, - hin zu späteren Zeiten oder bis in unsere Tage.

Obzwar sich die ungarische Sprachwissenschaft kaum solcher Persönlichkeiten rühmen kann, die die Sprachwissenschaft auf revolutionäre Art erneuert haben, kann doch gesagt werden, daß sie eine der ältesten und bedeutendsten ungarischen Wissenschaften ist. Ihre Entwicklung ist seit János Sylvester, der sich als erster in Mittel- und Osteuropa, jedoch auch in Westeuropa als einer der ersten, mit der Grammatik einer Vulgärsprache befaßte, bis zur Gegenwart fast ungebrochen. In den meisten Phasen stand sie auf internationalem Niveau, gerade weil ihre Vertreter - sowohl die größeren als auch die kleineren - mit ihren Arbeiten fähig waren vorwärtszuweisen.

2. Sehen wir uns ein wenig näher an, was wir unter "vorwärtsweisenden Tendenzen" verstehen, und begründen wir auch, weshalb unsere Wahl auf das Lebenswerk von Albert Molnár Szenci gefallen ist.

Zu den vorwärtsweisenden Tendenzen - hierunter seien sowohl die Feststellungen theoretischen Charakters als auch die methodologischen oder praktischen Neuerungen verstanden - können wir folgende Erscheinungen zählen:

a/ Entdeckungen, die sich auf die gesamte Sprachwissenschaft (d.h. auf die Sprachwissenschaft fast der ganzen Welt) auswirken;

b/ innerhalb einer nationalen Sprachwissenschaft die erste Erkenntnis und (diachronische oder synchronische) Darstellung und Beschreibung der verschiedenen Besonderheiten der betreffenden Sprache; die Fundierung neuer Disziplinen usw.;

c/ einen größeren Fortschritt bedeutende (jedoch nicht erste) Feststellungen; die Ausarbeitung von gewissen Disziplinen und Teilgebieten usw.;

d/ das Umreißen, die Ausarbeitung von sich viel später oder gerade heute entfaltenden methodologischen Verfahren usw. - Hier sei schließlich noch hinzugefügt, daß im Falle der Kategorien b/, c/ und d/ auch von der Übernahme ausländischer Einflüsse und ausländischer Vorbilder die Rede sein kann und daß die angedeuteten Erscheinungen, das liegt in der Natur der Dinge, nicht immer streng voneinander getrennt werden können.

Die Frage, weshalb jetzt das Schaffen von Molnár Szenci Gegenstand unserer Untersuchungen ist, kann mit der außerordentlichen Persönlichkeit dieses Grammatikers und seinem Lebenswerk beantwortet werden.

Welche Charakterzüge gestalten die Persönlichkeit Molnár Szencis so spezifisch?

Zuerst sei sein unermeßlicher Wissensdrang erwähnt, der ihn von seiner frühen Jugend an sein ganzes Leben hindurch erfüllte und antrieb. Infolgedessen suchte er zuerst die geistigen Werkstätten des damaligen Ungarns, dann die Europas auf, um sich - im Besitz der ihm angeborenen seltenen Fähigkeiten - die nur wenigen vergönnten Kenntnisse und Erkenntnisse anzueignen.

Ein anderer Charakterzug ist die Liebe zu den Vorfahren, zur Vergangenheit, zum Vaterland, zur Heimat im engeren und weiteren Sinne, zu seinem Volk. Im Vorwort seines 1604 erschienenen ungarisch-lateinischen Wörterbuches schreibt er mit nicht gerin-

gem Stolz, daß seine Vorfahren Székler waren, die sich einer reineren ungarischen Sprache rühmen können, und daß ein Mitglied der Familie Soldat Mátyás Hunyadis gewesen war. Sein präzise geführtes und eben deshalb außergewöhnlich wertvolles Tagebuch sowie seine Korrespondenz zeugen davon, daß der Geist seiner Geburtsstadt und ihrer Umgebung in allen seinen Äußerungen und Gedanken steckt, mag er nun seine Angehörigen um finanzielle Unterstützung ersuchen oder über sein Leben oder über seine Erfahrungen und Pläne berichten.

Unter dem Einfluß dieser beiden Charakterzüge erkannte er den Sinn und das Ziel seines Lebens. Im Vorwort seines 1607 veröffentlichten Psalters schrieb er hierüber wie folgt: "... az hires Academiakban fö Tanitoc közt forogván nem kapoc ez világon gazdagito tudományokon, hanem ollyakat kévánoc, mellyekkel leg többeknec használhassac az mi nyomorgó hazánkban" [da ich nun bei den größten Professoren dieser berühmten Akademien gewesen bin, begeisterte ich mich nicht für Wissenschaften, die diese Welt bereichern, sondern ich will solche Kenntnisse erwerben, mit denen ich unserer armseligen Heimat am besten dienen kann (Übersetzung L.P.)]. In der Widmung der ersten Auflage seines ungarisch-lateinischen Wörterbuches verrät er auch das Mittel, durch das er dies vor allem erreichen will, er will die Sprache des Vaterlandes vorwärtsbringen ("patriam linguam promovere cupiens") (Szenci Molnár 1898, 329-30).

Von dem klaren Blick und der Weisheit Molnár Szencis zeugt, daß Ungarn und Europa für ihn keinen Widerspruch bedeuteten, obzwar er meistens fern von seiner Heimat lebte. Gerade die Kultur des damaligen Europa wollte - und konnte! - er in sich aufnehmen und so der Sache der nationalen Kultur dienen.

Auf der Grundlage dieser Gegebenheiten kommt das einzigartige Lebenswerk Molnár Szencis zustande. Als erster untersucht und systematisiert er die ungarische Sprache in ihrer Gesamtheit: den Wortschatz und die Phraseologie in seinen Wörterbüchern; die phonetischen, morphologischen, syntaktischen und orthographischen Erscheinungen in seiner Grammatik; - außerdem gibt er auch seinen lyrisch inspirierten Psalter heraus, "verbessert" er die

Bibel Károlis, bringt er in der ungarischen Ausgabe der "Institutio" des Jean Calvin eine neue philosophisch-theologische Fachsprache zustande, übersetzt und verfaßt er zahlreiche Arbeiten über religiöse Themen. (Hierüber s. ausführlicher: Szathmári 1968, 167-231, mit einer Bibliographie).

3. Albert Molnár Szenci machte keine zur Gruppe a/ gehörende, sich auf die ganze Sprachwissenschaft auswirkende Entdeckung. Zahlreiche Ergebnisse erzielte er aber in den drei anderen Gruppen. Diese vollzählig darzustellen, macht der Umfang dieser Arbeit nicht möglich. Deshalb hebe ich bei den Gruppen b/ und c/ nur die wichtigsten Erscheinungen hervor (diese lassen sich häufig auch nur sehr schwer voneinander trennen), nur die zur Gruppe d/ gehörenden werden relativ vollständig aufgezählt.

Erste Feststellungen und Erkenntnisse

Die "Novae Grammaticae ... libri duo" ist die erste ungarische Grammatik, die zwar nicht frei vom Einfluß der lateinischen ist, sich jedoch bereits bewußt die Darstellung des Systems und der Besonderheiten einer Vulgärsprache zum Ziel gesetzt hat und so in der Grammatikliteratur der Vulgärsprachen die dritte, entwickelte Stufe vertritt. Weiterhin ist sie die erste vollständige ungarische Grammatik, in der auch die Syntax enthalten ist. In diesem Werk"entdeckt" und fixiert Albert Molnár Szenci - im Vergleich zu früheren derartigen Werken - viele neue phonetische, orthographische, morphologische, syntaktische, ja sogar stilistische Besonderheiten des Ungarischen, mehrmals gibt er auch Regeln bzw. Vorstellungen zu ihrem Gebrauch. So bereichert Molnár Szenci, obwohl er für die Praxis tätig sein wollte, unsere sprachlich-grammatischen Kenntnisse um viele theoretische Feststellungen. Diese Grammatik übertrifft ihre Vorläufer auch darin, daß sie viele allgemein verbreitete, außerdem auch schon im Untergang oder erst im Entstehen begriffene phonetische und morphologische Varianten anführt. Das bedeutet, wie dies von Gyula Décsy (Décsy 1969) festgestellt wurde, daß diese Arbeit eine deskriptive und keine präskriptive ist. Molnár Szenci befolgte jedoch die zeitgenössischen Normen, was nicht nur dadurch bewiesen wird, daß er in seinen anderen Werken nach den von ihm aufgestellten Regeln vorgeht, sondern auch dadurch, daß er von den erwähnten

Varianten fast immer eine, die normative, anwendet. - Es ist also kein Wunder, daß seine in der internationalen Sprache des mittelalterlichen Europa, also lateinisch geschriebene Grammatik Jahrhunderte hindurch für die westeuropäischen Gelehrten Quelle der Kenntnisse von der ungarischen Sprache war (vgl. Décsy 1969).

Auf dem Gebiet der Orthographie regelte er die Bezeichnung der Laute u und v, verringerte er die Zahl der Varianten der Bezeichnung usw., und so verbreitete sich zum größten Teil durch seine Werke die sog. protestantische Orthographie, die als Erbe Gáspár Heltais endgültig die Bezeichnungen der langen Vokale durch Akzente, die der heutigen entsprechende Schreibung der palatalen Konsonanten und das Zeichen für den Laut sz fixierte.

Als erster redigierte Molnár Szenci auch Wörterbücher, besonders gilt dies für den ungarisch-lateinischen Teil der Ausgabe von 1604. Daß diese auf einem hohen Niveau standen, wird durch nichts besser bewiesen als dadurch, daß letzteres Wörterbuch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die einzige derartige Arbeit blieb.

Es kann auch hervorgehoben werden, daß die Grammatik und die Wörterbücher des Molnár Szenci - gerade infolge ihres sprachlichen Reichtums - ausgezeichnete Quellen für das Studium der ungarischen Sprache um die Wende des 16-17. Jahrhunderts darstellen.

Schließlich sei noch darauf verwiesen, daß unser Verfasser auch Anreger anderer linguistischer Disziplinen war: der Namenkunde (in seiner Syntax verweist er bei der Behandlung der Kongruenz zwischen Nomen und Nomen darauf, daß die Bezeichnungen der Würden, der Berufe usw., wenn sie vor den Eigennamen stehen, zu Familiennamen [cognomen] werden [z.B. Czaſzár János usw.], und daß die Ungarn sehr häufig die Bezeichnung ihres Berufes zum Familiennamen wählen ["... ita ut saepe Kovácz Antal, simul etiam sit Antal Kovácz, Antonius Faber ferrarius."]; die Reihenfolge mehrerer Attribute gestaltet sich folgendermaßen: Caſſai Hegedős Máté); der Geschichte der Sprachwissenschaft (das Vorwort seines lateinisch-ungarischen Wörterbuches ist eine der wichtigsten Quellen der Geschichte der ungarischen Lexikographie: an

dieser Stelle erwähnt Molnár Szenci, wer seine Vorläufer bei der Erarbeitung von Wörterbüchern waren, auf welche Quellen er sich bei der Zusammenstellung seines Wörterbuches stützte, und dabei behandelt er eingehend die Schulverhältnisse in Ungarn); der Lexikographie (im erwähnten Vorwort sind auch wichtige lexikographische Feststellungen zu finden).

4. Einen wichtigen Fortschritt bedeutende Feststellungen und Detailausarbeitungen

In dieser Kategorie nimmt jenes Bestreben Molnár Szencis - infolge seiner Wirkung - eine wichtige Stellung ein, daß er in seiner Grammatik die Muttersprache in die Regeln der Grammatik zwingen will, und zwar nicht mehr als "Nebenprodukt" der Beschäftigung mit dem Lateinischen. ("... ut linguam patriam, quam Dictionarii et Psalterii editione excolere tentassem, etiam praeceptis Grammaticis, quoad ejus fieri possit, brevibus includerem, et praecepta exemplis perspicuis illustrarem." [CorpGr. 113]). Er ist bemüht, sich von den Fesseln der lateinischen Grammatik zu befreien.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die Tatsache, daß er das Erbe von Gáspár Károli fortsetzt und weiterentwickelt, anstelle der Mundart mit -i- der früheren Druckerzeugnisse wählte er die mit -é- bzw. anstelle der Aussprache mit -ö- die mit -e- , und daß er einen der heutigen Sprachform ähnlichen, von mundartlichen Extremen freien, zugleich die Besonderheiten mehrerer Mundarten in sich vereinenden, ausgeglicheneren Sprachgebrauch schuf, der sich zu normieren und zu integrieren begann.

Was nun die Details betrifft: "...Szenczi Molnár Albert paradigmája, a magyar névszórendsor leirásának részletessége tekintetében felette áll ... a CorpGr. minden szerzőjének" [Das Paradigma von Antal Molnár Szenczi übertrifft hinsichtlich der Detailliertheit der Beschreibung des ungarischen Deklinationssystems alle Autoren des CorpGr] stellt László Antal (Antal 95-96) mit Recht fest, stellt doch unser Verfasser die Formen der Nomen mit possessiven Personalendungen und mit dem Plularzeichen dar. - Er vermittelt des weiteren ein fast vollständiges Bild des damaligen ungarischen Konjugationssystems, dazu gehört auch die

subjektive und die objektive Konjugation. - Er erkannte den Reichtum des Ungarischen an Suffixen, besonders an Diminutivsuffixen, gut demonstriert er z.B. die damalige Vielfalt und Produktivität der Diminutivsuffixe (s. CorpGr. 165-166).

Über den Einfluß Molnár Szencis auf die Stilistik kann Folgendes gesagt werden. Weder in seiner Grammatik noch anderswo befaßt er sich gesondert mit stilistischen Fragen, doch als Grammatiker, der mehrere Grammatiken kannte, der über ein außerordentliches Sprachgefühl und auch über eine dichterische Begabung verfügte, erwähnt er viele stlistische Elemente und Besonderheiten der ungarischen Sprache, macht er viele Feststellungen stilistischen Charakters, indem er häufig mit Ausdrücken wie "indifferenter", "eleganter", "rectius" auch auf die stilistischen Unterschiede zwischen den einzelnen Formenvarianten verweist (Belege s. Szathmári a.a.O. 219).

Schließlich ist auch jene Tatsache nicht unbedeutend, daß Molnár Szenci - entgegen seinen Vorläufern - sprachlich zu wirken vermochte, nicht in erster Linie mit seiner Grammatik, sondern mit seinen in unzähligen Ausgaben und im Vergleich zu den damaligen Verhältnissen in immer hohen Auflagen Jahrhunderte hindurch erschienenen Werken. Seine Wörterbücher erschienen zu seinen Lebzeiten dreimal, nach seinem Tode noch zweimal. Seine Psalmen erschienen allein im 17. Jahrhundert in rund 30 Auflagen, und auch die Zahl der späteren Auflagen - innerhalb eines Jahrhunderts - überschreitet die 40 (sie waren nicht nur bei den Calvinisten, sondern auch bei den Unitariern und anderen Religionen verbreitet (vgl. Szabó 1934, 25-30). - Die vollständige Bibel aus Vizsoly ist, obwohl an deren Originaltext außer von Molnár Szenci im Laufe der Jahrhunderte auch von vielen anderen Verbesserungen vorgenommen wurden, die aber dennoch ihren besonderen sprachlichen und stilistischen Charakter bewahrt hat, - bis zum Jahre 1940 hundertmal aufgelegt worden. Wie populär sie mit den im Grunde genommen sprachlich und stilistisch identischen Psalmen zusammen war, zeugt am eindrucksvollsten die Tatsache, daß aus ihr unter anderem zahlreiche Wörter und Wendungen in die Sprache des ungarischen Volkes gelangt sind. (Vgl. Csüry MNy.

XXXXVI, 238-248 bzw. 1940, 112-122). Außerdem wurde die Sprache vieler ungarischer Dichter und Prosaschriftsteller (Mihály Vitéz Csokonai, János Arany, Mihály Tompa, Endre Ady, sowie Gábor Oláh, Árpád Tóth, Lajos Áprily, Lőrinc Szabó, bzw. Zsigmond Kemény, Lajos Tolnai, Zsigmond Móricz, János Kodolányi, Magda Szabó u.a.) von der Bibel aus Vizsoly beeinflußt (vgl. Juhász 1940, 123-140; vgl. noch Szathmári 1976, 17-36).

5. Verfahren, die sich in der modernen Sprachwissenschaft entfalten

Diese seien hier hervorgehoben, weil sie sehr anschaulich den Scharfsinn von Molnár Szenci zeigen.

János Balázs verwies in seinem Vortrag "A magyar funkcionális mondatszemlélet előzményei és kezdetei" [Vorläufer und Anfänge der ungarischen funktionalen Satzbetrachtung] (Balázs 1975, 175) darauf, daß Molnár Szenci in seiner Grammatik, obzwar er vor allem der lateinischen Grammatik von Ramus folgte, mit seinen Ausführungen zur Rektion und zur Konkordanz als wichtigsten syntaktischen Kategorien den Weg zu den modernen Grammatiken, Satzlehren der Gegenwart bereitete (s. hierzu die gesamte Studie, Balázs 1975, 169-178). Hiermit hängt zusammen, daß Molnár Szenci durch die zentrale Stellung der Rektionen Vorläufer jener heutigen Methoden des Sprachunterrichts und der Sprachbeschreibung ist, die ihr Material um die Rektionen gruppieren (vgl. die Abhängigkeitsgrammatiken usw.).

Gyula Décsy hebt im englischen Vorwort der Neuauflage der "Novae Grammaticae..." mit Recht hervor, daß der Verfasser dieser Grammatik auch die in unseren Tagen anlaufenden typologischen Forschungen förderte. Molnár Szenci erschloß nämlich die phonologische, orthographische, grammatische und syntaktische Struktur seiner Muttersprache ("The phonological, orthographical, grammatical and syntactical structure of his mother tongue" XV.), auf einigen Seiten führte er - unter dem Titel "Observationes" und "Canones" - seine Anschauungen über die spezifischen Züge des Ungarischen aus; letztere können für die erste typologische Charakteristik des Ungarischen gehalten werden.

Sándor Károly verweist in seiner Arbeit "A generativ nyelv-

tan kapcsolata a produktivitás és a szinonimika vizsgálatával" [Die Beziehung der generativen Grammatik zur Untersuchung der Produktivität und der Synonymik] auf Folgendes:"... az aktivum, medium és passzivum elkülönitését Szenczi Molnár Albert transzformációs alapra helyezte, amennyiben a passzivumot ugy fogta fel, mint amely az aktivumból jön létre, a mediumot vagy neutrumot pedig ugy határozta meg, hogy annak nem lehet passzivuma" [Albert Molnár Szenczi legte die Trennung des Aktivs, des Mediums und des Passivs auf eine Transformationsgrundlage, indem er das Passiv als aus dem Aktiv entstandene Form auffaßte, das Medium oder Neutrum jedoch so bestimmte, daß es kein Passiv haben kann (Übersetzung P.L.)] (CorpGr. 177) (Károly 1971, 276). Auf die Gegenwart weist in der Grammatik des Molnár Szenci das bereits erwähnte "Streben nach Vollständigkeit", d.h., daß er bemüht ist, bei der Darstellung der Teilsysteme (der Deklination und der Konjugation, der deverbalen Ableitungen und der abgeleiteten Verben) und der Formvarianten eine relative Vollständigkeit zu erreichen.

Auf interessante Weise, obwohl er hierin früheren Grammatiken folgt, befaßt sich Molnár Szenci ausführlich mit den sog. Metaplasmen, die in moderner Form und Betrachtung in der gegenwärtigen Rhetorik eine wichtige Stelle einnehmen (vgl. Vigh 1977, 140-149).

Schließlich kann auch die kontrastive oder konfrontative Linguistik unserer Tage von Molnár Szenci lernen, denn sehr häufig beschrieb er die Besonderheiten der Erscheinungen des Ungarischen aufgrund des Vergleiches mit lateinischen, hebräischen, griechischen, deutschen, französischen, polnischen usw. Entsprechungen (vgl. z.B. zur Orthographie: Szathmári a.a.O. 180-182, zur Konjugation: a.a.O. 189 ff. usw.).

6. Aufgrund der Ausführungen ist vielleicht jener Vorschlag nicht unbegründet, daß es sich nicht nur "um die Geschichte der Sprachwissenschaft willen", sondern auch im Interesse der "Gegenwart lohnt, sich mit den alten ungarischen Grammatiken, mit den linguistischen Arbeiten der Vergangenheit, zu beschäftigen.

Übersetzung von Péter Lieber

Literatur

Antal László: A magyar esetrendszer [Das ungarische Kasussystem]. In: Nyelvtudományi Értekezések, Nr. 29, S. 1-146

Balázs János: A magyar funkcionális mondatszemlélet előzményei és kezdetei [Vorläufer und Anfänge der ungarischen funktionalen Satzbetrachtung]. In: A Magyar Nyelvtudományi Társaság Kiadványai , Nr. 140. Budapest 1975, S. 169-178

CorpGr. = Toldi Ferencz (Redakteur): A régi magyar nyelvészek Erdősitől Tsétsiig [Die alten ungarischen Linguisten von Erdősi bis Tsétsi]. Pest 1866, Eggenberger

Csüry Bálint: Károlyi Gáspár bibliaforditása és a magyar népnyelv [Die Bibelübersetzung von Gáspár Károlyi und die ungarische Volkssprache]. In: Károlyi Emlékkönyv. Red.: Vasady Béla. Budapest 1940, S. 112-122

Csüry Bálint: Károlyi Gáspár bibliaforditásának nyelvi hatásához [Zur sprachlichen Wirkung der Bibelübersetzung von Gáspár Károlyi]. In: Magyar Nyelv XXXVI, S. 238-248

Juhász Géza: Károlyi és költészetünk [Károlyi und die ungarische Dichtung]. In: Károlyi Emlékkönyv. Red.: Vasady Béla. Budapest 1940, S. 123-140

Károly Sándor: A generativ nyelvtan kapcsolata a produktivitás és a szinonimika vizsgálatával [Die Beziehung der generativen Grammatik zur Untersuchung der Produktivität und der Synonymik]. In: Magyar Nyelv LXVII, S. 270-280

Szabó T. Attila: Kéziratos énekeskönyveink és verses kéziratainк a XVI-XIX. században [Die ungarischen handschriftlichen Psalter und Gedichthandschriften im 16-19. Jahrhundert]. Zilah 1934

Szathmári István: Régi nyelvtanaink és egységesülő irodalmi nyelvünk [Die alten ungarischen Grammatiken und die sich vereinheitlichende ungarische Literatursprache]. Budapest 1968

Szathmári István: Szenci Molnár Albert nyelvi hatása [Die sprachliche Wirkung von Albert Molnár Szenci]. In: It 1976, S. 17-36

Szenczi Molnár Albert Naplója, levelezése és irományai. Jegyzetekkel ellátva kiadta: Dézsi Lajos [Tagebuch, Korrespondenz und Schriften des Albert Molnár Szenczi. Mit Anmerkungen herausgegeben von Lajos Dézsi]. Budapest 1898

Albertus Molnár Szenciensis: Nova Grammatica Ungarica. Indiana University Publications. Uralic and Altaic Series, Volume 98. With an Introduction by Gyula Décsy. Published by Indiana University Bloomington. Mouton & co., The Hague, The Netherlands, 1969

Vigh Árpád: A liège-i retorika [Die Rhetorik von Liège]. In: Helikon 1977, Nr. 1., S. 140-149

Zsuzsa S z é l l

Bertolt Brechts Dialektik der Moral

Gebote oder Verbote - sanktioniert und angezweifelt, eingehalten und immer wieder übertreten, berufen und doch unfähig zwischenmenschliches Verhalten zu regeln. Wie viele haben versucht, eine praktisch verwertbare Theorie der Moral zu erarbeiten, Moral zu predigen. Der Stückeschreiber Berolt Brecht gehört nicht zu diesen. Er ist jenen zuzuordnen, die alles genau betrachten. So bemüht er sich um eine neue Betrachtungsweise dessen, was Moral genannt wird. Die Zeugnisse dieser Bemühungen zu sammeln und ihren inneren Zusammenhang aufzudecken, soll hier versucht werden.

Den Anfang macht (um 1920 herum) die zum Bürgerschreck stilisierte totale Abweisung herkömmlicher Moral. Sie erscheint - mehrfach distanziert - in Baals Gesang, demnach Orges Erbauungsstätte weder der Betstuhl noch die Rasenbank am Elterngrab sei, sondern "... der liebste Ort/auf Erden war ihm immer der Abort" (1/15). Doch diese totale Ablehung wird auch als persönlichste Haltung formuliert, so im Selbstzeugnis Vom armen B.B.: "In mir habt ihr einen, auf den könnt ihr nicht bauen" (8/261). Nicht zufällig aber paart sich in diesem Gedicht das Wissen um die Vorläufigkeit der herrschenden Existenzform mit der noch jeder Zukunftsperspektive baren Weltschau ("... nach uns wird kommen: nichts Nennenswertes").

Einige Jahre später zieht Brecht als Neophyt der als einzig nennenswert erkannten Zukunftsperspektive das aus letzterer folgende moralische Fazit in radikaler und globaler Weise. Im Lehrstück Die Maßnahme wird dargestellt: "Wer für den Kommunismus kämpft, hat von allen Tugenden nur eine: daß er für den Kommunismus kämpft" (2/638). Alle ethischen Begriffe, wie Ehre,

Gerechtigkeit, Freiheitsdurst, Solidarität und Menschlichkeit, sind gültig bzw. schädlich je nach der Funktion, die sie im jeweiligen Gefecht des Klassenkampfes einnehmen. Dieser globale Ausgangspunkt wird des weiteren vom Marxisten Brecht immer eingehender und vielschichtiger untersucht und dargestellt.

Gebote oder Verbote - sie werden erlassen von der weltlichen Obrigkeit: direkt oder - indirekt - über den Umweg der Behauptung einer göttlichen Instanz. Die Unhaltbarkeit des Gottes kann Brecht mit einem einzigen Satz vergegenwärtigen: "Entweder er ist gut oder er ist allmächtig" (14/1412). Und wo er die Götter und ihre moralischen Forderungen gestaltet, in seinem Stück Der gute Mensch von Sezuan, zeigt er, daß sie weder allmächtig noch gut sind. Die gottbeflissene und gütige Shen-Te muß erkennen:

"Ach die Gebote der Götter
Helfen nicht gegen Mangel"
(4/1539).

Und die Götter selbst überlegen angesichts der Undurchführbarkeit ihrer Gebote: "Sollen wir eingestehen, daß unsere Gebote tödlich sind? Sollen wir verz' hten auf unsere Gebote? Niemals! Soll die Welt geändert werden? Wie? Von wem? Nein, es ist alles in Ordnung!" (4/1605).

Sind die Götter so schwach, braucht es starker Männer, die ohne Umschweife Verhaltensregeln prägen und fordern. "... die Hauptsach ist der Führer oder Duce, aber sie brauchen auch Leut zum Führen. Sie sind groß, aber irgend jemand muß dafür aufkommen, sonst geht's nicht" (14/1384).

Shen-Te soll aufkommen für die Allmacht der Götter, "die Leut" sollen aufkommen für die Macht der Führer. Tun sie es, nennt man sie gottesfürchtig, (d.h. sie haben Furcht), ordentlich, (d.h. sie fügen sich der gegebenen Ordnung) oder anständig, (d.h. sie stehen am ihnen zugewiesenen Platz); tun sie es nicht, so verstoßen sie gegen die Moral und werden deshalb verstoßen. Brecht zeigt, wie es wirklich und in wortwörtlichem Sinne vor sich geht, daß die Not zur Tugend wird.

Tugend und Not werden in den Moralpredigten der Herrschenden in einen für die Ausbeutung funktionellen Zusammenhang gebracht,

dessen Fadenscheinigkeit nur deshalb nicht augenfällig ist, weil er als unantastbare Wahrheit seit Jahrtausenden behauptet wird. Die einfachste Formulierung dieser Ansicht legt Brecht seinen Göttern in den Mund: "Je schlimmer seine Lage ist, desto besser zeigt sich der gute Mensch" (4/1565). Und an anderer Stelle gibt er die ironisch-sarkastische Erklärung, wodurch die Menschen der ärmeren Viertel am ehesten zu tugendhaftem Verhalten erzogen werden: Das Zeitungsaustragen vor der Schule erzieht zu Fleiß, das Abgeben des dafür erhaltenen Geldes an die Eltern zeitigt Gehorsam (vgl. 14/1413). Hat man keine Stellung, so bildet das die Tugend der Selbstbeherrschung, deren erstes Gebot 'Maul halten' lautet (vgl. 14/1473-74). Sieht man genau hin, wird es klar: "Niemand kann so erpreßt werden wie die armen Leut. Von ihnen werden sogar Tugenden erpreßt." (14/1414).

Der Vertreter des neuen Geistes - bei Brecht sein Galilei - muß kommen, um es auszusprechen: "Tugenden sind nicht an Elend geknüpft" (3/1296). Und Galilei unterscheidet wohlweislich zwischen den "Tugenden der Wohlhabenheit und des Glücks" und den "Tugenden Erschöpfter". Stammen letztere aus dem Erschöpftsein des Ackerbodens, so können Wasserpumpen weit größere Wunder vollbringen als noch so schweißtriefender Fleiß (vgl. 3/1296). Stammen sie aus geistiger Erschöpfung, muß die physische Kraft dafür aufkommen: "Je schwächer das Gehirn des Bauern ist, desto stärker müssen die Muskeln seiner Ochsen sein" (12/518).

Tugend und Not - über ihren wahren Zusammenhang ist das Gespräch Galileis mit dem kleinen Mönch besonders aufschlußreich. Das Elend der Erschöpften wird vom kleinen Mönch als gegeben betrachtet. Also muß man ihnen für ihre Geduld (d.h. die Hinnahme ihres Elends als Selbstverständlichkeit) Trost bieten: den Trost, daß gerade auf ihnen das Auge Gottes ruhe und es deshalb Sinn habe, das Elend auf sich zu nehmen. Die Not wird ideologisiert. Die Zerstörung dieser Ideologie liegt in einer unbefangenen Betrachtunsweise. "Hunger ist eben Nichtgegessenhaben, keine Kraftprobe; Anstregung ist eben Sichbücken und Schleppen, kein Verdienst" (3/1294). Das Elend ist nicht ein für allemal gegeben, es ist abwendbar.

Die Tugenden der Wohlhabenheit und die Tugenden Erschöpfter sind deshalb unvereinbar. Shen-Te erfährt es:

"Euer einstiger Befehl
Gut zu sein und doch zu leben
zerriß mich wie ein Blitz in zwei Hälften" (4/1603).

Shen-Te erfährt, daß Tugend tödlich ist.

Tödliche Tugend - welch Beiname für den Inbegriff des Erstrebenswerten?! Doch der Zeuge Berolt Brecht sagt aus, daß die Tugend nicht nur für Shen-Te todbringend ist. Sein Werk wimmelt nur so von Darstellungen tödlicher Tugenden. Alle Tugenden bergen Gefahr in sich. Im Lied von den großen Geistern, denen es nichts genützt hat, wird erzählt, daß den Salomon seine Weisheit, den Cäsar seine Tapferkeit, den Sokrates seine Redlichkeit, den heiligen Martin seine Selbstlosigkeit "so weit gebracht" hat, daß also gerade ihre gepriesenen Tugenden ihren jeweiligen Tod verschuldet haben (vgl. 4/1425). Hier könnte man noch einwenden, daß es sich um Rollenlyrik, also nicht unbedingt um die Meinung des Autors handle. Doch dort, wo Brecht in insgesamt fünf Zeilen zusammenfaßt, was die Aufführung der Mutter Courage hauptsächlich zeigen soll, betont er, daß der Krieg "die menschlichen Tugenden tödlich macht, auch für ihre Besitzer" (17/1138). Die drei Kinder der Courage verkörpern jeweils eine Tugend: Eilif ist tapfer, Schweizerkas ist redlich, Kattrin ist kinderliebend. Alle drei gehen an ihren Tugenden zugrunde. Und Mutter Courage selbst? Ihre Mütterlichkeit, ihr Mut, ihre Geschäftstüchtigkeit - ihre Tugenden also - werden tödlich für ihre Kinder.

Tödliche Tugend - stimmt diese Erkenntnis, so ist die Forderung nach Tugendhaftigkeit, so ist das gesamte "Du sollst"-System der Moral eigentlich unmoralisch. So folgert Brecht, und im Sinne dieser Folgerung gestaltet er in seinen Dramen - seinen eigenen Worten nach - "die Ablehnung der moralischen Zumutungen einer Menschheit, die nichts tut, die Tödlichkeit dieser Zumutungen und dieser Moral aufzuheben" (17/1130).

Tugend und Laster - sind sie wirklich so gegensätzliche Bewegkräfte menschlichen Verhaltens, wie man schlechthin annimmt? Brecht verweist auf ihre Abhängigkeit von den gegebenen

Umständen. Demnach kann dieselbe Eigenschaft sowohl als Tugend als auch als Laster erscheinen. Das eklatanteste Beispiel dazu in Brechts Werk ist Eilif. Mut und Klugheit befähigen ihn dazu, den Bauern ihr Vieh zu entwenden. Einmal wird er dafür von seinem Hauptmann gelobt und ausgezeichnet, ein anderes Mal muß er dafür mit seinem Leben zahlen. Eine ähnliche Wendung ist an der Figur Galileis zu verfolgen: Bis zum Widerruf betreibt er die Wissenschaft als sinnliche Freude, nachher aber als Laster. Letzteres so sehr, daß er - laut Brecht - "... seinen Wissensdurst empfindet... als den Ausschlag, der ihn juckt. Wissenschaftliche Betätigung ist ihm ein Laster, lebensgefährlich, jedoch unentbehrlich" (17/1130).

Was bedingt diesen Wechsel? Ist nicht Viehdiebstahl gleich Viehdiebstahl und Wissensdurst gleich Wissensdurst? Wo steckt der gemeinsame Nenner dieser beiden scheinbar so unterschiedlichen Sachlagen im Falle Eilifs bzw. Galileis? In ihrer Nützlichkeit, in ihrer Verwendbarkeit. Galileis Widerruf hat - was in Brechts Gestaltung stark hervorgehoben wird - den Stillstand der Wissenschaft mit sich gebracht. Bis zum Widerruf konnte sein Forschen dem Fortschritt der Menschheit dienen. Nach dem Widerruf ist es nurmehr sterile Tätigkeit, geistiger Leerlauf. Und Eilifs Taten? Im ersten Fall ist seine Tat nützlich - zumindest für die von seinem Hauptmann befehligte Truppe. Er ist Teil einer Gemeinschaft, die seine Tat benötigt und daher auch schützt und belobt. Wenn diese Gemeinschaft nicht mehr existiert, ihre Forderung und ihr Schutz nicht mehr über der Tat des einzelnen waltet, wird, was bisher als Tugend geachtet wurde, als Laster verachtet und bestraft, die Tat wird eindeutig zur Missetat.

Tugend und Laster und ihre Abhängigkeit voneinander und von den Umständen hat Brecht auch in anderer Hinsicht erörtert. In Hegel achtet er den Denker, den "die Feigheit der Tapferen und die Tapferkeit der Feigen"(14/1460) beschäftigt hat. Er selbst gestaltet in Kattrin (Mutter Courage und ihre Kinder), Grusche (Der kaukasische Kreidekreis) und teils in seinem Schwejk Fälle von Tapferkeit, die die Furcht überwindet. Schon der junge Genosse aus Die Maßnahme "wollte das Richtige und tat das Falsche"

(2/633). Ein analoger Fall ist die Redlichkeit des Unredlichen, wie sie Azdak repräsentiert. Tugend und Laster, so auch Güte undSchlechtigkeit, gehen ineinander über. Die gute Shen-Te kann nur existieren, wenn sie auch zum hartherzigen Shui-Ta wird. Dazu erläutert Brecht: "Die Geißel der Vorstädte und der Engel der Vorstädte waren ein und dieselbe Person. Die Schlechtigkeit war eine Kehrseite der Güte, gute Taten waren nur zu ermöglichen, durch schlechte Taten - ein erschütterndes Zeugnis für den unglücklichen Zustand dieser Welt" (17/1160).

Steckt in diesem Ineinander-Übergehen von Tugend und Laster nicht ein moralischer Relativismus, raubt eine derartige Sicht nicht den Halt, den zu geben Moral berufen ist? Brecht sucht und findet einen Fixpunkt der Beurteilung, indem er alles auf den gegebenen Zustand der Welt zurückführt.

Die Beschaffenheit der Welt bestimmt die moralischen Forderungen und nicht umgekehrt. Auch Mutter Courage weiß das. Als sie zufällig hört, wie der Hauptmann ihren Sohn für seine Heldentat lobt, überlegt sie: "Das muß ein sehr schlechter Hauptmann sein... Weil er mutige Soldaten braucht, darum. Wenn er einen guten Feldzugsplan machen könnt, wozu braucht er da so mutige Soldaten? Gewöhnliche täten ausreichen. Überhaupt, wenn es wo so große Tugenden gibt, das beweist, daß da etwas faul ist... Warum, wenn ein Feldhauptmann oder König recht dumm ist und er führt seine Leut in die Scheißgass, dann brauchts Todesmut bei den Leuten, auch eine Tugend. Wenn er zu geizig ist und zuwenig Soldaten anwirbt, dann müssen sie lauter Herkulesse sein. Und wenn er ein Schlamper ist und kümmert sich um nix, dann müssen sie klug wie die Schlangen sein, sonst sind sie hin. So brauchts auch die besondere Treue wenn er ihnen immer zuviel zumutet. Lauter Tugenden, die ein ordentliches Land und ein guter König und Feldhauptmann nicht brauchen. In einem guten Land brauchts keine Tugenden, alle können ganz gewöhnlich sein, mittelgescheit und meinetwegen Feiglinge" (4/1365-66).

Diesem Mißtrauen gegenüber Zuständen, die besondere Tugenden fordern und hervorbringen, gibt Brecht immer wieder Ausdruck.

So schreibt er in seinem Me-Ti, Buch der Wendungen: "Wenn ich höre, daß ein Schiff Helden als Matrosen benötigt, frage ich, ob es morsch und alt ist. Wenn jeder Mann die Arbeit von zwei Männern leisten muß, ist die Reederei entweder bankrott oder will zu schnell reich werden. Wenn der Kapitän ein Genie sein muß, sind seine Geräte wohl unzuverlässig" (12/518).

Besonders stark poentiert erscheint dieser Gedanke im Leben des Galilei. Als der Meister nach seiner Widerrufung unter den Schülern erscheint, schleudert ihm Andrea die Worte entgegen: "Unglücklich das Land, das keine Helden hat!" Galilei aber erwidert: "Nein. Unglücklich das Land, das Helden nötig hat" (3/1329). Dieselbe Einsicht liegt den Worten zugrunde, die Brecht seinen Ziffel sagen läßt: "... ich habe es satt, tugendhaft zu sein, weil nichts klappt, entsagungsvoll, weil ein unnötiger Mangel herrscht, fleißig wie eine Biene, weil es an Organisation fehlt, tapfer, weil mein Regime mich in Kriege verwickelt" (14/1497).

In den Flüchtlingsgesprächen werden sogar Tugenden wie Freiheitsliebe, Vaterlandsliebe, Heroismus fordernder Bildungsdrang, ja scharfes Denken als den natürlichen Anlagen des Menschen widersprechende Forderungen entlarvt. Hierzu bloß einige Belege aus dutzendweise sich anbietenden: "Damit einer von Freiheit redet, muß ihn der Schuh drücken" (14/1448); "Die Vaterlandsliebe wird schon dadurch beeinträchtigt, daß man überhaupt keine Auswahl hat" (14/1452); "Wenn der Bildungsdrang... heroischen Anstrich kriegt... und für eine hohe Tugend gehalten wird, wirft das ein schlechtes Licht auf das Land" (14/1433); wo scharfes Denken "in solchen Umfang nötig ist, wie in den mir bekannten [Ländern], kann man wirklich einfach nicht leben. Nicht, was ich leben heiße" (14/1481).

Demgegenüber preist Brecht z.B. die Genußsucht als eine der größten Tugenden und bemerkt, daß dort, wo sie es schwer hat oder wo sie gar verlästert wird, etwas faul sei. "Ich bin für ein Land, wo es einen Sinn hat, unkeusch zu sein" (14/1417). Und faul ist es auch dort, wo immer nur Ernst gefordert wird. Brecht nimmt das ständige Beiwort dieses Hauptwortes sozusagen

beim Wort und schreibt: "Blutiger Ernst. Ein Ernst, der nicht blutig ist, ist keiner" (14/1387). Ernst und Würde sind nur dort unumstößliches Gebot, wo es etwas zu vertuschen gibt. So läßt Brecht seinen Ziffel, den er so oft zum Verkünder der Ansichten seines Autors macht, erklären: Wir brauchen "uns nicht würdig zu verhalten, wir sind keine Metzger. Eine gute Sache könnens immer auch lustig ausdrücken" (14/1442).

Ähnlich auch Brechts Loblied der Schlamperei, die er der Ordnungsliebe gegenüberstellt. Auch diese Brechtsche Meinungsäußerung bezieht sich auf die Beschaffenheit der Welt, genauer: auf ein Gemeinwesen, in dem menschenunwürdige Verhältnisse vorherrschen. In Brechts zugespitzer Formulierung: "Ich bin gegen geordnete Zustände in einem Schweinestall" (14/1416). Unter solchen Umständen kann Ordnungsliebe nur negative (nämlich die gegebene Ordnung aufrecht erhaltende) Funktion ausüben. Exemplarfall dafür ist der SS-Mann, dessen Ordnungssinn so ausgeprägt ist, "daß er lieber nicht geprügelt hätt als unordentlich" (14/1389). Die Schlamperei aber öffnet in einer solchen Gesellschaft Notausgänge, sie schlägt Breschen, die es ermöglichen, dem unerträglichen Netz gegebener Regeln und Vorschriften zu entschlüpfen. "Die Schlamperei hat schon Tausenden von Menschen das Leben gerettet" (14/1389).

Worum geht es Brecht?

Die Beschaffenheit der Welt macht die Not zur Tugend, die Tugend zum Laster und als Laster verschrieene Verhaltensweisen wünschenswert. Gewiß geht es Brecht dabei nicht um einen Zustand, in dem man erschlaffen kann. Im Gegenteil. Seine Einsichten führen zu dem Wunschbild eines Landes, in dem der Lust des Menschen sich und etwas, was außer ihm liegt, zu entwickeln weder Grenzen noch Zwänge gesetzt sind. Es geht ihm um ein Gemeinwesen, in dem die Grundeinrichtung und nicht die Nächstenliebe sichert, daß man geheilt wird, wenn man krank ist; daß man lernen kann, wenn man möchte; daß man neue Wahrheiten aufdecken kann, wenn man sie gefunden hat. "Sind die Institutionen gut, muß der Mensch nicht besonders gut sein. Freilich ist ihm dann die Möglichkeit gegeben, es sein zu können. Er kann frei, gerecht und tapfer

sein, ohne daß er oder andere zu leiden haben" (15/520). Es geht Brecht also um ein Gemeinwesen, in dem es wohnlich ist.

Das wohnliche Land - das wäre ein Land, "wo ein solcher Zustand herrscht, daß solche anstrengende Tugenden wie Vaterlandsliebe, Freiheitsdurst, Güte, Selbstlosigkeit so wenig nötig sind wie ein Scheißen auf die Heimat, Knechtseligkeit, Roheit und Egoismus" (14/1498). Ein Zustand, in dem man "mit einem Minimum an Intelligenz, Mut, Vaterlandsliebe, Ehrgefühl, Gerechtigkeitssinn usw. auskommt" (14/1497).

Wo liegt dieses Land? Es liegt in unserer Möglichkeit, denn "ein solcher Zustand ist der Sozialismus" (14/1498).

Aber Brecht wäre nicht der Dialektiker, der er ist, wenn er nicht auch die Verwirklichung dieser Möglichkeit und somit auch all das, was zu dieser Verwirklichung nötig ist, ins Auge fassen würde. Im Zusammenhang des hier untersuchten Gedankenganges macht er aufmerksam: Zur Erreichung dieses Zieles ist so manches nötig, "nämlich die äußerste Tapferkeit, der tiefste Freiheitsdurst, die größte Selbstlosigkeit und der größte Egoismus"(14/1498).

Diese scheinbar dem bisherigen widersprechende Erkenntnis Brechts ist auch in seine literarischen Gestaltungen eingegangen. Derselbe Galilei, der Andrea gegenüber zur Zeit des Widerrufes die Notwendigkeit des Heldentums als persönliche Verantwortung verneint und auf die schlechte Beschaffenheit der Welt zurückführt, revidiert im Alter seinen Standpunkt. Im letzten Zwiegespräch mit Andrea brandmarkt er sein einstiges Handeln als Versagen, als Verrat. Er erläutert, daß Wissenschaft nur mit besonderer Tapferkeit betrieben werden kann: denn Wissenschaft "handelt mit Wissen, gewonnen durch Zweifel. Wissen verschaffend über alles für alle, trachtet sie Zweifler zu machen aus allen... Ich halte dafür, daß das einzige Ziel der Wissenschaft darin besteht, die Mühseligkeit der menschlichen Existenz zu erleichtern. Wenn Wissenschaftler eingeschüchtert durch selbstsüchtige Machthaber, sich damit begnügen, Wissen um des Wissen willens anzuhäufen, kann die Wissenschaft zum Krüppel gemacht werden und eure neuen Maschinen mögen nur neue Drangsale

bedeuten" (3/1339-40).

Verwandtes berührt die Trommelszene Kattrins in Mutter Courage. Bemüht, die Stadt zu retten, gefährdet Kattrin nicht nur sich, sondern auch Hof und Leute, die ihr Unterkunft gewährten. Ihre Selbstaufopferung paart sich notwendigerweise auch mit Egoismus. Dazu Brechts lakonischer Satz in seinen Anmerkungen zu dieser Szene: " Die mit vielen Mitleid haben, dürfen keines haben mit den wenigen" (17/1140).

Tugenden sind also nötig, um Besserung herbeizuführen, sie sind "nötig, um ein Land so umzuformen, daß um leben zu können, keine besonderen Tugenden mehr nötig sind" (12/519).

Diese Bestätigung der Notwendigkeit von Tugenden ist ja in letzter Instanz auch auf die schlechte Beschaffenheit der herrschenden Zustände zurückzuführen. Dem entspricht die Brechtsche Forderung u.a. nach Mut, Klugheit und List, der man genügen muß, um zur Zeit der Unterdrückung die Wahrheit zu schreiben (vgl. 18/222). Aber nicht nur der Wahrheitsverkünder, nicht nur ein Galilei oder eine Kattrin, also nicht nur derjenige, der um die Verbesserung der Welt bemüht ist, ist gezwungen, Tugenden zu frönen. "Das Volk - so lehrt Brechts Me-ti - kann sich nicht weigern, besondere Tugenden zu betätigen. Es wird sie betätigen müssen, solang die Machthaber es in der Hand haben, und es wird sie betätigen müssen, um die Machthaber zu stürzen" (12/519).

Wird durch obige Behauptung nicht alles bisher Gesagte umgestülpt? Verliert eine so grundlegend relativierte Beobachtung, - "die Ablehnung der moralischen Zumutungen" - nicht jedwede Beweiskraft? Ist die Durchschlagskraft unvoreingenommener Betrachtungsweise durch solche Zugeständnisse nicht annuliert bzw. zur Moralpredigt umfunktioniert?

Fragwürdig, wenn auch historisch notwendig, muß Brecht selbst die Befolgung dieser Nötigung zur Tugend erschienen sein. Davon zeugt das Bedauern, das aus den Zeilen klingt:

"Die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit,
Konnten selber nicht freundlich sein"

und die daran angefügte Bitte an die Nachgeborenen:

"Gedenkt unser
Mit Nachsicht" (9/725).

Nicht nur Brechts Götter-Trio, sondern auch er selber scheint am Rande seiner Weisheit angelangt zu sein, wo es darum geht, aus seinen Betrachtungen zur Moral gültige Konsequenzen zu ziehen: Es bleibt die zwar auffordernde, doch sehr vage und so zwiefach der Zukunft überwiesene Mahnung:

"... such dir selbst den Schluß.
Es muß ein guter da sein, muß, muß, muß!" (4/1607).

Nur sind eben weder die Svendborger Gedichte (aus deren Folge das zitierte An die Nachgeborenen stammt) noch Der gute Mensch von Sezuan Brechts letztes Wort zu dieser Frage. Den Zeiten von Svendborg und Dänemark, den Zeiten von Brechts Exil folgte die Zeit seiner Teilnahme am Aufbau des Sozialismus. Für Brecht gleichzeitig die Zeit der Auseinandersetzung mit den dadurch gestellten Problemen. Diese Zeit erwies für Brecht, daß die Nötigung, Tugenden zu bezeugen - selbst wenn es darum geht, eine Welt zu schaffen, die besondere Tugenden nicht mehr benötigt - nicht grenzenlos sein kann, nicht grenzenlos sein darf. Diese Überlegungen fanden in manchen Versen der Bukower Elegien ihren dichterischen Niederschlag. Aus diesen Spätgedichten ist ersichtlich, daß Brecht die Grenzen solcher Nötigung dort sieht und zieht, wo es dem Volk möglich ist, sich die Welt "endlich häuslich einzurichten!" (10/1032).

Diese Begrenzung der Notwendigkeit von Tugenden, die dazu dienen sollen, Forderungen nach Tugenden unnötig zu machen, ist eine erneute Relativierung der bisher errungenen Einsichten und Ansichten Brechts. Von der brüsken Ablehnung bürgerlicher Moral gelangte er zur globalen Anerkennung einer einzigen Tugend: der Teilnahme am Kampf für den Kommunismus. In diesem Sinne weist er nach, daß einerseits Tugend durch Not erpreßt wird, andererseits Tugend bzw. Laster ein bloß bedingter Wert sein kann. Tugend steht in Beziehung zur Beschaffenheit der Welt. Fordert die Welt Tugenden, so ist sie nicht wohnlich eingerichtet. Um aber eine wohnliche Welt zu gestalten, muß man maximale Tugenden entwickeln, ja das Volk kann nicht umhin, unter allen Umständen Tugenden zu bezeugen. Die notwendige Forderung nach maximaler Tugend-Produktion darf jedoch nicht absolut genommen werden. Ihre Relativierung ist abhängig davon, wie das dialek-

tische Verhältnis zwischen Zukunftsgerichtetheit und wohnlichem Heute verstanden wird.

Angesichts so vielfältiger, sich gegenseitig mehrfach relativierender Feststellungen ergibt sich die Frage: Was bleibt? Was bietet letzten Endes Brechts Dialektik der Moral?

Unumstößlich bleibt, daß Brecht uns in Fragen der Moral zu Zweiflern macht.

Es bleibt die Erkenntnis, daß Moral keine göttliche Gabe von Geboten und Verboten ist, sondern irdische Aufgabe, die - den jeweiligen historisch-sozialen Umständen entsprechend - immer von neuem gestellt und gelöst werden muß.

Es bleibt das weiterwirkende Bemühen um eine Moral der Freundlichkeit, um eine Moral im Dienste einer wohnlichen Welt.

Literatur

Bertolt, Brecht: Gesammelte Werke 1 - 20, Suhrkamp, 1967

László T a r n ó i

Genetische Beziehungen einer Ballade der ungarischen Romantik

János Garay war in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts einer der erfolgreichsten romantischen Dichter in Ungarn. Er veröffentlichte seine Ballade A két holló [Die zwei Raben] im Jahre 1835 im damals prominentesten Organ der ungarischen Romantiker, im Jahrbuch Auróra (Garay 1835). Da dieses Gedicht bisher nicht ins Deutsche übertragen wurde, gebe ich neben dem ungarischen Wortlaut des Originals den Inhalt desselben auch Deutsch an, ohne dabei eine in jeder Hinsicht wortgetreue Rohübersetzung anzustreben. Ich hebe viel eher die Motive hervor, die für die spätere Analyse und für die anschließenden Vergleiche ausschlaggebend sind. Der ungarische Text wurde der Gesamtausgabe der Werke von Garay entnommen (Garay 1886, I., 47 f.)

A két holló	Die zwei Raben
1. Bükágon éjsötéten Holló vagyon, Ül társa ellenében A szirt-fokon.	Finster wie die Nacht sitzt ein Rabe auf einem Buchenzweig, ihm gegenüber sitzt sein Gefährte auf einem Felsen.
2. Bükágról szól a holló: 'Én ehezem, Mi lesz ma, barna rabló Eledelem?'	Der auf dem Zweig fragt den "braunen Räuber" (auf dem Felsen), womit er seinen Hunger stillen könnte.
3. S a barna társ a szirton Károgva szólt: "Vitéz van ott az ormon, Halvány és holt.	Der "braune Gefährte" antwortete krächzend, ein Ritter liegt auf dem nahen Gipfel blaß und tot.

4. Párütközetben hullt el, Nincs fegyvere, Mellette solyma nyögdel És hiv ebe,	Er fiel in einem Duell, er ist waffenlos. Neben ihm winseln sein treuer Hund und sein Falke,
5. De Zille, nője, távol A hütelen, Uj férj karába' tánczol Dus termeken."	aber "Zille", seine Gattin, die Untreue, tanzt in den Armen "eines neuen Mannes" in prunkvollen Sälen.
6. S csattogja társa szárnyát: 'Ez kell nekem! Solymát te üzd, kutyáját Én elverem!	Der Rabe schwingt die Flügel, "das brauche ich" (antwortet er und setzt hinzu) "verjage du den Falken, den Hund ver- scheuche ich selbst."
7. És szállt a két dögéhes, Károgva szállt, S a holt vitézen édes Tápot talált,	Und hungrig nach Aas flogen die beiden, krächzend flogen sie, und sie fanden am gefal- lenen Ritter ihren "süßen Schmaus",
8. Mig Zille, nője távol A hütelen Uj férj karába' tánczol Dus termeken.	wobei "Zille", dessen Gattin, die Untreue, in den Armen "eines neuen Mannes" tanzt, in prunkvollen Sälen.

Garays Gedicht ist eine Ballade der weiblichen Untreue. Diese Untreue wird in den refrainartig wiederholten Strophen stark hervorgehoben, bei einer gleichzeitigen dunklen balladenhaften Andeutung, nach der angenommen werden kann, daß die untreue Frau bzw. der "neue Mann", nicht nur ihr Glück dem Tode des früheren Gatten zu verdanken haben, sondern sogar an seinem Tod schuldig seien. Somit schließen die als Fakt wiederholte weibliche Untreue und die Wahrscheinlichkeit eines Mordes aus der Ballade das "edle Moralische" aus, das in den dreißiger Jahren in der an Uhlands Balladen geschulten ungarischen Balladendichtung und sogar in manchen theoretischen Abhandlungen (z.B. im redaktionellen Brief der Zeitschrift Regélő, 1, 1833, 146 f.) als eine wichtige inhaltliche Maxime vertreten wurde. In Garays Rabengedicht gibt es keine Spur vom "edlen Moralischen", das in anderen Balladen der Zeit und desselben Verrassers die Funktion hatte, den Leser zur Achtung der ritterlichen Ahnen zu bewegen und ihn dadurch zu einem besseren, tüchtigeren und vor allem für das gemeinsame Wohl der Nation handelnden Menschen zu erziehen. In der Garay-

ballade gibt es nichts mehr von der schönen Einheit des Heldenmutes und der Tugend, der "êre" und der "mâze", womit die das Mittelalter entdeckenden jungen deutschen Romantiker von der Heidelberger Zeit bis über die Befreiungskriege hinaus und die Ungarn in den zwanziger und größtenteils auch noch in den dreißiger Jahren ihre Gestalten zu charakterisieren pflegten. In der glücklichen Gattin des Garaygedichtes, die ihren Leidenschaften über die Leiche ihres Mannes folgt, wird der Leser weder die heroischen Eigenschaften der Deutschen Jungfrau von Eichendorff von 1815, der Heldin des Kölcseygedichtes Vérmenyekző [Blutige Hochzeit] von 1823 noch die romantischen Züge der zarten Idealbilder der "minnenswerten" Burgfräulein vorfinden.

Gleichzeitig ist es auch auffallend, daß in der Garayballade die Untat der Frau nicht im geringsten - um mich mit der Terminologie der Musikwissenschaft auszudrücken - kontrapunktiert wird. Es gibt dazu im Gedicht keinerlei thematischen Gegensatz, der im Leser schließlich irgendein kathartisches Gefühl hervorrufen könnte. Der abscheulichen Tat folgt keine Vergeltung, der Sünde keine Sühne. Im Gegenteil: Die Bilder der abschließenden Antithese der Ballade, einerseits mit dem "glänzenden Saal" und der glücklichen Dame, andererseits mit den "nach Aas hungrigen Raben", die mit lautem Krächzen an der unbegrabenen "blaßen Leiche" "ihren süßen Schmaus" finden, rufen im Leser eher Empfindungen der Abscheu und des Ekels als irgendeine Läuterung der Gefühle hervor.

Einen hervorstechenden Gegensatz zur gehaltlichen Strukturierung dieser Ballade bildet der Typ solcher romantischer Balladen wie z.B. Uhlands Des Sängers Fluch. Letztere wurde in Ungarn allgemein bekannt, vielfach adaptiert und nachgeahmt (z.B. von Kun, 1839), schließlich auch übersetzt (Matisz 1844). Uhlands tragische Balladenhandlung wurde im Gegensatz zum Gedicht von Garay durch die betonte moralische Überlegenheit der reinen Unschuld des Ermordeten dem Mörder gegenüber, weiterhin durch die strafende Gerechtigkeit, hervorgerufen durch die Macht der Worte des Sängers und schließlich durch die Sühne des tyrannischen Mörders in einer läuternden Einheit

abgerundet. Man braucht kaum zu betonen, daß Garays Zwei Raben noch weniger den Normen jenes romantischen Balladentyps entsprachen, der - wie in einem Leitartikel der Zeitschrift Társalkodó über die Funktion der Poesie geschrieben wurde - "die aus der breiten Bahn der Welt geschiedenen Helden und Recken und ihre Geschichten beseelen soll, um sie so der undankbaren Vergessenheit zu entreißen und zu verewigen" (Társalkodó, 1834, 125 f.). Das Garaygedicht kann und soll mit seiner Rittergeschichte den allgemeinen Anspruch auf die Erziehung des nationalen Bewußtseins durch nationalhistorische Beispiele aus dem Mittelalter in keiner Weise befriedigen.

Und doch hatten Garays Zwei Raben großen Erfolg, was kaum allein damit erklärt werden kann, daß die Ballade sich in den dreißiger Jahren in Ungarn zur herrschenden Gattung entwickelte. Garays Gedicht hatte vor allem darum Erfolg, weil es mit seiner pessimistisch-nihilistischen Aussage sowohl für einige bereits vorhandene spezifische neue Merkmale in der Entwicklung der ungarischen Dichtung seit der politischen Krise von 1825-1827 ein Beispiel leistete, als auch gleichzeitig manchen allgemeinen modernen Tendenzen der spät- und postromantischen Entwicklung in der Balladendichtung in Europa entsprach, was schließlich im Zusammenhang mit der damals besonders europaoffenen ungarischen Literatur keineswegs unterschätzt werden darf.

In der Übergangsphase der Entwicklung der ungarischen Romantik vom Erwecken des nationalen Bewußtseins bis zu den Anfängen der nationalen volkstümlichen und politisch engagierten revolutionären Dichtung vor 1848 gab es in der ungarischen Literatur (wie auch in den anderen Literaturen Europas) neben der ziemlich allgemeinen Verherrlichung der beispielgebenden heroischen Taten der Ahnen, wenn anfangs auch nur wenige, so doch im Laufe der Jahre immer häufigere Beispiele dafür, daß sich die Autoren durch die Darstellung der "unritterlichen Ritterlichkeit", ihres falschen Glanzes, ja sogar der nunmehr fragwürdig empfundenen "edlen Moral" in den menschlichen Beziehungen des feudalen Mittelalters auch vom Veralteten distanzierten, um sich dafür später für das Neue umso entschiedener einsetzen zu können.

Eines der vielleicht prägnantesten bzw. frühesten Beispiele dafür - noch vor Garays Gedicht - ist Mihály Vörösmartys episches Gedicht Két szomszédvár [Zwei Nachbarburgen], das 1832 in der Auróra erschien. Es kann kaum umstritten werden, daß diese beiden Tendenzen in der romantischen Aussage der Dichtung, - einerseits durch das Beispiel des Alten und andererseits durch dessen desillusionierende Entlarvung die Leser für den nationalen Fortschritt zu bewegen -, für die Übergangsphase zwischen Romantik und Realismus im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in Europa noch eher charakteristisch waren als in Ungarn.

Der vor allem an Uhlands Balladen- und Romanzendichtung geschulte Garay lieferte jedoch für diese neue Tendenz außer seinem Rabengedicht keine anderen Beispiele. Die Tatsache, daß Die zwei Raben in der Typologie seiner Dichtung einen Einzelfall markieren, weiterhin die Kenntnis der erhöhten Neigung Garays, Balladenthemen aus der deutschen Literatur, vor allem aus Uhlands Balladendichtung zu adaptieren und schließlich die Erkenntnis, daß das Rabengedicht seiner Motivierung nach auch den Entwicklungstendenzen der deutschen Spätromantik in vieler Hinsicht entspricht, legt die Annahme nahe, daß Garay seine Ballade nach irgendeiner deutschen Quelle schrieb.

Nach einem Sichten der deutschen Gedichte der Spätromantiker und der spätromantischen Jahrzehnte stieß ich auf folgende Rabengedichte von Arndt, Wolff, bzw. Chamisso, deren direkte oder zumindest indirekte genetische Beziehungen zu der Garayballade undiskutabel sind:

Ernst Moritz Arndt: Die zwei Raben

1. Als ich einsam ging meinen Gang,
   Hört' ich zweier Raben dumpfen Klang;
   Der eine zu dem andern sprach:
   "Wo gehen wir frühstücken diesen Tag?"
2. "Dort hinter dem krausen Hagdornstrauch
   Blies ein erschlagner Ritter den letzten Hauch,
   Und daß er da liegt, ist keinem kund,
   Als seiner schönen Dame, seinem Falken und Hund."
3. "Sein Hund lief auf die Jagd hinaus,
   Sein Falk trägt wild Geflügel zu Haus,
   Seine Dame nahm einen andern Mann,
   So greifen wir unser süßes Frühstück denn an."

4. Du hältst auf seinem Schulterbein Schmaus,
Ich hack'ihm seine schönen blauen Augen aus,
Sein Goldhaar wird von uns allen gepflückt,
Unser Nest damit gepolstert und geschmückt."

5. Viele, viele jammern und klagen um ihn,
Doch keiner wird wissen, wo er fuhr hin;
Ueber sein Gebein, wenn's liegt bloß und bar,
Wird der Wind blasen heut' und immerdar.

Entstanden zwischen 1815 und 1840 (Arndt 1894, VI, 240).

Oskar Ludwig Bernhard Wolff: Die beiden Raben

(Schottisch)

1. Zwei Raben saßen auf einem Zweig,
An Schwärze und Größe kam keins ihnen gleich.
Der eine zu dem andern sprach:
Wo speisen wir am heutigen Tag?
Speisen wir bei der wilden salzigen See
Oder in des grünen Waldes Näh?

2. Als ich saß auf dem tiefen Seesand,
Da sah ich ein schönes Schiff nahe dem Land;
Ich bog den Schnabel, die Flügel ich schlug,
Da sank das Schiff und ich hört' einen Fluch.
Sie liegen einer, zwei, drei nun da,
Ich speise der wilden Salzsee nah.

3. Ich zeige dir schönern Anblick zumal,
Erschlagenen Ritter im tiefen Thal.
Sein Blut ist frisch auf das Gras geflossen,
Sein Schwert halb gezogen, seine Pfeil' nicht verschossen;
Und niemand weiß, daß er dorten blieb,
Als sein Falke, sein Hund und sein treues Lieb.

4. Es ist sein Hund fort zu der Jagd,
Sein Falke sich auf Hühner macht,
Sein Liebchen ist mit einem Anderen fort,
So halten wir süßes Mahl nun dort;
Unser Mahl ist sicher in unsrer Gewalt,
Drum laß uns speisen im grünen Wald.

5. Halte du an seiner Brust den Schmaus,
Ich hack' ihm die blauen Augen aus;
Nimm Locken von seinem blonden Haar
Und bess're damit dein Nest fürwahr.
Den goldnen Flaum von dem jungen Kinn
Den breit' ich meinen Kleinen hin.

6. O sein Lager ist dort nackt und kahl,
Wenn der Wintersturm saust durch das Thal.
Zum Haupte den Rasen, zu Füßen den Stein,
Schläft er und vernimmt nicht des Mädchens Pein.
Ueber sein Gebein der Vogel sich schwingt,
Die Füchse heulen, das wilde Reh springt.

Entstanden vor 1837 (Wolff 1837, I., 13 f.).

Adelbert von Chamisso: Die zwei Raben

(Aus dem Russischen)

1. Der Rabe fliegt zum Raben dort,
Der Rabe krächzt zum Raben das Wort:
"Rabe, mein Rabe, wo finden wir
Heut unser Mahl? Wer sorgte dafür?"

2. Der Rabe dem Raben die Antwort schreit:
"Ich weiß ein Mahl für uns bereit.
Unter Unglücksbaum auf dem freien Feld
Liegt erschlagen ein guter Held."

3. "Durch wen? weshalb?" - "Das weiß allein,
Der sah's mit an, der Falke sein,
Und seine schwarze Stute zumal,
Auch seine Hausfrau, sein junges Gemahl."

4. Der Falke flog hinaus in den Wald;
Auf die Stute schwang der Feind sich bald;
Die Hausfrau harrt, die in Lust erbebt,
Des nicht, der starb, nein des, der lebt.

Entstanden 1838 (Chamisso 1907, II. 216).

Alle drei deutschsprachigen Rabenballaden sind Nachdichtungen, die ungefähr gleichzeitig, aber völlig unabhängig voneinander entstanden sind. Die deutschen Gedichte beweisen das allgemeine Interesse für das typisch Neue in der Dichtung. Sie belegen im alten Gewand der Ballade die allgemeine Desillusionierung ihrer Verfasser bzw. Nachdichter aus der mittelalterlich heroischen bzw. ritterlich edlen und moralisch erhebenden Balladenthematik. Die ästhetischen Werturteile veränderten sich seit der Balladendichtung vor und während der Befreiungskriege wesentlich. Diese Dichter fanden bereits eine neue Art der Ballade für ästhetisch wirksam. Auch auf Die zwei Raben bezieht sich Wolffs Vorwort, in dem er im Zusammenhang mit der Auswahl seiner Nachdichtungen Folgendes betont: "Bei dieser Wahl sah ich zuerst auf den poetischen Werth und Gehalt des Liedes ... endlich auf Neuheit desselben" (Wolff 1837, Bd. I. S. V, hervorgehoben, L.T.).

Wie diese Gedichte miteinander und mit der ungarischen Ballade von Garay zusammenhängen, versuche ich im weiteren noch zu klären. Vorerst soll die europäische Bedeutung dieser Nachdichtungen und der Tendenz, die sie repräsentieren, durch die Tat-

sache untermauert werden, daß von den deutschen Übersetzungen, die zwar direkt oder indirekt auf eine schottische Volksballade zurückgeführt werden können, die Chamissoübertragung unmittelbar aus dem folgenden Gedicht von Puschkin, dem repräsentativsten Lyriker der russischen Romantik, ins Deutsche übersetzt wurde:

Ворон к ворону летит,
Ворон ворону кричит:
Ворон! где б нам отобедать?
Как бы нам о том проведать?

Ворон ворону в ответ:
Знаю, будет нам обед;
В чистом поле под ракитой
Богатырь лежит убитый.

Кем убит и отчего,
Знает сокол лишь его.
Да кобылка вороная,
Да хозяйка молодая.

Сокол в рощу улетел,
На кобылка недруг сел,
А хозяйка ждёт милого,
Не убитого, живого.

(Puškin 1974, 156)

Das Puschkingedicht ist keine Übersetzung. Es ist wie das ungarische Gedicht von Garay durch die freie Umarbeitung des originalen Stoffes eine Adaptation der schottischen Ballade. Im Gegensatz zu den Anmerkungen der neu aufgelegten kritischen englischen Balladensammlung von Child (Child 1965, I., 253), wo die Meinung vertreten wurde, daß Puschkin aus den drei ersten Strophen des schottischen Originals (siehe unten) ein Gedicht in vier Strophen schrieb, glaube ich vielmehr, daß Puschkin, gerade im Gegenteil, das Ganze der originalen Ballade zu einem neuen Ganzen verdichtete, was er vor allem mit einer stufenweisen Steigerung der Spannung bis zum überraschenden und äußerst dicht konzentrierten Höhepunkt der letzten Zeilen erreichte. Der hervorstechende Fehler der deutschen Nachdichtung von Chamisso ist gerade, daß er wegen der verkrampften Syntax seiner letzten Zeilen nicht imstande war, die natürliche Ungezwungenheit dieses konzentrierten Höhepunktes zu reflektieren.

Vor allem aus diesem Grunde halte ich die nur einige Jahre später entstandene Übersetzung von Robert Lippert, aus der hier die letzten vier Zeilen zitiert werden, für besser gelungen als die von Chamisso:

> Fort zum Walde flog der Falk,
> Auf den Rappen stieg ein Schalk -
> Und sie - harrt des Liebesboten,
> Des Lebend'gen, nicht des Todten.
>
> (Lippert 1848, 1171)

Die eigentliche Quelle der spätromantischen Rabenballaden in Europa ist die Sammlung der schottischen Balladen von Walter Scott in drei Bänden aus den Jahren 1802-1803. Der ersten Auflage folgte bereits 1812 die fünfte, wonach mit dem ständig zunehmenden Ruhm des Sammlers als Romandichter und mit dem erhöhten Interesse der englischen und der europäischen Romantik für die Volksballade neben den kontinuierlichen Neuauflagen und Nachdrucken der Sammlung ihre einzelnen Stücke auch in den verschiedensten neuen Sammelbänden von Balladen und Anthologien oft mehr oder weniger verändert immer wieder erschienen sind. In der Gruppe der sogenannten Romantischen Balladen der Sammlung von Walter Scott steht die auf dem europäischen Kontinent so wirksame Rabenballade u.d.T. The Twa Corbies. Sie ist nach Angaben der kritischen Sammelbände von Leach (Leach 1955, 111) und Child (Child 1965, I. 253) zum ersten Mal 1803 im dritten Band der Minstrelsy of Schottisch Border von Scott (S. 239) erschienen. Wegen der schweren Zugänglichkeit der Erstausgabe bediene ich mich im weiteren jeweils der vierbändigen Neuauflage von 1873.

Walter Scott wies in seinen Anmerkungen auf die volkstümliche Herkunft der Ballade hin (Scott 1873, II., 357). In einem Brief, den Charles Kirkpatrick Sharpe, von dem Scott die Ballade erhielt, am 8. 8. 1802 an den Herausgeber schrieb, wurde dies noch deutlicher bekräftigt (Child 1965, IV., 454). Gleichzeitig veröffentlichte Scott die gekürzte Fassung einer bereits 1611 gedruckten Rabenballade (Ravenscroft 1611, Nr. 20) nach der Ausgabe von Ritson (Ritson 1792, 155) mit dem Titel The Three

Ravens mit einer verwandten Thematik, jedoch mit einer entgegengesetzten Aussage, wie er schrieb; "das Gegenstück" zu The Twa Corbies (Scott 1873, II., 357). Ich führe beide Gedichte an, wie sie in Scotts Sammlung vorzufinden sind.

The Twa Corbies

1. As I was walking all alane,
I heard twa corbies making a mane;
The tane unto the t'other say,
"Where sall we gang and dine to-day?"

2. "In behint yon auld fail dyke,
I wot there lies a new-slain knight;
And naebody kens that he lies there,
But his hawk, his hound, and lady fair.

3. "His hound is to the hunting gane,
His hawk, to fetch the wild-fowl hame,
His lady's ta'en another mate,
So we may mak our dinner sweet.

4. "Ye'll sit on his white hause-bane,
And I'll pike out his bonny blue een;
Wi' ae lock o' his gowden hair,
We'll theek our nest when it grows bare.

5. "Mony a one for him makes man
But nane sall ken where he is gane;
O'er his white banes, when they are bare,
The wind sall blaw for evermair."

Erstveröffentlichung 1803 (Scott 1873, II.359 f.)

The Three Ravens

1. There were three rauens sat on a tree,
They were as black as they might be.

2. The one of them said to his mate,
"Where shall we our breakfast take?"

3. "Downe in yonder greene field,
There lies a knight slain under his shield,

4. "His hounds they lie downe at his feete,
So well they can their master keepe.

5. "His haukes they flie so eagerlie,
There's no fowle dare him come nie."

6. Downe there comes a fallow doe,
As great with yong as she might goe.

7. She lift up his bloudy hed,
And kist his wounds that were so red.

8. She got him up upon her backe,
   And carried him to earthen lake.
9. She buried him before the prime,
   She was dead her selfe ere euen song time.
10. God send euery gentleman,
    Such haukes, such hounds, and such a leman.

Erstveröffentlichung 1611 (Scott 1873, II., 358)

In englischen und schottischen Balladensammlungen fällt uns auf, wie selten die Ballade The Twa Corbies, die nach Leach "spröde, verwüstend, zynisch dabei aber rauh und kraftvoll" ist (Leach 1955, 111), im Verhältnis zu den immer wieder angeführten Drei Raben, der Ballade der Treue, aufgenommen wurde. Dabei ist die Breite und Tiefe der europäischen Rezeption der ersten mit der der zweiten gar nicht zu vergleichen. The Three Ravens wurden meines Wissens zur Zeit der Spätromantik nur von Wolff ins Deutsche übersetzt (Wolff 1837, I. 12 f.). ins Ungarische erst mehr als hundert Jahre später (Gombos 1955, 72 f.). Die Erklärung für den unterschiedlichen Erfolg der beiden Balladen in England und auf dem Kontinent sehe ich in Folgendem: Die englischen Proportionen der Ausgaben und der vielfachen Variationen der Drei Raben mit ihrer positiven Aussage sind vor allem dem zuzuschreiben, daß diese Ballade mit der Angabe der Melodie für mehrere Stimmen bereits zweihundert Jahre vor den The Twa Corbies gedruckt wurde, was in erheblichem Maße zu ihrer Verbreitung auf dem englischen Sprachgebiet beitragen konnte. Dieser Tatsache kann es auch zu verdanken sein, daß Leach in der Lage war, sogar eine amerikanische Variation zu veröffentlichen (Leach 1955, 113). Andererseits wurden aber diese Balladen auf dem europäischen Kontinent erst zu einer Zeit bekannt, als die Drei Raben mit der "edlen moralischen" Aussage der Ballade die spätromantischen Dichter zwischen den Befreiungskriegen und 1848 nicht mehr in dem Maße angesprochen haben wie die aus dem Ideal der feudalen Ritterlichkeit "zynisch" desillusionierenden Zwei Raben.

Schließlich soll einiges über die genetischen Beziehungen der zitierten Rabengedichte geklärt werden. Von den deutschen Autoren war Arndt der einzige, der sich bei seiner Übersetzung

in jeder Hinsicht nach der ursprünglichen Scottschen Version der Ballade The Twa Corbies richtete. Doch schadeten seiner Nachdichtung einige nur scheinbar nebensächliche Freiheiten und willkürliche Veränderungen des originalen Textes, die vermutlich nur wegen der Reimstellung vorgenommen wurden. So wirkt z.B. ganz besonders störend die Veränderung der Reihenfolge der Aufzählung in der achten Zeile, in der die "Dame" als erstes Glied der Aufzählung notwendigerweise die Steigerung der Spannung innerhalb des Verses und damit auch den so wichtigen Überraschungseffekt des Originals eliminiert und auch die deutsche Wiedergabe des Gedankenrhythmus der Ballade bei der Wiederholung der Aufzählung in den folgenden drei Versen (Zeile 9-11) ausschließt. Wolff übersetzte im Vergleich zu Scotts Gedicht eine ziemlich langatmige Version der Rabenballade, die erst 1827 veröffentlicht wurde (Motherwell, 1827, 7) Puschkin bediente sich nach Angaben der Puschkinforschung (Puschkin, 1974, 573) einer französischen Übersetzung der Sammlung von Scott (Artaud 1826). Chamisso dichtete Puschkins Gedicht nach. Die Bedeutung seines Gedichtes unterstreicht, daß Chamisso damit zu den ersten deutschen Nachdichtern Puschkins gehört. Seine Puschkinnachdichtung entstand zwei Jahre vor der zweibändigen Ausgabe der kalssischen deutschen Puschkinübersetzung Lipperts und der Berliner Puschkinausgabe von 1840.

Garays Adaptation der schottischen Rabenballade ist meines Erachtens aller Wahrscheinlichkeit nach im Gegensatz zu der Annahme von Oszkár Elek (Elek, 1913) direkt auf die englische Ausgabe der Scottschen Sammlung zurückzuführen, obwohl es mehrere Argumente für die deutschsprachige Vermittlung gibt. In der kritischen Neuauflage der englischen und schottischen Balladen von Child wurden aus dem 19. Jahrhundert neben Arndts deutscher Übersetzung noch vier andere deutsche Übertragungen angegeben, unter ihnen eine sogar aus dem Jahre 1817. Wir können wohl annehmen, daß es außerdem noch einige deutsche Übersetzungen gibt. Aber auch von den zitierten deutschsprachigen Balladen haben Arndts und Wolffs Nachdichtungen in irgendeiner deutschsprachigen Zeitschrift bereits vor Garays Werk erscheinen können. Es ist auch bekannt, daß die deutsche Sprache zu dieser Zeit eine

eminente Vermittlerrolle bei der Verbreitung der Produkte der Weltliteratur in Ungarn hatte, außerdem, daß sich gerade Garay mit Vorliebe von deutschsprachigen Werken beeinflussen ließ und daß er selbst Shakespeare vor allem in deutschen Übersetzungen las und nur weniger im englischen Original (Ferenczy 1883, 32).

Trotzdem untermauern die Wahrscheinlichkeit einer direkten englischen Beeinflussung die folgenden zwei Fakten:

Erstens und vor allem spricht für die direkte Wirkung der schottischen Ballade die braune Farbe des einen Raben in der Garayballade. Es ist eine Tatsache, daß in manchen ungarischen sprachlichen Wendungen braun auch die Bedeutung von dunkel haben kann. So ist in dem späteren Aranygedicht der Blick von Miklós Toldi "wie die braune Mitternacht". Man kann sogar am Anfang eines Gedichtes des heute bereits weniger bekannten Dávid Szabó in der Zeitschrift Koszoru zwei Jahre vor Garays Gedicht die folgenden Worte lesen: "Die kühle Dämmerung breitet schon ihre braun gefiederten Flügel aus" [Szabó 1833 (hervorgehoben, L.T.)]. Braune Raben gibt es aber auch im Ungarischen nicht! Die braune Farbe des einen Raben von Garay folgt aus dem Mißverständnis des dritten Verses der schottischen Ballade. Das Wort tane aus tone = the one, nach dem Oxford English Dictionary (Ebda 1933, Bd. Ti-Tz, 126) im Schottischen regelmäßig in der Form tane und in der Bedeutung "the one of two" gebraucht (vgl. dazu auch das Glossar in The Oxford Book of Scotish Verse 1966, 503-507), wurde von Garay mit dem englischen tan, als Adjektiv yellowish bzw. reddish brown (Oxford English Dictionary 1933, Bd. T-Th, 70) verwechselt. Da er in der ungarischen Sprache die synonimischen Zusammenhänge zwischen dunkel und braun kannte, so blieb es dabei, daß er einen seiner zwei Raben von dem anderen mit der sonst unmöglichen braunen Rabenfarbe unterschied.

Zweitens beeinflußten Garays Gedicht auch manche Motive der von Scott neben The Twa Corbies veröffentlichten The Three Ravens. So u.a. der Anfang des letzteren Gedichtes. Von einer noch größeren Bedeutung ist jedoch, daß in Garays Ballade die Raben, im Gegensatz zu allen von mir bekannten englischen und deutschen Variationen von The Twa Corbies, vor ihrem grausamen Schmaus

den Hund und den Falken von dem Leichnam des Ritters verscheuchen müssen. Die Inspiration dazu hängt sehr wahrscheinlich mit dem Eindruck zusammen, den die vierte und fünfte Strophe von The Three Ravens auf Garay machten, die er selbstverständlich in der Ausgabe von Scott neben The Twa Corbies lesen konnte.

Schließlich möchte ich noch einmal darauf hinweisen, daß Garays Ballade wie die von Puschkin keine Nachdichtung, sonderr eine freie Adaptation ist, und zwar ganz wahrscheinlich auf Grund der Benutzung der beiden von Scott angegebenen Quellen. Eine deutsche Vermittlung des Rabenthemas ließe sich in diesem Falle nur dann nachweisen, wenn nicht eine deutsche Nachdichtung dieser oder jener Rabenballade, sondern die gleiche Art und Weise der Adaptation aus den zwei Rabengedichten der Scottschen Sammlung mit dem gleichen Mißverständnis des schottischen Wortes vorzufinden wäre. Dieses deutsche Rabengedicht ist bisher nicht entdeckt worden.

Bei aller Unwahrscheinlichkeit so eines vermittelnden deutschsprachigen Bindegliedes zwischen Scott und Garay würde aber auch seine Entdeckung die Bedeutung der so vielseitigen spätromantischen Rezeption des schottischen Rabenmotivs, die ausschließlich den parallellaufenden Tendenzen in der Entwicklung der europäischen Literaturen zu verdanken ist, für die vergleichende Literaturwissenschaft kaum beeinträchtigen.

Literatur

Arndt, Ernst Moritz: Sämtliche Werke. 10 Bde. Leipzig 1894.

Artaud, M.: Chants populaires des Frontiéres Meridionales de l'Ecosse receuillis et commentés de l'anglais. Paris 1826.

Chamissos Werke in drei Teilen. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart (1907).

Child, Francis James: The English an Scottish Popular Ballads. 5 Bde. New York 1965.

Elek Oszkár: Garay János "A két holló" czimü költeménye és egy skót népballada [Das Gedicht Die zwei Raben und eine schottische Volksballade]. In: Egyetemes Philológiai Közlöny 37, 1913, 211 f.

Ferenczy József: Garay János életrajza [Biographie]. Budapest 1883.

Garay János: A két holló [Die zwei Raben]. In: Auróra. Hazai Almanach. Hrsg. v. J. Bajza. 14, N.F. 4, 1835, 85 f.

Garay János összes munkái [Sämtliche Werke]. 5 Bde. Budapest 1886.

Gedichte von Alexander Puschkin aus dem Russischen übers. v. E.v.D. Berlin 1840.

Gombos Imre: Angol és skót népballadák [Englische und schottische Volksballaden]. Budapest 1955.

Kun Bertalan: A kényur [Der Tyrann]. In: Koszoru. Szép Literaturai Ajándék a Tudományos Gyüjteményhez 19, 1839, 91-93.

Leach, Mac Edward: The Ballad Book. New York 1955.

Lippert, Robert: Alexander Puschkin: Dichtungen. Aus dem Russischen übersetzt. 2 Bde. Leipzig 1840.

Lippert, Robert: Puschkin: Die beiden Raben. In: Bildersaal der Weltliteratur. Hrsg. v. Dr. Johannes Scherr. Stuttgart 1848.

Matisz Pál: A dalnok átka [Des Sängers Fluch]. In: Regélő 12, 1844, I. Halbjahr, 583 f.

Motherwell, William: Minstrelsy. Ancient and Modern. With an historical introduktion and notes. Glasgow 1827.

Puškin, A. S. Sobranie socinenij. Tom vtoroj. Stichotvorenija 1825-1836 godov. Moskva 1974.

Ravenscroft's Melismata. Musicall Phansies, fitting the Court, Cittie and Countrey humours (to 3,4 and 5 voyces). London 1611.

Ritson, Joseph: Ancient Songs an Ballads from the reign of King Henry the Second to the Revolution. 2 Bde. London 1792.

Scott, Sir Walter: Minstrelsy of the Scottish Border. Consisting of historical and romantic ballads, collected in the southern counties of Scotland; with a few of modern date, founded upon local tradition. 4 Bde. Edinburgh 1873. [Erstausgabe in drei Bden, Kelso, Edinburgh 1802, 1803.]

Szabó Dávid: Vándor szellem [Herumirrender Geist]. In: Koszoru Szép-Literaturai Ajándék a Tudományos Gyüjteményhez. 13, 1833, 90-93.

The Oxford Book of Scottish Verse. Oxford 1966.

Wolff, O [skar] L [udwig] B [ernhard]: Halle der Völker. Sammlung vorzüglicher Volkslieder der bekanntesten Nationen. 2 Bde. Frankfurt am Main 1837.

László V a l a c z k a i

Über deutsche Aussprachenormen, Realisierungsvarianten und gemäßigte Hochlautung als Leitbilder für die Sprechkommunikation und für den Ausspracheunterricht

Zur lautsprachlichen Kommunikation ist ein Inventar von sprachlichen Zeichen und anderen Mitteln erforderlich, die von den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft verwendet und verstanden werden. Eine allgemeinverbindliche Regelung des Gebrauchs der phonetischen Mittel fördert den erzielten Kommunikationseffekt und wirkt sich positiv auch auf den Sprachunterricht aus. Es ist aber bestimmt ungünstig, wenn zwei verbindliche Regelungen für die Aussprache bestehen, wie das für die deutsche Sprache der Gegenwart der Fall ist, noch dazu erschwert durch die Tatsache, daß die zwei unterschiedlichen Normen in drei verschiedenen Aussprachewörterbüchern herausgegeben wurden: in den insgesamt 19 Auflagen der Bühnenaussprache (erste Ausgabe 1898 von Th. Siebs), im Duden - Aussprachwörterbuch (1962) sowie in den bisher 4 Auflagen des Wörterbuchs der deutschen Aussprache (erste Ausgabe 1964).

Das parallele Bestehen dieser Aussprachenormen führte nicht nur auf dem deutschen Sprachgebiet sondern auch im Ausland, wo Deutsch als Fremdsprache unterrichtet und eine der Normen für diesen Unterricht übernommen wird, zu verschiedenen Stellungnahmen und Meinungsdifferenzen, so daß eine kurzgefaßte kritische Wertung der Normen angebracht sein dürfte.

Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung deutscher Gebiete, für die die Vielzahl und die Gegensätzlichkeit von Dialekten charakteristisch war, setzte das Ausspracheproblem gegen Ende des 19.Jahrhunderts erneut auf die Tagesord-

nung. Durch die zunehmende Industrialisierung, durch den ständig wachsenden Verkehr, durch die Herausbildung eines einheitlichen Marktes, durch die wachsende Rolle der politischen und kulturellen Zentren sowie durch die Staatsgründung im Jahre 1871 gewann die lautsprachliche Kommunikation immer mehr an Bedeutung, und das Bedürfnis nach einer ausgleichenden und verbindlichen Regelung der Aussprache wurde immer stärker.

Als erster Initiator der Regelung der deutschen Aussprache in der jüngeren Geschichte gilt W. Viëtor. 1885 erschien von ihm "Die Aussprache des Schriftdeutschen" in Heilbronn. Hier schreibt er unter anderem: "Zweitens hoffe ich ... etwas dazu beizutragen, daß eine reine, des geeinten Deutschlands würdige Aussprache, wie auf der Bühne, so auch in der Schule, in der Kirche und überall sonst zur Geltung kommt, wo nicht engerer Verkehr der Mundart ihr Recht sichert" (Viëtor 1925[11], VI).

Im zitierten Satz wird u.a.die Bühne im Zusammenhang mit der Aussprache erwähnt, und das ist kein Zufall. 1880 erschien nämlich das Werk "Die Prinzipien der Sprachgeschichte" von H. Paul in Tübingen mit dem Grundsatz, auf den später Siebs und seine Anhänger zurückgriffen: "Es ist ein reines Vorurteil, wenn bei uns eine bestimmte Gegend angegeben wird, in der das reinste Deutsch gesprochen werden soll. Die mustergültige Sprache für uns ist vielmehr die auf dem Theater im ernsten Drama übliche, mit der die herrschende Aussprache der Gebildeten an keinem Ort vollständig übereinkommt" (Paul 1909[4], 406).

Der Normierungsversuch der Aussprache nach dem Prinzip, daß hochdeutsche Sprachformen mit niederdeutschen Lautwerten ausgesprochen werden, stammt bekanntlich von Th. Siebs und einer Kommission aus Sprachwissenschaftlern und Schauspielern. Am stärksten kam dieses Prinzip auf der Bühne zur Geltung, deshalb war damals die Bühnenaussprache eine geeignete Basis für eine ausgleichende und verbindliche Regelung der Aussprache. Die Orientierung von Siebs auf diese Basis muß für zeitbedingt richtig anerkannt werden, denn neben der Bühnenaussprache gab es nichts anderes, was in dieser Hinsicht als Leitbild hätte dienen können.

Im Zusammenhang mit dem Begriff "Leitbild" muß gleich auf eine neue Interpretation des Begriffs "Variante" hingewiesen werden. Dieser Ausdruck wurde auf der Arbeitstagung über aktuelle Probleme zur Entwicklung der marxistisch-leninistischen Sprachtheorie am 22. 10. 1974 in Sellin (Rügen) von H. Stelzig im Titel seines Referates "Probleme von Norm und Varianten in der deutschen Ausspracheregelung" (maschinenschriftlich) und im Referat selbst an mehreren Stellen nicht im bisherigen Sinn für freie bzw. stellungsbedingte Varianten von Phonemen gebraucht, sondern mit diesem Ausdruck wurden Realisierungsformen der Aussprache auf Grund verschiedener Leitbilder bezeichnet. Diese Realisierungsformen sind im Deutschen den beiden Leitbildern entsprechend die Bühnen-Variante und die Rundfunk-Variante.

In der Siebsschen Bühnenaussprache sieht man also eine zeitbedingt aktuelle Variante, die sich allmählich auch für die Schule durchsetzen wollte. Der neue Titel "Deutsche Hochsprache. Bühnenaussprache" (Siebs 1957) zeigt deutlich, daß die Bühnenlautung tatsächlich auf Allgemeingültigkeit Anspruch erhebt. Das Wort "Hochsprache" erschien im Titel 1922 zum ersten Mal. Die folgende Formulierung: "Es gibt keine ehrenvollere Aufgabe für die Bühne als die, in dieser Sache zur Lehrmeisterin Deutschlands zu werden" (Siebs 1898, 8) wird aber immer mehr kritisiert, denn die andere, ebenfalls zeitbedingt aktuelle Variante, die Rundfunkaussprache, wie sie im "Wörterbuch der deutschen Aussprache" kodifiziert wurde, setzt sich in allen Lebensbereichen immer mehr durch. Sie findet eine zunehmende internationale Anerkennung wie das die in neuerer Zeit z.B. in Polen und in der Bundesrepublik Deutschland erschienenen Lizenzausgaben dieses Werkes belegen. Dieses Wörterbuch gilt als "eine erste Wende in der Geschichte der Ausspracheregelung des Deutschen" (Lotzmann 1974, 70). Bemerkenswert ist aber auch eine andere Formulierung von ihm über die Wirksamkeit der Bühne bei der Durchsetzung der Bühnenaussprache: "Sie ist Lehrmeisterin Deutschlands, wie die Sprechrealität zeigt, nicht oder nur bedingt geworden - trotz der bisher 19 Auflagen" (Lotzmann 1974, 71).

Es ist interessant zu untersuchen, welche Gründe dazu führten, daß die Bühnenaussprache an Aktualität verlor und die Rundfunkaussprache als zeitbedingt aktuelle Variante gilt.

Die Bühnenaussprache wurde zu einem durch die Sprechenden nie realisierbaren Ideal verabsolutiert. Für die Sprechtätigkeit ist nur eine Annäherung dieses Ideals "in mannigfaltigen Abstufungen" (Siebs 1957, 6) möglich.

Eine Norm muß aber erfüllbar, realisierbar sein, sonst ist sie Selbstzweck, und eine realisierbare Norm fußt immer auf der Wirklichkeit, in diesem Falle auf der Sprechwirklichkeit. "Eine nur in der Idee vollkommene Sprache ist eben keine Aussprache" (Littmann 1965, 67). Außerdem gilt "für diese Bühnenaussprache ... genau dasselbe, was für alle aus der Wirklichkeit für das praktische Verhalten in der Wirklichkeit aufgestellten Verhaltensregeln (=Normen) gilt: sie haben nur den Charakter temporär gültiger Anweisungen." (Littmann 1965,67). Ebenfalls Littmann (1965, 68) berichtet davon, jungen Studenten und älteren Hörern eine Reihe von Sprechplatten mit der Siebsschen Höchstlautungsstufe abgespielt zu haben, in denen dieser pathetische, artikulatorisch übersteigerte, deklamatorische Sprechstil das Hörbild des Unnatürlichen, das Manirierten, des Anachronistischen hervorrief.

Die heute aktuelle Variante der Hochlautung, die Rundfunkaussprache, "entwickelte sich vor allem seit den Bemühungen Goethes aus den Sprachgepflogenheiten der deutschen Bühne" (Wörterbuch der deutschen Aussprache - im weiteren WddA - 1964, 12). Entwicklungsgeschichtlich wird also eine Kontinuität zwischen Bühnenaussprache und Rundfunkaussprache anerkannt. Hinsichtlich des Wirkungsbereichs und -potentials der Bühne bzw. der Rundfunk- und Fernsehsendungen bestehen aber beachtliche Unterschiede. Diese Sendungen "können gegenwärtig Tag für Tag selbst in den entlegensten Dörfern empfangen werden. Die allgemeine deutsche Hochlautung, die im Rundfunk und im Fernsehen je nach der Sprechsituation in verschiedener Ausprägung realisiert wird, wirkt daher fortwährend auf den sprachlichen Ausgleichsprozeß ein; sie wird auf Grund der Massenwirksamkeit

beider Institutionen vom größten Teil der Bevölkerung als verbindliche und richtige Aussprache des Deutschen anerkannt" (WddA 1974^4, 12).

Diese Norm wird also nicht als irgendein Ideal angesehen, sondern sie geht aus der Sprechwirklichkeit hervor und ist realisierbar. Die durch die großen Zuschauerräume der Theater bedingte kräftige Artikulation konnte auf eine kleinere Spannungslage, auf die normale Spannungslage der Alltagsgespräche, gebracht werden. Es wird nicht mehr allein auf der Bühne hochlautend gesprochen. Für die Ermittlung einer realitätsnahen und allgemeinverbindlichen Norm war eine statistisch-naturwissenschaftliche Untersuchungsmethode sowie die große Zahl der mit modernen Repetiergeräten durchgeführten Experimente ausschlaggebend. Die neuen, exakten Methoden führten auch zu neuen Resultaten in der Lautungsnorm, so z.B. in der Realisierung der Endsilben mit reduziertem Vokal, in der Aussprache des Phonems "r" und in der Aspirierung der Tenues, um nur einige zu erwähnen.

Das Duden-Aussprachwörterbuch ist seinerseits bestrebt, "... neben der Bühnenhochlautung auch die wichtigsten Grundzüge einer gemäßigten Hochlautung zu beschreiben, im Wörterverzeichnis aber an der Bühnenhochlautung als einziger Norm festzuhalten..." (Der Große Duden. Aussprachewörterbuch 1962, 5). Unter gemäßigter Hochlautung wird hier die Umgangssprache oder die Umgangslautung verstanden. Diese ist aber dialektal gefärbt! Über Ziel und Bestreben der Dudenredaktion wird noch folgendes geschrieben: "Die Tatsache, daß wir hier wesentliche Züge der Umgangslautung beschreiben, bedeutet in keiner Weise, daß wir diese Lautung zur Nachahmung empfehlen. Wir wollen umgekehrt allen jenen, die bemüht sind, Hochlautung zu sprechen, an Hand von Beispielen zeigen, welche Aussprachеformen sie vermeiden müssen" (Der Große Duden. Aussprachewörterbuch 1962, 42). Nach G. Meinhold (1973, 72) bedeutet eine solche wissenschaftliche Aussage zugleich ihre eigene Disqualifizierung. Dieser Meinung kann man sich anschließen. Die Rundfunkaussprache als Leitbild wurde seitdem im wesentlichen auch von M. Mangold und der Duden-

redaktion übernommen und in der 2. Auflage des Aussprachewörterbuches (1974, 2) nach dem bereits vorhandenen Muster kodifiziert und herausgegeben.

Für die deutsche Sprache der Gegenwart gibt es also zwei Normen: die historisch früher entstandene Bühnenaussprache und die später kodifizierte Rundfunkaussprache als Leitbilder. Auf der anderen Seite stehen die Ortsdialekte. Als Übergangsstufe zwischen Leitbildern und Dialekten ist eine dialektal gefärbte Umgangssprache gebräuchlich, in der sich Übergangselemente der Ortsdialakte und der Normen mischen. Es ist eine Frage der Gegebenheiten, welche Norm sich in welchen deutschsprachigen Gebieten in welchem Maß durchzusetzen vermochte. Es ist überhaupt fraglich, ob sich eine Norm in der mündlichen Äußerung restlos realisieren läßt oder als Leitbild progressiv, aber tendenziös wirkt, selbst wenn es sich um eine prinzipiell realisierbare und in der Tat realitätsnahe Norm handelt.

Sehr wichtig ist das Leitbild im obigen Sinne auch für den Fremdsprachenunterricht. Wenn man eine Fremdsprache - in unserem Fall Deutsch - studiert, "... nimmt man die Aussprache der Fremdsprache durch das Prisma seiner eigenen Aussprache auf, wobei die Laute der Fremdsprache unwillkürlich in die Schablone des phonetischen Systems der Muttersprache gepreßt werden" (Zacher 1969, 21). Aber die Fehlleistungen wirken im Gebrauch der phonetischen Mittel störend und beeinträchtigen den Kommunikationseffekt. Eine Aussprachenorm als Leitbild ist die einzige gute Basis zum Ausgleich der Differenzen der muttersprachlichen und fremdsprachlichen phonetischen Substanzen, deshalb ist es für den Fremdsprachenunterricht unvermeidbar, ein Leitbild zu übernehmen.

Nun ergibt sich für den Deutschunterricht die Frage, welche Norm übernommen werden soll bzw. wie und in welchem Maße die Norm Verwendung finden kann.

Das erste Problem besteht im wesentlichen erst seit 1964, dem Erscheinungsjahr der ersten Auflage des WddA, über das zweite Problem wird auch in Ungarn seit langem diskutiert. Die Ansicht, daß eine Aussprachenorm im Ausland für den Deutschun-

terricht ebenfalls nur als Leitbild dienen soll, haben bei uns schon E. Schwartz (1940, besonders die Seiten 60-65) und Karl Mollay (1939, 98-101) geäußert. Ihr Grundgedanke, die Regeln einer Aussprachenorm im Fremdsprachenunterricht nicht dienerisch zu kopieren, sondern sie als Leitbild schöpferisch anzuwenden, wie das z.B. von Rudolf Rausch (1973, 1974, 1975) empfohlen und dargestellt wird, hat sich bewährt. Als Leitbild wird von den beiden Normen die Rundfunkaussprache vorgeschlagen. Der Grund dafür liegt nach den obigen Darlegungen auf der Hand.

Literatur

Der Große Duden. Bd. 6, Aussprachewörterbuch, bearb. von M. Mangold und der Dudenredaktion unter Leitung von P. Grebe, Mannheim 1962.

Der Große Duden. Bd. 6, Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. Mannheim/Wien/Zürich 1974. 2. völlig neu bearb. und erw. Auflage von M. Mangold und der Dudenredaktion.

Littmann, Arnold: Die Problematik der deutschen Hochlautung. In: Deutschunterricht für Ausländer, 15, München 1965, 65-89.

Lotzmann, Geert: Sprechwissenschaftliche Aspekte zur Aussprachenormierung des Deutschen. In: Sprach- und Sprechnorm.Tagungsbericht der 7. Wissenschaftlichen Regionaltagung. Inzigkofen 1974. Hrsg. von G. Lotzmann, Heidelberg 1974, 65-83.

Meinhold, Gottfried: Deutsche Standardaussprache, Lautschwächungen und Formstufen. In: Wissenschaftliche Beiträge der Universität Jena. Jena 1973, 72.

Mollay Károly: Gondolatok az egységes német köznyelvi ejtés körül lefolyt vitáról. In: Egyetemes Philologiai Közlöny 63 (1939), 98-101.

Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Aufl. Halle 1909.

Rausch, Rudolf: Allgemeine Methoden des Phonetikunterrichts für Ausländer. Heft 1, 1973, Heft 2, 1974 und Heft 3. 1975.

Schwartz Elemér: A német köznyelv és helyes kiejtése. Budapest 1940.

Siebs, Theodor: Deutsche Bühnenaussprache. Berlin/Köln/Leipzig 1898.

Siebs, Theodor: Deutsche Hochsprache. Bühnenaussprache. Hrsg. von H. de Boor und P. Diels. 16. Aufl. Berlin 1957.

Stelzig, Helmut: Probleme von Norm und Varianten in der deutschen Ausspracheregelung. Beitrag zur Arbeitstagung über aktuelle Probleme zur Entwicklung der marxistisch-leninistischen Sprachtheorie (Sellin, 22. 10. 1974) aus dem Bereich der angewandten Phonetik, dargestellt an Problemen von Norm und Varianten in der Ausspracheregelung. Manuskript.

Viëtor, Wilhelm: Die Aussprache des Schriftdeutschen. 11. Aufl., besorgt von E. A. Meyer. Leipzig 1925.

Wörterbuch der deutschen Aussprache. Hrsg. von einem Autorenkollektiv. Leipzig 1964.

Wörterbuch der deutschen Aussprache. Hrsg. von einem Autorenkollektiv. Leipzig 1974.

Zacher, Oskar: Deutsche Phonetik. Leningrad 1969.

András V i z k e l e t y

Eine wiedergefundene Handschrift des sog. Spielmannsepos "Sankt Oswald"

Es bedurfte zäher Überredungskunst, bis der sehr verehrte Jubilar anno 1955 bei der damaligen Lehrstuhlleitung die Zustimmung einholen konnte, daß ein Budapester Student der Germanistik die Bearbeitung einer mittelalterlichen deutschen Handschrift zum Thema seiner Staatsexamenarbeit wählen dürfe. Es handelte sich um die Budapester Prosabearbeitung von Sankt Oswald. Die Arbeit wurde dann zu einer Promotionsschrift erweitert (Teildruck, Vizkelety 1959), der - angeregt von W. Stammler - eine Untersuchung der Zusammenhänge zwischen den Oswald-Texten und der Oswald-Ikonographie folgte (Vizkelety 1964 und 1976). Es sei an dieser Stelle dankbar vermerkt, daß meine Beschäftigung mit dem Budapester Oswald die Anregung zum Projekt, Katalogisierung mittelalterlicher deutscher Handschriften in Ungarn, gab (Vizkelety 1969, 1973). Die Grundlage vermittelte dazu der Spezialkurs des Jubilars über deutsche Paläographie, an der ich 1955-1957 - mehrere Semester hindurch allein - teilnahm.

Da eine Handschrift den Ausgangspunkt zu meinen Oswald-Untersuchungen bildete, erschienen mir die Versuche Baeseckes (1907, 1912), nicht nur das Phänomen Spielmannsepos, sondern auch die Oswald-Texte ins 12. Jh. zurückzuführen und zu rekonstruieren, fragwürdig. Obwohl auch die zeitgenössischen Rezensionen die Möglichkeit einer solchen Textrekonstruktion angezweifelt haben, behandelte selbst der Baesecke-Kritiker Ehrismann das Epos im Band "Frühmittelhochdeutsche Literatur", und auch G. Fuchs (1920) ordnete die neuentdeckte Dessauer Hs. der Wiener Gruppe nach der Baeseckeschen Konzeption ein. Dann ist

es um die Oswald-Texte lange still geworden, obwohl Menhardt 1931 eine neue Hs. der Münchener Gruppe in der Österreichischen Nationalbibliothek (=ÖNB) fand. Die neueren Arbeiten befaßten sich zumeist mit den sog. "spielmännischen" Stileigentümlichkeiten der Epen, oft unter literatursoziologischen Aspekten (Bibliographie s. Curschmann 1967). De Boor verwendete zwar (1949 bzw. 1972) für den Oswald nicht mehr den mehrdeutig gewordenen Begriff "Spielmannsepos", sondern bezeichnete ihn, den Orendel und Salman und Morolf als Legendenromane, behandelte sie zwar im Band Frühmittelalter, nahm jedoch gegen die Rückdatierungsversuche eindeutig Stellung: "Nichts berechtigt dazu, die Wurzeln der Handschriftenstammbäume über das späte 14. Jh. hinaufzudatieren. Auch beim Oswald... kommen wir zeitlich völlig aus, wenn wir das 'Urgedicht' dem 14. Jh. zuweisen wollten" (S. 262).

1964 näherte sich Curschmann unter dem Gesichtspunkt und mit der Methode der Ideengeschichte dem "Oswald" und kam zum Schluß, daß das Epos bereits im 12. Jh. entstanden sei, da es ein Mittelstück zwischen den Heldenepen und den höfisch-ritterlichen Versromanen darstellt, indem er eine ähnlich folgerichtige ideengeschichtliche Logik vom Oswald postulierte, wie sie Baesecke - überzeugt von der absoluten Macht der textkritischen Scheidekunst - gefordert hatte. Man sah demnach mit Interesse der von Curschmann 1964 angekündigten Neuausgabe des Münchener Oswald entgegen. Sie erschien 1974 in der "Althochdeutschen Textbibliothek". Die bei der Textherstellung berücksichtigten vier Vershandschriften ordnete Curschmann in zwei Gruppen, die auf einen Archetypus des frühen 14. Jh. zurückgehen sollen. Abgedruckt wurde der um die fehlenden Verse ergänzte und nur von den offensichtlichsten Fehlern gereinigte Text der altertümlichsten Hs. M (Entstehungszeit 1444). Selbst eine partielle Rekonstruktion des Archentypus $^{+}$A - stellte der Herausgeber fest - würde auf "unüberwindliche Schwierigkeiten" stoßen. Angestrebt wurde lediglich ein Werk, "was im 15. Jh. gelesen wurde".

Zur Ausgabe wurde auch die von Menhardt neu entdeckte Hs.

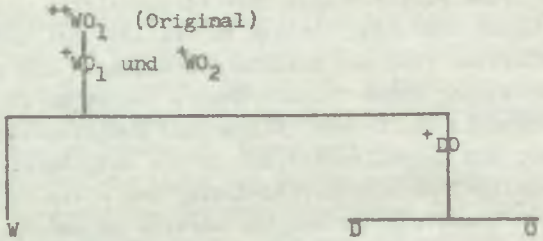
W harangezogen. Zwei früher beschriebene Hss., die - nach der Vermutung Curschmanns - "mit einiger Wahrscheinlichkeit ebenfalls den 'Münchner Oswald' enthielten", konnten nicht aufgefunden werden (S. XIV). Die eine lag 1842 zu Tambach in Oberfranken, die andere 1883 im westungarischen Franziskanerkloster Németujvár (Güßing, heute in Österreich). Auf diese hat mich vor 22 Jahren der Herr Jubilar aufmerksam gemacht. Die Hs. figurierte erstmals in der Kurzbeschreibung der Güßinger Bibliothek durch Fejérpataky (1883), nach ihm erwähnte die Hs. Pukánszky (1931 S. 61). Mehrere Anfragen bei der Klosterbibliothek und in Graz, wohin die Güßinger Hss. z.T. gebracht wurden, blieben zwischen 1956-1960 ergebnislos, die Hs. war nicht aufzufinden.

1975, als die Kataloge der deutschen mittelalterlichen Hss. im heutigen Ungarn bereits erschienen waren, ließ das ungarische Kulturministerium Kurzinventare über Handschriften und alte Drukke in den kirchlichen Bibliotheken aufstellen. Bei der Auswertung dieser Listen fiel dem zuständigen Kollegen die etwas kuriös anmutende Erwähnung eines "Kodextrümmers deutschen Inhalts" auf, wie es im Inventar des Graner (Esztergom) Franziskanerklosters zu lesen war, und bestellte die Hs. in die Nationalbibliothek. Es war der ehemalige Güßinger Oswald-Kodex, der - wie es sich dann herausstellte - mit anderen Stücken bereits am Anfang des Jhs. aus Güßing nach Esztergom gebracht worden war.

Das Äußere und der Inhalt der Hs. werden an anderer Stelle ausführlich beschrieben, hier soll nur der Oswald-Text bekanntgemacht werden. Die Hs. trägt kein Datum, die paläographischen Charakteristika der Schrift lassen auf eine Entstehungszeit um 1500 schließen. Die Mundart ist bairisch-österreichisch mit sporadischen mitteldt. Erscheinungen. Der Text gehört zur sog. Wiener Oswald -Gruppe und kann daher bei einer Neuausgabe dieser Gruppe, die nach dem neuen Münchner Oswald sehr erfreulich wäre, noch verwertet werden.

Zur Ausgabe des Wiener Oswald standen Baesecke 1912 zwei Hss. zur Verfügung: W = ÖNB Cod. Vind 3007, Mundart schlesisch, Entstehungszeit 1472, letzte ausführliche Beschreibung bei Menhardt (1960); O = Bibliothek des Metrolitankapitels zu Olomouc

(Olmütz) CO 188, Mundart mährisch-böhmisch, Entstehungszeit 1445 oder 1450, beschrieben von Baesecke. Mit den Lesarten der 1918 entdeckten Dessauer Hs. hat Fuchs die Ausgabe von Baesecke ergänzt und die Handschriftenfiliation modifiziert. D = ehemalige Fürst-Georg-Bibliothek, heute Stadtbibliothek Dessau, heutige Signatur Hs. Georg. 26.8°, Mundart nach Fuchs obersächsisch, nach Pensel (1977) ostmitteldeutsch, Entstehungszeit nach Fuchs "jedenfalls... erste Hälfte des [15] Jahrhunderts", nach Pensel zweite Hälfte des 15. Jhs.; neueste ausführliche Beschreibung von Pensel (S. 23 ff). Baesecke benutzte W als Leiths. O vertritt eine andere Texttradition und büßte wegen willkürlicher Änderungen und Modernisierungsversuche für Baesecke an Glaubwürdigkeit ein. D steht O näher als W. Das von Baesecke aufgestellte und von Fuchs ergänzte Stemma ist:



Die neu aufgetauchte Hs, die mit der Sigle G bezeichnet werden soll, gehört ebenfalls zur Gruppe OD. (Falls die folgenden Belege dem Text Baeseckes und nicht den in Originalform angegebenen Anmerkungen entnommen sind, stehen sie im normalisierten Mhd.) Da die ersten 46 Verse in D fehlen, beginne ich den Vergleich mit V.47 und führe ihn bis V. 200 durch. Natürlich kann die vollständige Kollationierung der Hss. die zahlmäßigen Ergebnisse modifizieren, diese Arbeit muß aber unbedingt aufgrund der Hss. (Mikrofilme) durchgeführt werden.

V. 48 wol] fehlt DOG

51. gar sere /flizlich D/ daz her in fragete WD] gar fast in do fragete O, vnd in do vast fragt G

53. irne WD] vnder O, vndert G

54. so wol geton W] wol geton D, hoch geporn OG
61. alzuhant W] zuhant DOG
64. in eine kemenate W] in seyne kemenate DOG
66. sich selbir satzte W] selber platzte OD, selb platzt G
70. nider fallet also di knecht W] vallet nyder also di knecht D nider valt als eyn knecht OG
72. ir sult uch baz bedenken W] Jo schult ir /uch bedenken O/ gedencken DOG
76. und sitzt uf di benke nicht me W] Sitzit nicht uff den benken me D, Sitzet nyder uff dy panchk als ee O, Und siczt nit auf dy panck als ee G
77. Durch got habe ich getan W] Er sprach DOG ich habe isz dar umme getan D, durch got habe ichz getan O, ich hab es durch got getan G
94. Vorwor ich daz sprechin wil W] nu (D) hore waz ich dir sagen wil DOG
97. daz sage ich ane zorn W] daz laz ane zorn DOG
108. den Vers bringt W hinter V.88, hier hat W: Her mag nicht wol do wedir strebin] doch wil ich dir einen (ein DG) rat geben DOG
109. Doch der dewchte mich ys notcze were W] der mich dunket nutzebar D (qwar O), der mich tunck nucz par G
110. du hast wol acht jar her W] du hast wol acht jar DO, Ir habt woll acht jar G (Reimwort in DOG gemeinsam)
111. einen raben gezogen ane wan W] einen ragen irczogen sunder wan D, einen raben geczogen swynder man O, ein raben geczogen sunder wan G
112. daz her vol wol sprechen kan W] daz her nu wol sprechen kan D, sunder der gar woll vill reden kan O, Der vil woll reden kan G
116. ir bringet dir fromen widere W] ir komet dir wol zu nutze widere D, ir komet dir nutze widere O, Ez chumpt ew czw nucz wider G
118. Vorgulde vm seyn snabel feyn W] den snabel mache im gulden DOG
155. her sprach: vil liber rabe min W] her sprach: Du vil

liber rab mein D, Du vil liber rab meyn OG

Die Sonderstellung der Gruppe DOG ergibt sich sehr anschaulich aus den Versen 109-110, wo übrigens die drei Hss. m.E. W gegenüber den besseren Text überliefert haben. Es handelt sich kaum nur um eine Reimveränderung von O "wegen seiner lautlichen Gestalt", wie Baesecke meinte.

Was nun den Platz von G innerhalb der Dreiergruppe betrifft, so lassen bereits die wenigen Belege einige vorsichtige Folgerungen zu:

1. daß G weder eine Kopie von O noch von D sein kann. Auch G bildete nicht die unmittelbare Vorlage für die beiden anderen, was schon wegen des vermutlichen Alters von G unwahrscheinlich wäre.
2. O und G gehören enger zusammen als D und G. OG gehen zusammen: 51, 53, 54, 60a-b bringen nur O und G, 70, 76, 77, 110, 112, 155. - DG zusammen: 109, 111 (O hat hier falsch abgeschrieben), 116 (geringfügig), 132 haupt biz hernider WO, haupt nider DG.

Der Schluß liegt also nahe, daß G und O auf eine gemeinsame Vorlage †OG zurückgehen. Diese Annahme wird auch vom V. 154 unterstützt, der in O fehlt:

V. 154. her lachte in an gar wunderschir W (Reimwort im V. 153 mir) Unde lachte in an gar fruntlich D (Reimwort dich) Das wil ich d (gestrichen) ymer pitten dich G (Reimwort dich)

Für diese Stelle wäre die wahrscheinlichste Erklärung, daß O hier nicht die Zeile übersprungen hat, die von D bewahrt wurde (der Vergleich von O und D sprach nämlich dafür, vgl. Fuchs), sondern, daß O und G aus einer solchen Vorlage kopiert haben, die den Vers 154 entweder nicht mehr enthielt, daher G einen neuen Vers mit dem unbeholfenen gleichen Reimwort (dich) erfand, oder aber die von G gebrachte Zeile zwar vorhanden war, jedoch von O übersprungen wurde. Ob O und G mit der gleichen Hs. der Vorlage †OG zu tun hatten, sei einstweilen dahingestellt. Die Einschaltung von D würde dann entweder vor oder nach OG

eine Zwischenstufe erfordern. Es hängt auch davon ab, wie wir mit der zeitlichen Abfolge der einzelnen Hss. auskommen. - Vorstellbar wäre auch, daß zwischen O und G noch eine Zwischenstufe lag (= $^{+}$G; es stünden dafür etwa 50 Jahre zur Verfügung), in welcher V. 154 bereits eigenschoben wurde. Die nähere Untersuchung einiger Lesarten in G, die von keiner anderen Hs. unterstützt werden, macht diese Annahme jedoch unwahrscheinlich.

Im V. 43c wird Tragemund für des kunigs bruder (WO) erkannt, welche Stelle nach Baesecke eine Übernahme aus "Salman und Morolf" wäre (S. LXVIII). Später wird aber Tragemund immer in dem Sinne als "bruder" bezeichnet, der keinen Zweifel beläßt, daß "bruder" ursprünglich nur als Bezeichnung des geistlichen Status von Tr. gemeint wurde (z.B.V. 59). Wenn es sich nämlich um den leiblichen Bruder Oswalds handeln würde, wäre V. 45-46 unverständlich, wo Oswald sich nach dem Namen des "bruders" erkundigt. G. hat also im Vers 43c das sinngemäße, alte Wort pilgrein bewahrt.

V. 60 heißt in WD: di werlet ist (so W) wuste gar. O hat hier faste statt wuste und G unstat, was wiederum das zutreffendere (auch überlieferte?) Wort ist. Daß es O hier mit einer verdorbenen (schwer lesbaren) Stelle zu tun hatte, ergibt sich auch aus den zwei Zusatzversen, die allein in O und G stehen (in $^{+}$OG also vorhanden waren):

V.60a O: Und gar wankel nere (Bartsch 1861 emendierte: Wandelbaere)
Das man nicht gibt uff dy ere

G: Vnd so wandels ser
Daz man wenig vindet er

Daß G hier das Ursprüngliche bewahrte, beweist das altertümliche mhd. Wort sêr/e/ (Vgl. Lexer, Mhd. HdWB des halses sêre). Diese Stelle berechtigt uns vielleicht auch zur Annahme, daß die Änderung in O nicht allein auf Kosten der von Baesecke (S. XXII f.) festgestellten Modernisierungsversuche von O zu schreiben ist, sondern daß O nicht die gleiche Hs. der $^{+}$OG-Version zur Vorlage besaß, da diese Hs. auch im V.60 verdorben war, wo kein veralterter Ausdruck zur Änderung Anlaß gab (Vgl. in dieser Hinsicht o.V. 109 und 111).

V.62 statt bei sevner hand W, bei seyn hand OD hat hier G

pey der hant, also die von Baesecke vorgeschlagene Konjektur.

73-76. sind in G kürzer (direkte statt indirekte Rede mit einem verbum dicendi, Fehlen von Adjektiven, Adverbien, Konjunktionen) V.76 wird in G der Schwesterhs. O entsprechend überliefert, jedoch in einem Wortlaut, der dem Sinn besser entspricht:

Sitzet nyder uff dy panchk als ee O
vnd siczt nit auf dy panck als ee G

O machte wahrscheinlich aus nicht (nit) nyder, indem D auch hier (und nicht nur im V.644 wie Fuchs nach Helm S. XIX, s. noch später) mit W geht (vgl.o.).

78. daz dieser gar muder man W] Daz mude ist diser man D, Des der vromde man O, Das der werd müd man G.

Zwischen dem Schriftbild von vrom(ede) und werde mude bestehen gewiß Ähnlichkeiten, die O zur Änderung veranlassen konnten. Die zwei Hebungen sprechen jedenfalls für G.

79. Mit dem Verb gerast steht G allein (gerue W, muchte rugen D, gerwte O); wahrscheinlich hat hier G willkürlich geändert.

83-84. kennist du in dienen sinnen
irne eine kuniginnen WD
Mogistu yndert vorsinnen
eine kuniginnen O
Er chenirestu· (wohl für Enchenistu) nit in deinem sin
Indert ein edlew kunigin G

Die alte Verneinungsform (wenn meine Konjektur richtig ist) und das vom Sinn der Frage empfohlene Adjektiv sprechen für G.

86. Daß es in den 4 Hss. 4 verschiedene Verben (keusch bliben W, geseyn D, leben O, pflegen G) stehen, unterstützt hier Baeseckes Meinung, der alle Keuschheits-Beteuerungen für spätere Zusätze hielt.

93. Da alle Hss. die schone und tugend von Spange loben, wird die Lesung von G (hat schon vnd tugent vil) der

von O (hat schoner tugent vill) vorzuziehen.

Im V.94. und öfter (143, 186, 418 etc.) haben wir die Erklärung für die nur in O (und stellenweise in D) belegte Namensvorm Vorbange, Vorpange für Spange. An solchen Stellen hat G immer fraw pange, die kaum als eine etymologische Interpretation des unverständlichen vorpange aufzufassen ist, sondern wahrscheinlich die alte Bezeichnung frouwe Pange tradiert.

104.W hat kusche, G edlew als Beiwort zu kuniginne, D und O bringen kein Adjektiv.

120.eine guldine (guldene) crone WDO ain rechte guldein chron, wodurch der Vers zum eindeutigen Dreiheber wird.

182-190.dem raben do gebunden (das fingelin)
wart iz under den flugel sin
her sprach 'vil liber rabe mein
daz gip der edelen kunigin
Juncfrou Spangen durch den willen min.
(Wilt du ein fromer bote sin
so bringe mir von ir ein vingerlin
daz ich muge di warheit
irkennen so werde ich gemeit.') W

Die lange Partie (z.T. von Baesecke als unecht ausgeklammert), die mit einigen Varianten alle 3 bislang bekannten Hss. teilen, steht in G wesentlich gekürzt:

dem rab het er es gepunden
Recht vnder dy flugel sein:
'Das gib der edel kunigin
Und wildu auch ein gut pot sein
So pring mir von ir auch ein (vingerlein Ergänzung v. mir)

Vielleicht war diese von G gebotene kürzere Form die ältere; kunigin reimt ja mit der alten undiphthongierten Form von sein, indem im letzten Vers vingerlein (vingerlin) bestimmt nur vom Abschreiber für überflüssig empfunden und ausgespart wurde. Schließlich seien noch die Belege angeführt, wo sich G - O und D gegenüber - zu W hält.

V.45. liber WG, vil liber O (unbedeutend, G kürzt ja oft)

49. czwe (zwo G) und sibenczig WG, czwanczig O (Lese- oder Schreibfehler bei O).

106. wer si friet (vragt G) di schonen maid WG, wer do vriet di edele maid OD (schon statt edel kommt in G des öfteren, auch W gegenüber vor.)

Deutlicher werden aber - seitdem G neben O steht - die allerdings spärlichen Einflüße von W auf D. Mit diesem Einfluß rechnete zwar schon Helm (1918), Fuchs gab jedoch eine andere Erklärung der einzig schwerwiegenden Stelle (V,644, vgl. oben bei V. 73-76, dazu noch V. 53, 76, 83-84, 155). Mit einer vagen Verbindung von D zu W muß also gerechnet werden.

Als vorläufige Ergebnisse dieser Ausführungen können wir feststellen:

Die Hs. G, von der Fejérpataky 1883 die erste Nachricht gab und die seitdem von niemandem benutzt wurde, enthält die Wiener Fassung des Sankt Oswald.

G gehört W gegenüber zur Gruppe DO, steht jedoch O näher als D. Für die letzten 130 Verse, die in O fehlen, ist G die einzige Quelle. Die gemeinsame Quelle von O und G (OG) war in mindestens zwei Hss. vorhanden, da O und G nicht die gleiche Hs. kopiert haben. O hatte mit einer stellenweise schwer lesbaren (einfache Leseschwierigkeiten oder eine z.T. zerstörte Hs?) Vorlage zu tun. Teils dadurch gezwungen, teils aus eigenem Antrieb hat O an vielen Stellen den Text geändert (Baesecke). G hat dagegen selbst Schreib- und Lesefehler oft sinnlos abgeschrieben, dabei auch Altes konserviert (hatte also eine ähnliche Rolle wie M in der Überlieferung des Münchner Oswald vgl. Curschmann 1974 S. XL-XLI).

D steht W näher als die beiden übrigen Hss. seiner Gruppe. Wie und durch welche Zwischenstufen D von W beeinflußt wurde, ist nicht mehr festzustellen.

Mit seiner baierischen Mundart und seiner Entstehungszeit um 1500 stellt G den spätesten und am weitesten nach Süden vorgedrungenen Zeugen der Überlieferung dar.

Quellen:

Baesecke, Georg: Der Münchener Oswald. Breslau 1907.
Ders.: Der Wiener Oswald. Heidelberg 1912.

Curschmann, Michael: Der Münchner Oswald. Tübingen 1974.

Fuchs, Gertrud: Der Wiener Oswald. Breslau 1920.

Vizkelety András: Der Budapester Oswald. In: PBB/Halle/, 86, 1964, 107-188 mit Tafelteil.

Literatur:

Bartsch, Karl: Sanct Oswald's Leben. In: Anzeiger f. Kunde d.dt. Vorzeit 1861, 391-393.

De Boor, Helmut: Die deutsche Literatur von Karl dem Großen bis zum Beginn der höfischen Dichtung. München 1971, erste Auflage 1949.

Curschmann, Michael: Der Münchener Oswald und die deutsche spielmännische Epik. München 1964.
Ders.: "Spielmannsepik" Wege und Ergebnisse der Forschung von 1907-1965. Mit Ergänzungen und Nachträgen bis 1967. Stuttgart 1967.

Fejérpataky László: A német-ujvári Sz. Ferenczrendi zárda könyvtára. In: Magyar Könyvszemle 1883, 100-137.

Helm, Karl: Beiträge zur Überlieferung und Kritik des Wiener Oswald. In: PBB 40, 1918, 1-47.

Menhardt, Hermann: Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek.I-III. Berlin 1960-61.

Pensel, Franzjosef: Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in der Stadtbibliothek Dessau. Berlin 1977.

Pukánszky, Béla von: Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Münster 1931.

Vizkelety András: Zur Orthographie und Lautlehre des "Budapester Oswald". In: Acta Linguistica Acad. Scient. Hung. 9, 1959, 375-383.
Ders.: Beschreibendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken. I-II. Budapest-Wiesbaden 1969, 1973.
Ders.: Oswald. In: Lexikon der christlichen Ikonographie. Bd. VIII. Rom-Freiburg-Basel-Wien 1976.

Verzeichnis der wissenschaftlichen Schriften Karl Mollays

Selbständig erschienene Arbeiten

Középkori soproni családnevek. Bp., 1938. 8°.66 S. Dissertation.

Scarbantia, Ödenburg, Sopron. Siedlungsgeschichte und Ortsnamenkunde. Bp., 1944, 136 S. Dissertation.

Sopron vármegye vázlatos története. Vgl. Csatkai--Dercsényi (Red.). Sopron és környéke müemlékei. Bp., 1956². 4°. 39-114. In Sonderdruck: Bp., 1957. Dissertation.

Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtssammlung des 15. Jahrhunderts aus Ungarn. Bp.--Weimar, 1959, 239 S.

Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Die ältesten Frauenmemoiren des deutschen Mittelalters. 1439-1440. Wien, 1971, 95 S. (Wiener Neudrucke Band 2)

Német--magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig. Bp., 1974, 525 S. Maschinenschriftl. Dissertation. Verteidigt am 30. 6. 1975.

Aufsätze, Studien

Három bibliográfia a hazai németségről. Egyetemes Philológiai Közlöny, 1935, 318-322.

Székeles vagy Szakálos? Egyetemes Philológiai Közlöny 1937, 249-254. 440.

Adalék Sopron régi helyrajzához. Soproni Szemle 1938, 263-264.

A soproni és sopronmegyei helytörténetirás módszere és feladatai. Soproni Szemle 1939, 273-288; 1939, 17-23. (Mitverfasser).

Sopron vármegye történelmének nyelvészeti és történeti kérdései. Soproni Szemle 1939, 232-239, 358.

Gondolatok az egységes német köznyelvi ejtés körül lefolyt vitáról. Egyetemes Philológiai Közlöny 1939, 98-101; 1941, 186-187.

Gugelweit János, a Soproni Virágének lejegyzője. Soproni Szemle 1939, 178-180.

Sopron és a magyar nyelv ügye 1825-ben. Soproni Szemle 1940, 129-130.

Bors Sámuel magyar nyelvpályázata 1825-ben. A salgótarjáni állami gimnázium értesitője. Salgótarján, 1940, 11 S. (Sonderdruck).

Soproni élet a XV. század második felében. Soproni Szemle 1941. 109-122, 153-172.

A burgenlandi német népi szinjátékok kérdéséhez. Soproni Szemle 1941, 63-65, 147.

Geschichte des Deutschtums in Ungarn (Forschungsbericht). vgl. Mátrai, László (Red.): Litteraria Hungarica. Bp., 1941, 127-138.

A Sopronmegyei Kulturatlasz Közleményei N° 1-2. Soproni Szemle 1942, 76-85, 146-147(Mitverfasser).

Ödenburg. Helynévfejtés és településtörténet. A Magyar Történettudományi Intézet évkönyve. Bp., 1942, 631-672; in Sonderdruck: Bp., 1942, 44 S.

Adatok a soproni ispotály történetéhez. Soproni Szemle 1942, 29-36.

Deutsche, Serben und Ungarn des Banats in der Revolution 1848/49. Donaueuropa 1942.

Egyháztörténet és helytörténet. Soproni Szemle 1942, 215-216.

Az 1622. évi belvárosi tervrajz magyarázó szövege. Soproni Szemle 1942, 151.

Ujabb szempontok a helytörténetirás müveléséhez. Soproni Szemle 1943, 161-170.

Sopron város 1530. évi pecsétje. Soproni Szemle 1943, 64-65.

Puli. Magyar Nyelv 1943, 234.

Mecenzéf. Magyar Nyelv 1944, 235-236.

A Schlägli Szójegyzék beller 'böllér' szava. Magyar Nyelv 1949, 140-148.

Szójegyzékeink polgár szava. Magyar Nyelv 1951, 21-35.

Das älteste deutsche Lehngut der ungarischen Sprache. Acta Linguistica 1951, 373-417.

A vármegye történeti vázlata. Vgl. Csatkai--Dercsényi (Red.): Sopron és környéke müemlékei. Bp., 1953, 37-95.

A német nyelvmüvelés uj arca. Magyar Nyelvőr 1954, 335-338.

Szótörténeti adatok. Magyar Nyelv 1954, 206.

Harka nevéről. Soproni Szemle 1955, 138.

A régi és az uj "Soproni Szemle". Soproni Szemle 1955, N° 1-2, 5-12.

Zsirai Miklós (1892-1955). Soproni Szemle 1955, N° 3-4., 161.

Sopron a középkor végén. Soproni Szemle 1956, 31-42.

Az Ödenburg név keletkezéséhez. Soproni Szemle 1955, N° 3-4., 69-79.

Fráng. Magyar Nyelv 1956, 78-79.

Germanisztika és magyar nyelvtudomány. Pais-Emlékkönyv. Bp., 1956, 667-673.

Nyelvoktatás és nyelvtudomány. Vgl. Dobossy László (Red.): Az idegen nyelvek oktatásának időszerü kérdései, különös tekintettel felsőoktatási intézményeinkre (Szocialista nevelés könyvtára N° 128) Bp., 1957, 179-207.

John Ries szintakszis-elméletének értelmezése. Magyar Nyelv 1957. 77-80.

Szótörténeti adatok. Magyar Nyelv 1957, 268-270.

Kottanner Jánosné és naplója. Soproni Szemle 1957, 1-9.

XIV. századi vélemény a magyar parasztról és a magyarországi nemesekről. Ethnographia 1957, 356-357.

Jövevényszó-kutatásunk 1945-től 1957-ig. Magyar Nyelv 1958, 146-157.

A német nyelvmüvelés főkérdései. Magyar Nyelvőr 1957, 418-424.

A Budai Jogkönyv magyar szórványai. Magyar Nyelv 1958, 461-471.

Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus. Az eddigi kutatás mérlege. Annales Univ. Budapest. Sectio Philologica 1961, 37-45; Philológiai Közlöny 1958, 663-670.

Háztörténet és várostörténet. Soproni Szemle 1959, 121-136, 193-204.

Soproni növendékek a jénai egyetemen. Soproni Szemle 1959, 274-275.

Furir. Magyar Nyelv 1959, 523-524.

Jelentés a Magyar Nyelvtudományi Társaság által 1958. szept. 25-től 27-ig Budapesten megrendezett névtudományi konferenciáról. Magyar Nyelv 1959, 164-166.

Eugen Nedeczey: Das Raaber Liederbuch. Wien, 1959, 244 S. (Radaktion).

Dayka Gábor német nyelvü prédikációja a toleranciáról. Irodalomtörténet 1960, 201-205.

A német helynévtipusok kronológiája a középkori Nyugat-Magyarországon. Vgl. Mikesy Sándor (Red.): Névtudományi vizsgálatok. Bp., 1960, 35-56; deutsch: Zur Chronologie deutscher Ortsnamentypen im mittelalterlichen Westungarn. Acta Linguistica 1961, 67-97.

A soproni szelidgesztenyések történetéhez. Soproni Szemle 1960, 331-336.

Névtudomány és várostörténet. Dágtól Ágfalváig (1195-1416). Soproni Szemle 1961, 114-130, 193-200.

Eine neue Handschrift des mittelalterlichen Väterbuchs. Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Sprache und Literatur (Halle) 1961, 231-241.

A középkori mértékekről. Soproni Szemle 1961, 379-380.

Zsidó történeti emlékek. Soproni Szemle 1962, 90-93.

Középkori soproni naptárak. Soproni Szemle 1962, 215-226, 299-318.

Adalék a francia nyelvi müveltség magyaróvári terjesztéséhez. Arrabona 1962, 133-135.

Volksmedizinisches aus St. Margarethen im 16.Jahrhundert. Burgenländische Heimatblätter 1963, 91-93.

Macskakő-Katzenstein. Feudális anarchia és huszitizmus Sopron környékén (1440-1465). Soproni Szemle 1963, 122-135.

Sopron XIV. századi városképének vizsgálata. Soproni Szemle 1964, 1-14, 97-117.

Jövevényszó-kutatás és tárgytörténet. Gesztenye. Vgl. Bárczi Emlékkönyv. Bp., 1964, 249-255 (Nyelvtudományi értekezések 40).

Sopron ismerkedése a huszitizmussal. Soproni Szemle 1964, 333-335.

Die Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. Die ältesten deutschen Frauenmemoiren. Arrabona 1965, 237-296.

Kottanner Jánosné emlékirata. A legrégibb német női napló (1439-1440). Soproni Szemle 1965, 142-149, 233-239, 323-329.

Deutsche Mundartforschung in Ungarn. Zeitschrift für Mundartforschung (Wiesbaden) 1965, 130-132 (Mitverfasser).

Zu den deutsch-ungarisch-slowakischen sprachlichen Beziehungen. Studia Slavica 1966, 267-269 (Kniezsa-Emlékkönyv).

Képek Sopron történetéből. Vgl. Sebestyén, György (Red.): Sopron. Bp., 1966, 1973².

Nyugat-magyarországi szótörténeti adalékok. Magyar Nyelv 1967, 103-105.

Csalfa. Magyar Nyelv 1967, 205-207.

Helyrajzi neveink védelme. Soproni Szemle 1967, 334-340.

Többnyelvüség a középkori Sopronban. Soproni Szemle 1967, 155-171, 205-223, 317-333; 1968, 37-58. 130-150.

Das Wörterbuch des Frühneuhochdeutschen in Ungarn. In: Verhandlungen des II. Internationalen Dialektologenkongresses in Marburg im September 1965. Wiesbaden, 1967, 569-573.

Több mint 80 szócikk a Benkő Loránd szerkesztette "A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára" I-II. kötetében. Bp., 1967-1970.

Szófejtés és tudománytörténet. Kalmár. Magyar Nyelv 1968, 278-290, 385-394.

Helyrajzi neveink védelmének védelmére. Soproni Szemle 1969, 334.

Deutsches Städtebürgertum in Ungarn (Die Ödenburger Familie Petz). Lenau-Forum (Wien) 1969, 79-88; ungarisch: Német polgárság magyar földön. Filológiai Közlöny 1970, 335-342.

Petz Gedeon. Vgl. Magyar Életrajzi Lexikon. Bp., 1969, 413.

Schwartz Elemér. Vgl. Magyar Életrajzi Lexikon. Bp., 1969, 605-606.

A magyarországi németség 1686 előtti névanyagának vizsgálata. Vgl. Kázmér Miklós--Végh József (Red.): Névtudományi előadások (Nyelvtudományi értekezések) N° 70). Bp., 1970, 285-289; deutsch: Die Erforschung des deutschen Namengutes in Ungarn aus der Zeit vor 1686. Acta Linguistica 1970, 121-127.

A Német Nyelv és Irodalom Tanszék története. Vgl. Az Eötvös Loránd Tudományegyetem története 1945-1970. Bp., 1970. 491-498; französisch: Chaire d'allemand. Annales Universitatis Scient. Budapest. Sectio Philologica Moderna 1969-1970, 7-11.

Helyneveink tipológiai vizsgálata. Soproni Szemle 1970. 353-359.

Drei Arbeiten über die frühneuhochdeutsche Kanzleisprache. Acta Linguistica 1970, 234-237.

Szócikkek a Világirodalmi Lexikon I. kötetében. Bp., 1970.

Népi hiedelmeink kutatása. Soproni Szemle 1972, 257-263.

A német nyelvü irásbeliség és szépirodalom a XVI. század végén Sopronban. Helikon 1971. 447-453.

Bán János (1887-1971). Soproni Szemle 1971, 188.

Gyulai Zoltán 70 éves. Soproni Szemle 1971. 193.

Zur Geschichte der Norm der deutschen Schriftsprache in Ungarn (16.-17. Jahrhundert). Linguistische Studien. Reihe Arbeitsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR Berlin, 1973, 123-133.

A helytörténeti és honismereti folyóiratok szerkesztőinek szombathelyi konferenciája. Soproni Szemle 1973, 265.

Kunszery Gyula (1906-1973). Soproni Szemle 1973, 276.

A világi zene jelentkezése Sopronban (1430-1629). Soproni Szemle 1974, 4-40, 127-133.

Jahressitzung des Instituts für deutsche Sprache (Mannheim 1-5.April 1974) deutsche sprache (Stuttgart) 1974, 348-352.

Krammer Jenő. In: Pedagógiai Lexikon. Bp., 1976.

A magyarországi germanisztika etimológiai problémái. Vgl. Benkő Loránd--Sál Éva (Red.): Az etimológia elmélete és módszere. Bp., 1976, 212-216.

A hétszáz éves Sopron. Vgl. Fenyő Béla--Ludas M. László: Az Élet és Tudomány kalendáriuma (1977). Bp., 1976, 101-109.

A Benkő Loránd szerkesztette "A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára" (Bp., 1967-1976, 3 kötet) munkatársa és egyik német lektora.

A három középkori városháza. Soproni Szemle. 31, 1977, 234-247.

Il miniatore del Leggendario Angioino ungherese. Acta Historiae Artium Academiae Scientiarium Hungaricae. 23, 1977, 287-289.

Universitätslehrbücher

Német hangtan és helyesirás. Bp. 1952, 25 S.

Deutsche beschreibende Grammatik. Bp., 1967[3], 186 S.

Geschichte der deutschen Sprache. Bp., 1957, 73 S.

Nibelungen-ének. Vgl. Kardos László (Red.): A világirodalom története I. Ókor-középkor. Egységes jegyzet. Bp., 1960, 184-188.

A német és a németalföldi reneszánsz. Vgl. Kardos László (Red.): Világirodalom II. Reneszánsz-XVII-XVIII. század. Egységes jegyzet. Bp., 1961, 64-73.

Német Nyelvtörténet. Bp., 1961-1962, 140 S.

Szöveggyüjtemény a régi német irodalom történetéhez. (A kezdetektől 1700-ig). Bp., 1959, 2 Bde. (Mitverfasser).

Deutsche Sprache und Literatur (770-1700). Ein Lesebuch mit altdeutschem Glossar. Bp., 1963, 430 S.

Einführung in die deutsche Sprachgeschichte. Bp., 1971, 115 S.

Sprachbücher, Schallplatten (als Mitverfasser)

Német Nyelvkönyv a gimnázium II. osztálya számára. Bp., 1952, 1957 [6].

Német nyelvkönyv a gimnázium III. osztálya számára. Bp., 1952, 1957[7].

Német nyelvkönyv haladók számára. Bp., 1959; 1967[4].

Deutsch. Weltsprachen auf Schallplatten. Bp., 1962, 7 Schallplatten.

Rezensionen

Thier László (Red.): Scarbantia-könyvek. Sopron, 1938. Soproni Szemle 1938, 333-334.

Soós Imre: Ősi rábaközi parasztnemzetségek. Sopron, 1938. 334-335.

Kniezsa István: Magyarország népei a 11. században. Bp., 1938. Soproni Szemle 1938, 265-266.

Mosca Rodolfo: L'Italia e la questione dell'Ungheria Occidentale. Bp., 1959. Soproni Szemle 1939, 351.

Missuray-Krug Lajos: Társpohár. Sopron, 1939. Soproni Szemle 1939, 266-267.

Thirring Gusztáv: Sopron városa a 18. században. Sopron, 1939. Soproni Szemle 1939. 263-264.

Litschauer, G. Fr.: Bibliographie zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des Burgenlandes 1800-1929. Wels, 1938. Soproni Szemle 1939, 91-92.

Házi Jenő: Sopron szabad királyi város története. II. rész 5. kötet (1489-1530). Sopron, 1938. Soproni Szemle 1939. 87.

Házi Jenő: Sopron középkori egyháztörténete. Sopron, 1939. Soproni Szemle 1940, 45.

Heimler Károly: Sopron belvárosa (Sopron müemlékei I.). Sopron, 1939. Soproni Szemle 1940. 46.

Kolb Jenő: Régi játékkártyák. Bp., 1939. Soproni Szemle 1940, 46-47.

Horak Karl: Burgenländische Volksschauspiele. Wien und Leipzig, 1940. Soproni Szemle 1941, 69.

Pásztor Lajos: A magyarság vallásos élete a Jagellók korában. Bp., 1940. Soproni Szemle 1941, 151.

Csapodi Csaba: Esterházy Miklós nádor (1583-1645). Bp. o.J. Soproni Szemle 1942, 152.

Csatkai Endre: A soproni szappanosok és gyertyamártók története. Sopron, 1941. Soproni Szemle 1942, 98-99.

Gantner Antal: A soproni színház és színészet története. Sopron, 1941. Soproni Szemle 1942, 99.

Missuray-Krug Lajos: Rónaviz. Sopron, 1941. Soproni Szemle 1942, 100-101.

Házi Jenő: Gunyvers a soproni asszonyokról 1595-ből. Bp., 1942. Soproni Szemle 1942, 226-227.

Lám Friedrich--Missuray-Krug, Ludwig: In meinem Herzen baut ihr Nest die Stille, Sopron, 1942. Soproni Szemle 1942. 228-229.

Jászai József: Rábatamási multja és jelene. Sopron, 1942. Soproni Szemle 1943. 71-73.

Maár Gizella: A soproni szőlőmüvelés és szókincse. Bp., 1943, 267.

Benkő László: A falukutatástól a nemzetnevelésig. Bp., 1943. Soproni Szemle 1943, 268.

Kálmán Béla, A bősárkányi gyékényszövés és szókincse. Bp., 1942. Soproni Szemle 1943, 285.

Mosca Rodolfo: Le relazioni internazionali del regno d'Ungheria. Atti internazionali e documenti diplomatici raccolti e ordinati I (1919-1938). Bp., 1943. Soproni Szemle 1943, 286-287.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Filológiai Közlöny 1955, 427.

Hugo Kuhn: Germanische Jahrbücher. Filológiai Közlöny 1955, 425.

Richard Brinkmann: Zur Deutung von Wittenwillers "Ring". Irodalmi Figyelő 1956, 290-291.

Leopold Schmidt: Burgenländische Volkskunde 1951-1955. (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland Heft 11). Eisenstadt, 1956. Soproni Szemle 1956, 191.

Hans Wagner: Urkundenbuch des Burgenlandes und der angrenzenden Gebiete der Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg. I. Band (808-1270). Graz-Köln, 1955. Soproni Szemle 1956, 190-191.

Szántó Imre (Red.): A helytörténeti kutatások módszere és feladatai az oktató-nevelő munkában. Bp., 1956. Soproni Szemle 1957, 157-158.

Házi Jenő: Die kanonische Visitation des Stefan Kazó Archidiakon von Eisenburg/Vasvár im Burgenland. Teil des Komitates Eisenburg in den Jahren 1697-1698. Eisenstadt, 1959. Századok 1959, 671-672.

Wilhelm,Ebel: Bürgerliches Rechtsleben zur Hansezeit in Lübecker Ratsurteilen. Göttingen, 1954; Wilhelm Ebel: Lübecker Ratsurteile. Göttingen, 1955-1958. Tanulmányok Budapest multjából 1961, 678-680.

Jügelt Karl-Heinz: Hungarica-Auswahl-Katalog der Universitätsbibliothek Jena. Weimar, 1961. Soproni Szemle 1962, 180-181.

Grünvald Fülöp--Scheiber Sándor (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár VI. kötet. 1600-1740. Bp., 1961. Soproni Szemle 1962, 379-380.

Hutterer Claus Jürgen: Geschichte der ungarndeutschen Mundartforschung. Berlin, 1960. Muttersprache (Lüneburg) 1962, 249.

Große Rodolf--Hutterer, Claus Jürgen: Hochsprache und Mundart in Gebieten mit fremdsprachigen Bevölkerungsteilen. Berlin, 1961. Muttersprache (Lüneburg) 1962, 249-250.

Siebenbürgisch-deutscher Sprachatlas. Hrsg. von Karl Kurt Klein und Ludwig Erich Schmitt. Band I, Teil I. Marburg 1961. Muttersprache (Lüneburg) 1963, 280-281.

Ernst,Schwarz: Die Herkunft der Siebenbürger und Zipser Sachsen. Siebenbürger und Zipser Sachsen, Ostmitteldeutsche, Rheinländer im Spiegel der Mundarten. München, 1957. Századok 1963, 1722-1723.

Die Wissenschaft von deutscher Sprache und Dichtung. Methoden, Probleme, Aufgaben. Stuttgart, 1963. Deutsche Literaturzeitung (Berlin) 1964, 5. Heft.

Grünvald Fülöp--Scheiber, Sándor: Magyar-zsidó Oklevéltár VII. kötet. Budapest 1963. Soproni Szemle 1964, 380.

Györffy György: Az Árpád-kori Magyarország történeti földrajza. I. kötet. Bp., 1963. Soproni Szemle 1964, 189-190.

Bodolay Géza: Irodalmi diáktársaságok 1785-1848. Bp., 1963. Soproni Szemle 1964, 190-191.

Mersić Martin: Baumgarten im Burgenland. Wien, 1963. Soproni Szemle 1964, 285.

Brinkmann Hennig: Die deutsche Sprache. Düsseldorf, 1962. Acta Linguistica 1964, 202-206.

Kibelka Johannes: Der wahre Meister. Denkstile und Bauformen in der Dichtung Heinrichs von Mügeln. Berlin, 1963. Deutsche Literaturzeitung (Berlin) 1964, 7/8. Heft.

Obernberg Alfred: Die Mundart der siebenbürgischen Landler. Eine bairische Sieulermundart des 13. Jahrhunderts. Marburg, 1964. Südostdeutsche Semesterblätter 16. Heft 39-40.

Dornseiff Franz: Kleine Schriften. Band I-II. Leipzig, 1956-1964. Acta Linguistica 1965, 425-426.

Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Band II. Eisenstadt, 1963. Századok 1965, 1327-1328.

Dollmayer Viktor--Kranzmayer, Eberhard: Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch, Lieferung 1. Wien, 1963. Muttersprache (Lüneburg) 1965, 5.

Thiessen John: Studien zum Wortschatz der kanadischen Mennoniten. Marburg, 1963. Muttersprache (Lüneburg) 1965, 5.

Appel Wilhelm: Die Mundart von Hilbetten im Schönhengstgau. Marburg, 1963. Muttersprache (Lüneburg) 1965, 5.

B. Thomas Edit: Römische Villen in Pannonien. Beiträge zur pannonischen Siedlungsgeschichte. Bp., 1964. Soproni Szemle 1965, 192.

Schirmunski V.M. Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut-und Formenlehre. Berlin, 1962. Acta Linguistica 1966, 422-426.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár. VIII. kötet. 1264-1760. Bp., 1965. Soproni Szemle 1966, 279-280.

Zala megye földrajzi nevei. Zalaegerszeg, 1964, Soproni Szemle 1966, 280-281.

Bayerisch-Österreichisches Wörterbuch I. Österreich: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich, bearbeitet von Viktor Dollmayer und Eberhard Kranzmayer. Lieferung 2 und 3. Wien, 1964-1965. Muttersprache (Lüneburg) 1966, 351-352.

Schirmunski V. M.: Deutsche Mundartkunde. Berlin, 1962. Általános Nyelvészeti Tanulmányok V. kötet. Bp., 1967, 329-331.

Hadrovics László: Jövevényszó-vizsgálatok. Bp., 1965. Acta Linguistica 1967, 192-193.

Ising Erika: Die Anfänge der volkssprachlichen Grammatik in Deutschland und Böhmen. Berlin, 1966. Acta Linguistica 1968. 461-462.

Scherer Anton: Donauschwäbische Bibliographie 1935-1955. München, 1966. Muttersprache (Lüneburg) 63-64.

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár IX. kötet, Bp., 1966. Soproni Szemle 1968, 95-96.

Lindeck-Pozza Irmtraut: Urkundenbuch des Burgenlandes und der angrenzenden Gebiete der Komitate Wieselburg. Ödenburg und Eisenburg. II. Band (1271-1301). Graz--Köln, 1965. Soproni Szemle 1968, 283-284.

Baesecke Georg: Kleinere Schriften zur althochdeutschen Sprache und Literatur. Bern und München, 1966. Muttersprache (Lüneburg) 1968, 62-63.

Gutkas Karl: Geschichte des Landes Niederösterreich. 0.0. 1959-1962, 3 kötet. Soproni Szemle 1968, 286-287.

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár XI. kötet (1446-1741). Bp., 1968. Soproni Szemle 1969, 191.

Szathmári István: Régi nyelvtanaink és egységesülő irodalmi nyelvünk. Bp., 1968. Soproni Szemle 1969, 284-285.

Scheiber Sándor: Héber kódexmaradványok magyarországi kötéstáblákban. Bp., 1969. Soproni Szemle 1969, 286-288.

Buzás Josef: Kanonische Visitationen der Diözese Raab aus dem 17. Jahrhundert. IV. Teil. Eisenstadt, 1969. Soproni Szemle 1970. 288.

Wahrig Gerhard: Das grosse deutsche Wörterbuch. Gütersloh, 1967. Acta Linguistica 1969, 255-257.

Tagliavini Carlo: Panorama di storia della filologia germanica. Bologna, 1968. Acta Linguistica 1969, 445-446.

Eric A., Blackall: Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700-1775. Mit einem Bericht über neue Forschungsergebnisse 1955-1964 von Dieter Kimpel. Stuttgart, 1966. Muttersprache (Lüneburg) 1969, 254-255.

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár XII. kötet (1414-1748). Soproni Szemle 1970, 287-288.

Internationale Bibliographie zur Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen zur Gegenwart. Teil I. Acta Litteraria 1970, 246-248.

Festschrift für Heinrich Kunnert. Eisenstadt, 1969. Soproni Szemle 1970, 286-287.

Kiss Jenő: A rábaközi Mihályi igeképzői (Nyelvtudományi értekezések 69). Soproni Szemle 1970, 383.

Volk und Heimat. Monatszeitschrift für Kultur und Bildung. Jahrgang 26/1969-1970). Soproni Szemle 1970, 384.

Vizkelety András: Beschreibendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Band I. Budapest--Wiesbaden, 1969. Acta Linguistica 1971, 469-471.

Scheiber Sándor: (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár XIII. kötet 1296-1760). Bp., 1970. Soproni Szemle 1971, 380-381.

Pflagner Margit: (Red.): Begegnung mit dem Burgenland. Das Grenzland in der Literatur. Wien. 1971. Soproni Szemle 1971. 383-384.

Lechner Karl: Donauländer und Burgenland. Stuttgart, 1970. Soproni Szemle 1971, 96.

Kosáry Domokos: Bevezetés Magyarország történetének forrásaiba és irodalmába. I/1. kötet I-II. rész. Bp., 1970. Soproni Szemle 1971. 189-190.

Hiller István: Az Erdészeti és Faipari Egyetem. Sopron, 1970. Soproni Szemle 1971, 190.

Breu Josef: Die Kroatensiedlung im Burgenland und den anschliessenden Gebieten. Wien, 1970. Soproni Szemle 1971, 287-288.

Dümmerth Dezső: Pest város társadalma 1686-1696. A török hódoltság utáni első évtized lakosságának gazdasági, társadalmi és személyes életviszonyai Mária Terézia koráig. Bp., 1968. Acta Linguistica 1971, 244-245.

Kronsteiner Otto: Wörterbuch der Gewässernamen von Österreich. Wien, 1971. Studia Slavica 1972, 174-175.

A magyar nyelv történeti-etimológiai-szótára. Szerk. Benkő Loránd. I. kötet A-Gy. Bp., 1967. Muttersprache (Lüneburg) 1972, 64.

Eberhard, Kranzmayer: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. 6. Lieferung. Wien, 1968. Muttersprache (Lüneburg) 1972, 115.

Zwei Festschriften für Eberhard Kranzmayer. Mundart und Geschichte. Hrsg. von Maria Hornung. Wien, 1967; Beiträge zur oberdeutschen Dialektologie. Hrsg. von Ludwig Erich Schmitt. Marburg, 1967. Muttersprache (Lüneburg) 1972, 193-194.

Eberhard, Kranzmayer: Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. 5. Lieferung. Wien, 1967. Muttersprache (Lüneburg) 1972, 345-346.

A magyar történettudomány válogatott bibliográfiája 1945-1968. Bp., 1971. Soproni Szemle 1972, 91-92.

Galavics Géza: Program és műalkotás a 18. század végén. Egy festmény születése és fogadtatása. Bp., 1971. Soproni Szemle 1972, 92-93.

Kaufmann Jacques: Eine Studie über die Beziehungen der Habsburger zum Königreich Ungarn in den Jahren 1278 bis 1366. Eisenstadt, 1970. Soproni Szemle 1972, 93.

Gál Károly (Red.): Ethnographia Pannonica. Sozialhistorische und ethnologische Studien zum Pannonischen Raum. Eisenstadt, 1971. Soproni Szemle 1972, 93.

Magyar Arnold: Schicksal eines Klosters. Das erste Franziskanerkloster von Eisenstadt im Rahmen der Geschichte der Marianischen Ordensprovinz 1386-1625. Eisenstadt, 1970. Soproni Szemle 1972, 93.

Herpay Imre (Red.): Mindnyájan voltunk egyszer az Akadémián... Sopron 1919-1969. Sopron, 1970. Soproni Szemle 1972, 191.

Imre Samu: A felsőőri nyelvjárás. Bp., 1971. Soproni Szemle 1972, 204.

Ulbrich Karl: Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes VIII. Teil: Karten und Pläne. 1. Halbband. Eisenstadt, 1970. Soproni Szemle 1972, 284.

Rácz Endre: Fertőd. Bp., 1972. Soproni Szemle 1972, 285.

Lőrinczy György: Sopron. Bp., 1971. Soproni Szemle 1972, 285.

Dercsényi Dezső--Entz Géza--Merényi Ferenc: Magyar müemlékvédelem 1967-1968. Bp., 1970. Soproni Szemle 1972, 377-380.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar-zsidó Oklevéltár XIII. kötet (1296-1760) Bp., 1970. Soproni Szemle 1971, 380-381.

Kereszténvi József: Az olimpiák története. Olimpiától Münchenig. Bp., 1972. Soproni Szemle 1972, 382.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar Zsidó Oklevéltár XIV. kötet 1742-1769. Bp., 1971. Soproni Szemle 1973, 284-285.

Honti Pál: Hany Istók nyomában. Győr, 1972. Soproni Szemle 1974. 192.

Kobilarov-Götze, Gudrun: Die deutschen Lehnwörter der ungarischen Gemeinsprache. Wiesbaden, 1972. Magyar Nyelv 1974, 239-241.

H. Takács Marianna: Magyarországi udvarházak és kastélyok (XVI-XVII. század). Bp., 1972. Soproni Szemle 1974, 283-285.

Allgemeine Bibliographie des Burgenlandes VIII. Teil: Karten und Pläne. 2. Halbband: Pläne und Register. Bearbeitet von Karl Ulbrich. Eisenstadt, 1972. Soproni Szemle 1974. 382.

Derx Josef: 100 Jahre Eisenstädter Bank Aktiengesellschaft (1872-1972). Wien, 1972. Soproni Szemle 1974, 381-382.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar Zsidó Oklevéltár XV. kötet (1408-1770). Bp., 1972. Soproni Szemle 1974, 281.

Vizkelety András: Beschreibendes Verzeichnis der altdeutschen Handschriften in ungarischen Bibliotheken. Band II. Budapest-Wiesbaden, 1973. Acta Litteraria 1975, 357-358.

Eper Tivadar--Réthly Endre--Gerencsér Nándor (Red.): Sopron Városi Tanács VB Kórházának III. évkönyve (1969-1974) Sopron. 1974. Soproni Szemle 1975, 189-190.

Emresz, Károly: Sopron helytörténete a gimnáziumban. Győr, 1972. Soproni Szemle, 1975. 284.

Csapody István usw: Barangolások a soproni erdőkben. Bp., 1975. Soproni Szemle 1976, 181.

Barkóczi László--Mócsy, András: Die römischen Inschriften Ungarns (RIU). I. Lieferung. Bp., 1972. Soproni Szemle 1976. 182.

Hadrovics László: Schrifttum und Sprache der burgerländischen Kroaten im 18. Jahrhundert. Wien, 1974. Studia Slavica 1976; ungarisch: Soproni Szemle 1976, 183-184.

Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes Oberwart. Bearbeitet von Adelheid Schmeller-Kitt nach Vorarbeiten von Julius Fleischer +, mit einem Beitrag von Hansjörg Ubl. Wien, 1974. Soproni Szemle 1976, 184-5.

Scheiber Sándor (Red.): Magyar Zsidó Oklevéltár XVI. kötet. 1412-1770. Bp., 1974. Soproni Szemle 1976, 378-379.

Gimes Endre: Szil, Szany, Rábaszentandrás, Sobor, Egyed, Árpás. Utikalauz. Győr, 1975. Soproni Szemle 1976, 376-377.

Imre, Samu: Felsőőri tájszótár. Bp., 1973. Soproni Szemle 1976, 378.

Katona Imre: A habán kerámia Magyarországon. Bp., 1974. Soproni Szemle 1976, 377-378.

Hutterer Claus Jürgen: Die germanischen Sprachen. Ihre Geschichte in Grundzügen. Nyelvtudományi Közlemények. 1977, 353-355.

Póczy, Klára: Scarbantia. A római kori Sopron. Soproni Szemle. 31, 1977, 379.

Manherz, Károly: Sprachgeographie und Sprachsoziologie der deutschen Mundarten in Westungarn. Soproni Szemle. 31, 1977, 374-376.

Sz. Burger, Alice: Az 1975. év régészeti kutatásai. Soproni Szemle. 31, 1977, 376.

Gimes Endre: Balf-fürdő. Soproni Szemle. 31, 1977, 285.

Lagzi István: Lengyel menekültek Zala megyében a második világháboru idején. Soproni Szemle. 31, 1977, 280.

Redáktionelle Tätigkeit

Chefredakteur der Zeitschrift "Soproni Szemle" [Soproner Rundschau] : seit 1970

Mitglied des Redaktionsausschusses der Zeitschriften "Soproni Szemle" (seit 1938),"Deutsche Monatshefte" (1957-1958), "Modern nyelvoktatás" [Moderner Sprachunterricht] (1963-1967).

Mitarbeiter

Dr. Anikó N. Balogh: Oberassistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest, Abteilung Skandinavistik;

Dr. Péter Bassola: Oberassistent an der Universität für Wirtschaftswissenschaften "Karl Marx" zu Budapest;

Dr. Katalin Beke: Assistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Lajos-Kossuth-Universität zu Debrecen;

Prof. Dr. Árpád Berczik: Institut für deutsche Sprache und Literatur der Attila-József-Universität zu Szeged;

Dr. Helmut Bergner: Lektor in der Sektion für Kulturwissenschaften und Germanistik der Karl-Marx-Universität zu Leipzig, gegenwärtig Lektor am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Katalin Fenyves: wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Sándor Gárdonyi: Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Lajos-Kossuth-Universität zu Debrecen;

Dr. Judit Györi: Oberassistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Regina Hessky: Oberassistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Prof. Dr. Claus Jürgen Hutterer: Leiter der Lehrkanzel Germanistik IV. der Universität zu Graz;

Dr. János Juhász: Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Marianna Kertész: Assistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Sarolta László: Oberassistentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Péter Lieber: Oberassistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Karl Manherz: Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Prof. Dr. Antal Mádl: Leiter des Instituts für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Prof. Dr. Lajos Némedi: Leiter des Instituts für deutsche Sprache und Literatur der Lajos-Kossuth-Universität zu Debrecen;

Dr. Miklós Salyámosy: Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Péter Simon: Oberassistent an der Pädagogischen Hochschule zu Szombathely;

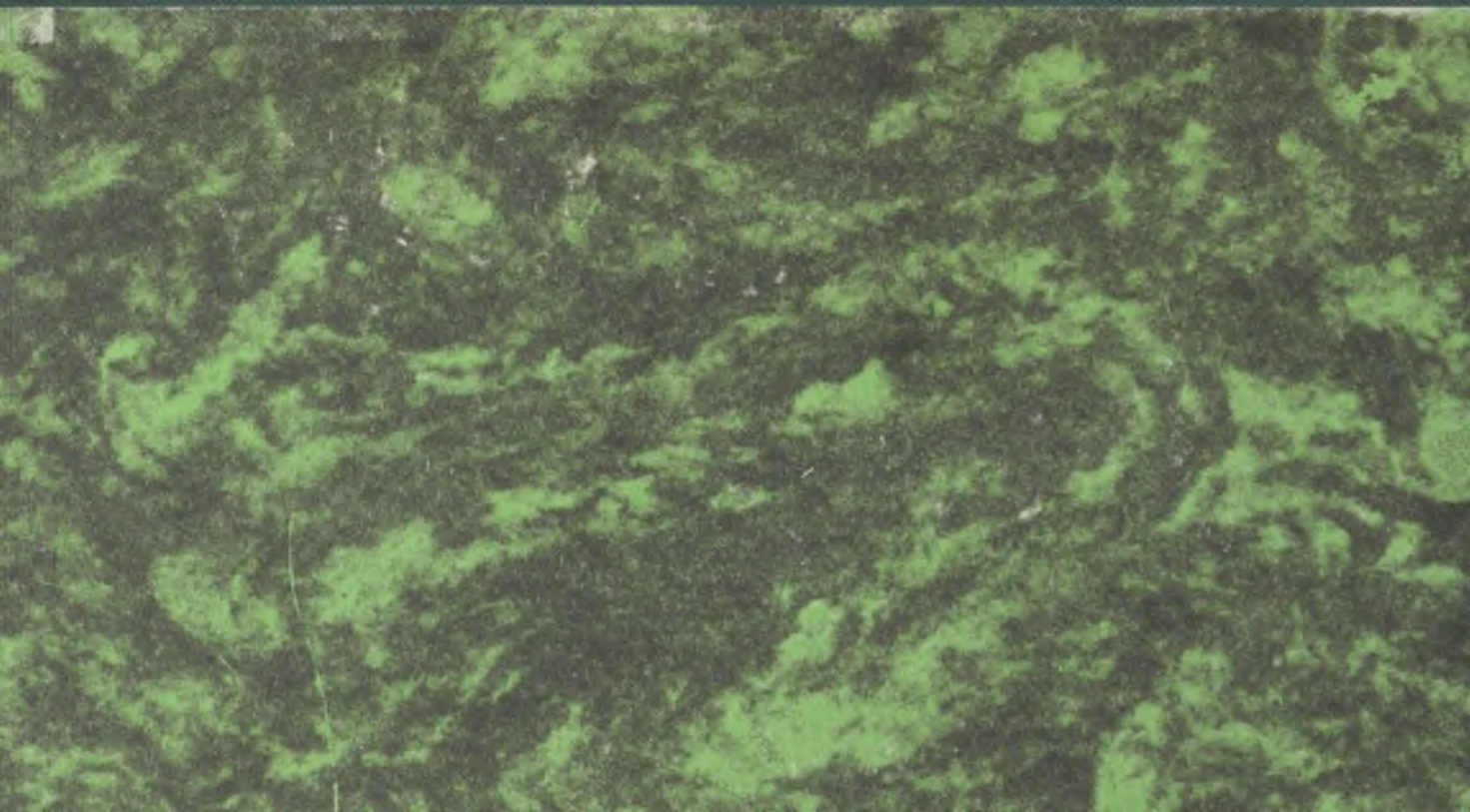
Dr. Lajos Szalai: Assistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. Ferenc Szász: Oberassistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Prof. Dr. István Szathmári: Dekan der Philosophischen Fakultät der Loránd-Eötvös-Universität;

Dr. Zsuzsa Széll: Dozentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. László Tarnói: Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest;

Dr. László Valaczkai: Dozent am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Attila-József-Universität zu Szeged;

Dr. András Vizkelety: Referent für mittelalterliche Handschriften in der Széchényi-Nationalbibliothek zu Budapest; Dozent h.c. am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Loránd-Eötvös-Universität zu Budapest.